Arm. Ewald's

Geschichte Preußens.

Vierter Band.

Preußens Ruhm und Preußens Ehre.

Geschichte des preußischen Staates

bis zur

Krönung des ersten Königs im Allgemeinen, von diesem Zeitraum bis auf die Gegenwart im Besondern,

in historisch-biographischen Darstellungen

seiner

Regenten, Heerführer, Staatsmänner, Gelehrten u. s. w.

von

Arm. Ewald.

Mit Portraits.

Vierter Band.

Cassel 1855,
Ernst Balde.



Karl Freiherr von Stein zum Altenstein.

Karl, Freiherr vom Stein.

Eine Biographie

von

Arm. Ewald.

„Gott regiert die Welt und verläßt keinen Deutschen, und wenn wir treu und deutsch bleiben, so werden wir's mit allen Feinden auch künftig wohl aufnehmen."

Mit Portrait.

Cassel 1855,
Ernst Balde.

Karl, Freiherr vom Stein.

Vorwort.

Merkwürdiges Schicksal Deutschlands! Einst als Kaiserreich der Sachsen und Hohenstaufen die erste politische Macht Europa's, und seit der Reformation, seit drei Jahrhunderten ohnmächtig und zertheilt, religiös und politisch zerspalten! Und doch ist der Beruf Deutschlands, eine umfassende, weltbürgerliche Stellung einzunehmen, ein gegebener, ein natürlicher, — nicht in abgeschlossener Nationalität seine Befriedigung zu finden, sondern für die große Mannigfaltigkeit der Geschichte einen Einheitspunkt abzugeben, alle Elemente zu einem neuen, großartigen, organischen Ganzen zu verschmelzen, der Mittelpunkt der geistigen Arbeit des Menschengeschlechts,

die Gesammtheit aller geistigen Bestrebungen zu werden. Es scheint jetzt die Zeit gekommen, wo Deutschland, außer diesem innern natürlichen Berufe, auch wieder äußerlich als Nation in eine Einheit sich fassen will, sich fassen muß, wenn man nicht annehmen soll, daß das deutsche Volk seine sittliche Kraft verloren habe, daß es darum glaube, gegen allzumächtige Nachbarn aus Furcht Rücksicht nehmen zu müssen, nur durch Nachgiebigkeit, durch Schmeichelei, durch Unterwürfigkeit deren Vergrößerungspläne aufhalten zu können. Aber Deutschland hat noch diese sittliche Kraft, es wird diese stets in drei Bestrebungen sich äußern lassen, im rüstigen Streben nach Freiheit, nach Wahrheit, nach Sittlichkeit, deren Erfolge Recht, Selbstbewußtsein, Treue sind. Darin liegt die Existenz, der Ruhm, die Kraft; denn nur Kraft ist der Hebel der Welt, Schwäche würde veranlassen, daß beim ersten Weltensturme, von Osten oder von Westen, Deutschland umgerissen würde. —

Um nun Kraft zu bekommen, bedarf unser Vaterland der Wiedererweckung seiner alten Nationalität aus ihrem Grabe. Kein Staat hat aber durch seine ganze Stellung einen stärkern Beruf empfangen als Preußen, um Deutschland zu einer Einheit gebenden nationalen Staatsverfassung zu verhelfen.

Von diesem großen norddeutschen Staate ist wesentlich die neue geistige Bewegung in der deutschen Nation hervorgegangen, als Haupt des Protestantismus steht Preußen an der Spitze der religiösen Interessen Deutschlands, die wesentlich nur im Protestantismus ihre Hoffnung haben können; Preußen befestigte sein Heerwesen im Sinne des Fortschritts, der Humanität und deutschen Volksthümlichkeit; durch Preußen fielen im Innern fast aller deutschen Bundesstaaten jene buntgemalten Schlagbäume, welche früher ein deutsches Land von dem andern, wie vom Feindesland absperrten; Preußen führte zuerst ein volksthümlicheres Gerichtsverfahren ein, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, Theilnahme der Besten des Volks an der Führung des Gemeindewesens. Alles was Deutschland eine große und glorreiche Zukunft wünscht, was da wünscht, daß es wieder die ihm, als Herz von Europa, gebührende imponirende Stellung einnehmen möge, richtet seine Augen auf Preußen. —

Und warum dies? Weil Preußens Könige nach dem Bedürfnisse der Umstände, wie solche die Zeit gebar, so früher, so während der unvergeßlichen Verjüngungsepoche des Staats, so in der neueren Zeit, mit Weisheit immer solchen Männern die oberste Leitung der Geschäfte anvertrauten, welche wis-

sen, daß die Klugheit der Welt, Diplomatie und Politik nicht ausreiche, die Menschen zu beglücken und Macht auf die Dauer zu erhalten, welche die Wahrheit des Wortes anerkennen: „Ehrlichkeit ist die beste Politik, welche ihr Vaterland und ihr Volk mehr lieben, als sich selbst, das menschliche Geschlecht mehr, als das Vaterland, — Gott aber über Alles."

Ein solcher Mann, grade und patriotisch, muthig und zornig, ein Blücher im Civil, war der Freiherr vom Stein, dessen Leben und Wirken, seinen Werth und seine Verdienste um die Wiedergeburt Preußens und Deutschlands, wir uns in dem Folgenden zu schildern vorgenommen haben, er, den man „alles Schlechten Eck-Stein, alles Rechten Grund-Stein, Deutscher Ehre Schluß- und Edel-Stein" nannte. — Freilich würde er jetzt Manchem ein Stein des Anstoßes sein, wenn er, wie einst (1827) sagte: „Die deutschen Fürsten sollten doch bedenken, daß Deutschlands Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität gegen **Rußland** wie einst gegen Frankreich hauptsächlich auf den moralischen und materiellen Kräften Preußens beruht und die läppische und verderbliche Opposition, die sich überall zeigt, aufgeben," oder wenn man bei den Kirchenwirren in Baden und den Manövern der römischen Kirche in andern Ländern an sein

Wort erinnert (1817): „Das Betragen des römischen Hofes geht dahin, nur Gährung und Bitterkeit zwischen den protestantischen Landesherren und ihren katholischen Unterthanen zu erzeugen und zu unterhalten. Der päpstliche Hof scheint zu Grundsätzen zurückkehren zu wollen, welche die katholisch-deutsche Kirche längst aufgegeben und gemildert hatte, und ... er hat sich einen Einfluß und eine unmittelbare Einwirkung angemaßt, die ihm gar nicht zukömmt. Wir können den Einfluß italienischer Pfaffen auf deutsche Verhältnisse nicht ohne große Einschränkungen zulassen...."
Manche meinen wohl auch, daß der Freiherr vom Stein nicht der Mann sein würde, an den noch die Hoffnungen der jetzigen Zeit sich hefteten, weil er, obgleich kräftig und edelsinnig, doch entschiedener Aristokrat gewesen sei. Aber er gestaltete in seiner Zeit frei und freisinnig, er würde dies jetzt nicht minder thun. —

Das Herz schwillt uns in der Brust, wenn wir daran denken, wie er mit so reich wirkenden Schritten über Preußen und über Deutschland hinging, wie er in der Zeit der schwersten Buße Preußens als leuchtender Mittelpunkt, als Schöpfer großer, das unglückliche Land regenerirender Entwürfe und mit einem Heldengeiste ausgerüstet dasteht, den nichts er-

schüttern, nichts beugen kann. Keiner der damaligen Zeit hat an Großartigkeit kühner Schöpfungen ihn übertroffen, kein Anderer mit einem treffenderen Blicke der Sorgfalt in die Zukunft Deutschlands gesehen. Er strebte danach, daß Deutschland eine von vielen Fesseln befreite, sittliche und christliche Staatsverfassung erhalten sollte, um ihm jene imponirende Stellung zu geben, die es erkennen ließ, daß Deutschland das große Herz von Europa sei; — er war tief durchdrungen von der Ueberzeugung, daß nicht in der Gewalt auf der einen Seite und der Furcht auf der andern, sondern in der Billigkeit, in der Aufrichtigkeit des Wohlwollens, in der gegenseitigen Liebe und in dem Frieden das Heil und Glück des Menschengeschlechts beruhe, und daß, wo geistige, **wahrhaft** religiöse und politische Bildung wirklich die Lebensprincipien eines Staates sind, weder die Regierenden durch Knechtschaft erniedrigen wollen, noch die Regierten sich erniedrigt wähnen durch Gehorsam. Wahrhaftig, wir Deutsche sollten uns unsere großen Männer nicht verkümmern lassen. Wir brauchen sie als Trost, und in so weit die vorgeschrittene Zeit nicht ihr Veto gegen einzelne Eigenschaften derselben einlegt, als Beispiel. — Unsere Zeit bedürfte eines Stein's, bei dem charakterlosen Thun und Schwanken der Gegenwart, der diesem frei, kühn und stark, schroff und eckig, wie er war, entgegen-

träte, dieser Mißgeburt des Egoismus, — und die Geschichte lehrt, daß der Egoismus ein Hauptfeind des Menschen ist, und daß unter seinen Wallungen je und je das Wohl der Staaten und der gesammten Menschheit erblichen ist, — der da entgegenträte der engherzigen Parteisucht und den schmutzigen Privatleidenschaften, dem fanatischen Wahne. — Wie einst bei der deutschen Kaiserkrönung gerufen wurde: „Ist kein Dalberg da?" — so möchte man jetzt, grade jetzt, rufen: „Ist kein Stein da?, welcher der Principlosigkeit, der Verblendung, der Unsicherheit und Unentschiedenheit, dem Verfalle seine Festigkeit, der Undeutschheit seinen deutschen Sinn, der oft den Mantel der Religion sich umhängenden, schleichenden, oder offenen Bosheit seinen durch das Bewußtsein edler Absichten gestählten Muth, jeder zur Anarchie führenden Wühlerei das ordnende Princip der Ehrlichkeit, Offenheit und Wahrheit entgegenwürfe." — Deutschland bedürfte jetzt wieder eines solchen Mannes, wie es eines Luthers mit aller seiner Derbheit und Hartnäckigkeit bedurfte, um einen Kampf mit der Hierarchie anzufangen und siegreich zu beendigen. — Darum ist es auch wohl nicht überflüssig, jetzt gerade den Blick auf diesen großen Staatsweisen hinzulenken. Er ist eben heutzutage wieder dem Gedächtniß zurückzuführen, weil er einer jener Charaktere ist, die, reich an Thaten und Schicksalen, auf die

Begebenheiten ihrer Zeit einen merklichen Einfluß ausübten, die zu einer Schilderung ihrer Zeit, wie diese in Geist und Sitte zur Nachwelt spricht, sich ganz vorzüglich eignen.

Möge darum dieser Versuch ein **allgemein** willkommener sein!

Erster Abschnitt.

1757—1789.

Geschlecht und Familie. — Jugenderziehung. — Stein in Göttingen (1773—1777). — Reisen und Aufenthalt in Wetzlar. — Zustand der deutschen Reichsverfassung. — Friedrich II. — Der Minister Heinitz. — Stein, preußischer Staatsdiener (1780.) — Seine Thätigkeit als Oberbergrath (1782.) — Joseph II. — Kaunitz. — Herzberg. — Der deutsche Fürstenbund (1785). — Stein, Gesandter. — Reisen in England (1786).

Das rheinfränkische adlige Geschlecht der Freiherren vom und zum Stein, aus welchem der Staatsminister Freiherr Heinrich Friedrich Carl entsprossen, ist eines der ältesten und edelsten Deutschlands. Bis in das zehnte Jahrhundert kann die Familie in ihrer Ahnenfolge zurückgehen. Sie hat Urkunden vom Jahre 1000. — Unweit des Stammschlosses des Fürstengeschlechts von Nassau Laurenburg liegt auf einer Anhöhe die Stammburg des alten Geschlechts, der Stein genannt.

Aber so wie durch Alter, so ist das Geschlecht auch durch seine ritterliche Tapferkeit bekannt in den Kämpfen für Kaiser und Reich, so wie in den Fehden gegen die Adelsgeschlechter seines Gau's. Oft trieb kriegerischer Muth und die Lust am Kampfgetümmel Einzelne des tapferen Geschlechts über die Grenzen des Vaterlandes dorthin, wo ein Krieg entbrannt war. Edle vom Stein folgten dem Banner des schwarzen Prinzen Eduard von England

in die Schlachten von Crecy (1346) und Poitiers (1356), oder man traf sie an dem Hofe von Burgund, der wahren Schule der Ritterschaft, und den Herzog Carl den Kühnen auf seinen Kriegszügen gegen Frankreich begleitend. Kriegerischer Muth ist stets eine Eigenschaft der Edlen vom Stein gewesen, auch jener Muth, welcher Unfälle des Lebens und fehlgeschlagene Hoffnungen nie so groß erscheinen läßt, daß sie die Kraft lähmen könnten, ihnen kühn die Stirn zu bieten. Dieser Muth ließ sie auch der mit der Reformation anbrechenden neuen Zeit huldigen, obschon viele ihres Geschlechts hohe geistliche Würden der römischen Kirche bekleidet hatten, und sie dadurch in die, aus der Reformation hervorgehenden Wirrsale, und oft zu ihrem Nachtheile, verflochten wurden. Vorzüglich schädigte der dreißigjährige Krieg ihre weitläufigen Besitzungen; sorglose Bewirthschaftung und Verschwendung späterer Besitzer vermehrte den Verfall.

So überkam sie der Vater des Ministers, Carl Philipp Freiherr vom Stein, der, obgleich Protestant, des Churfürsten von Mainz Emmerich Joseph Geheimerath war. Er war ein Mann von echt deutschem Charakter, bieder, offen, redlich, leicht zum Zorn geneigt, ohne Kriecherei, von seinem Fürsten hochgeachtet. Als einen Mann von echt deutschem Wesen bezeichnet ihn auch die Grabschrift, welche ihm sein Sohn widmete:

Sein Nein war Nein gewichtig
Sein Ja war Ja vollmächtig
Seines Ja war er gedächtig
Sein Grund, sein Mund einträchtig
Sein Wort, das war sein Siegel.

Henriette Caroline, aus dem Geschlechte der Langwerth von Simmern, seine Gattin, war das Muster einer solchen und

zugleich eine vortreffliche Hausfrau und Mutter, ihres Gatten treue Lebensgefährtin, unterrichtet und scharfsichtig genug, um ihn zu verstehen und sich in die Aeußerungen seines Wesens zu schicken, mit einem kräftigen Willen Milde des Charakters und tiefes Gefühl, mit einem hohen, klaren Geiste eine ungeheuchelte Frömmigkeit verbindend. Als Hausfrau war sie einfach, thätig, sorgsam, umsichtig, bescheiden genug um nichts zu verachten, was zu dem Wohlergehen der Ihrigen und zur gedeihlichen Beförderung des Hauswesens beitragen konnte. In ihrem Wesen war jener Hauptvorzug der Frauen tief begründet, vermöge dessen Alles in und an ihr schicklich, Alles schön, Alles anständig war. Als Mutter suchte sie die schlummernden Geisteskräfte ihrer Kinder zu wecken und zu bilden, ihr Gefühlsvermögen zu veredeln und ihnen vor Allem Religiosität einzuflößen, den Söhnen Liebe für alles Gute und Schöne, Offenheit, Redlichkeit, hohen Sinn, Großmuth und vor Allem die heilige Liebe zum deutschen Vaterlande einzuhauchen, die Töchter mit jeder liebenswürdigen Tugend, deren Grund und Kern die Frömmigkeit, zu schmücken. Noch in seinen späteren Jahren sprach Stein nur mit wärmster Hochachtung von seiner Mutter. Er konnte von ihr, wie einst der Kaiser Antonin von der seinigen sagen: „Meine Mutter pflanzte Gottesverehrung, Vaterlandsliebe und Freude am Menschenwohl in meine Seele. Sie lehrte mein Herz vor jeder bösen Handlung Abscheu empfinden, so daß es schon vor dem Gedanken daran zurückbebte." — Die Erziehung durch seine Mutter war von dem größten Einfluß auf sein Leben; überhaupt würden wir, wenn wir die Jugendgeschichte aller großen und tugendhaften Männer, welche als Wohlthäter ihres Landes und der Menschheit gepriesen werden, genauer kennten, gewiß bei dem größten Theile derselben es finden, daß der Grund zu allen erhabenen Eigenschaften, durch welche sie sich um das menschliche

Geschlecht verdient gemacht haben, von ihren Müttern in ihre jugendliche Seele gelegt wurde. Es ist lange noch nicht genug anerkannt, wie wichtig eine untadelhaft und in Frömmigkeit, geordneter Thätigkeit und Unschuld zugebrachte Jugend für das ganze Leben des Mannes ist, wie fast Alle, welche dieses Glück genossen haben, es in der Regel ihren Müttern schuldig sind, und wie sehr überhaupt das Glück der Menschheit auf Weiberverstand und auf Weibertugend sich gründet.

Carl war der neunte unter seinen zehn Geschwistern und der dritte Sohn. Vier Söhne und drei Töchter überlebten ihre Eltern.

Der Aelteste, Johann Friedrich, war Comthur des deutschen Ordens und Diplomat. Er war preußischer Gesandter am churfürstlichen Hofe zu Mainz, und stand mit dem damaligen Könige von Preußen Friedrich Wilhelm II. in vertrauter Verbindung. Er war auch ein treu bewährter Freund. Johannes von Müller, zu dieser Zeit churfürstlich mainzischer Conferenzrath und theils mit politischer Schriftstellerei, vorzüglich über den Fürstenbund und deutsche Verhältnisse, und mit seinem klassischen Geschichtswerke, der Schweizergeschichte beschäftigt, ward durch die mit diesen Arbeiten verbundenen körperlichen und geistigen Anstrengungen auf das Krankenlager geworfen. — Der preußische Gesandte vom Stein, welchen das gründliche Wissen Müllers und dessen gereifte Einsicht in den Zusammenhang aller menschlichen Dinge mit diesem innig befreundet hatte, wich nicht von dessen Krankenlager und seine liebende Sorgsamkeit beförderte die Genesung des Freundes.

Von dem zweiten Bruder, dem deutschen Ordensritter Friedrich Ludwig, dem „heißen Kopf" wie ihn Feldmarschall Wallis nannte, erzählt das Heldenbuch der österreichischen Armee. Wie einst Leonidas die Thermopylen gegen das unzählige Heer des

Xerres, so vertheidigte er sich als Major in dem unglücklichen, weil ungerechten, Türkenkriege Josephs II. (1788) in der an der Donau gelegenen Veterani-Höhle mit nur einem Bataillone und weniger Artillerie gegen das Heer des Großveziers mit solcher Tapferkeit (8. bis 30. August), daß diese Vertheidigung den vielen Großthaten der österreichischen Armee würdig sich anreiht. Nur gegen freien Abzug kapitulirte er, als der Mundvorrath aufgezehrt, die Munition verschossen, die Höhle selbst durch das gegen dieselbe gerichtete ununterbrochene Feuer des schweren feindlichen Geschützes und durch die Arbeiten der türkischen Schanzgräber unhaltbar geworden war. Stolz wies er das ihm für diese Heldenthat von dem Kaiser zugesendete Theresienkreuz, so wie ein großes Geldgeschenk mit den Worten zurück: „Ich diene der Ehre, nicht eines Ordens oder Geldes wegen." Als Belohnung forderte er von Laudon den Sturm auf Belgrad ausführen zu dürfen, (8. Oct. 1789) und er erstieg unter den Ersten die Mauer. Er erlag bald darauf einem hitzigen Fieber (1790).

Ein dritter Bruder, Ludwig Gottfried, der verlorene Sohn der Familie, starb blind, vergessen, und unter verändertem Namen, doch ward ihm ein reichlicher Jahrgehalt durch seinen Bruder Carl.

Die älteste Schwester, Johanna, war mit jener Schönheit geschmückt, deren Charakter das Reizende, die Anmuth, die Grazie ist. — Viele und hochgestellte Männer bewarben sich um ihre Hand, ihr Gatte, der sächsische Geheimerath von Werthern, war nicht der Mann ihrer Wahl, darum war ihre Ehe eine sehr unglückliche. Das Band der innigsten Zuneigung fesselte sie an ihren Bruder Carl; ihre natürliche Verwandtschaft war durch gegenseitige Liebe in eine geistige Verwandtschaft übergegangen. Ihr sanfter stiller Sinn war von dem wohlthätigsten Einfluß auf

die sich nicht selten äußernde Heftigkeit seines Gemüths. Lange Körper- und Seelenleiden beförderten ihren Tod (1811).

Eine zweite Schwester, Marie Charlotte, starb als Gattin des hannöverschen Ministers von Steinberg.

Marie Anna, die dritte Schwester, Marianne von ihrem Bruder genannt, und diesem im Aeußern, wie ihrem geistigen Wesen nach sehr ähnlich, auch mit der Umsichtigkeit ihrer Mutter in der Verwaltung äußerer Angelegenheiten begabt, war Aebtissin des adligen Damenstiftes Wallerstein in Churhessen.

Heinrich Friedrich Carl wurde zu Nassau den 25. October 1757 geboren. — Die Jahre der Kindheit und Jugend verlebte er auf dem Stammsitze seiner Familie. Das Herzogthum Nassau mit seinen bewaldeten Bergen und seinen lachenden Thälern, mit dem gewaltigen Rhein und den Schlangenwindungen der Lahn und zahlreichen andern Flüssen und Bächen, mit seinen alten Burgen und Bergschlössern, seinen Weinbergen und den zahllosen den Adern des Erdkerns entquillenden Heilquellen ist ein kleines Paradies, von der Natur mit dem reichsten Segen bedacht. Auch das alte Fürstenschloß Nassau und die Stammburg der Steine hat herrliche Umgebungen. Täglich durchstreifte sie der Knabe, durchirrte den Hochwald, erkletterte Felsen, und bildete dadurch seinen Sinn für die Reize einer schönen Natur, — oder stellte Schwimmübungen in der Lahn oder sonst körperliche Uebungen an, und wurde dadurch kräftig und stark. — Seine ersten Jahre verflossen so unter der Leitung seiner trefflichen Eltern, vorzüglich unter der Aufsicht der Mutter, und diese, sowie die Schwester Johanna sorgten dafür, daß die sich schon früh zeigende Willensfestigkeit des Knaben nicht in Eigensinn und Trotz übergehe. —

Als der Unterricht der Mutter und der Schwester dem Knaben nicht mehr genügte, ward für ihn ein Privatlehrer berufen, und die

getroffene Wahl hätte nicht glücklicher sein können. Selten vereinigten sich so in Einem Manne, wie in ihm, dessen Stein nur stets mit Achtung gedachte, die Eigenschaften, welche den guten Erzieher ausmachen: das gründliche Wissen, verbunden mit dem Talente eines leichten, deutlich und sinnlich darstellenden Vortrags, das Hingeben an die unschuldigen Gemüther der Zöglinge, welches allein Liebe zu erwecken vermag, mit dem Ernste verbunden, der sich in fester Achtung zu erhalten weiß und schon frühzeitig das Leben als eine ernste Angelegenheit zu behandeln lehrt; die hohe Genialität, die allein geistige Bildung fördern kann, mit der heiligen Sittlichkeit und dem unsträflichen Lebenswandel vereinigt, der jede fromme Lehre treu und ohne Zwang ausübt. Er öffnete seines Zöglings Herz für das Große, Herrliche und Schöne, schärfte sein sittliches Gefühl, lenkte es auf Recht und Wahrheit und prägte seinem Gedächtnisse Vieles von dem ein, was die Menschen von jeher Schönes und Köstliches gethan haben. —

Der Knabe Carl zeigte nicht etwa eminente Geistesgaben, aber ausdauernder Fleiß, ernster Sinn, hohes Streben, und die Unterstützung des treuen und gewissenhaften Lehrers machten, daß er als Jüngling ein scharfes, schnelles und gewandtes Urtheil, gründliche Einsicht und reiches Wissen erhielt, und dadurch seine Alters- und Studiengenossen weit überragte. Vorzüglich fand er Vergnügen an den Alten, nach Jean Paul die richtigste Probe des Geschmacks, — denn er hatte hier nicht das Unglück, daß er sie blos, wie viele Gymnasiasten dies thun müssen, ob copiam vocabulorum las, daß so das Schönste, was der menschliche Geist geboren hat, unter seinen Händen zerrieben wurde; sondern ihm wurden durch seinen Lehrer alle Arten von geistiger Schönheit erschlossen, er lernte einsehen, warum die Alten Plato den Göttlichen nannten, warum Xenophon groß und die Anthologen edel sind. Er lernte aus ihnen, daß

ein großer Theil der alten Völker darum groß war, weil sie unter einer Regierungsform lebten, welche die Liebe zu den Gesetzen und zum Vaterlande zu ihrem Princip hatte.

Unter den Wissenschaften beschäftigte ihn vorzüglich das Studium der Geschichte, dieser Bildnerin des Geistes und Herzens. Jedes Ereigniß, das sie mit den begleitenden Umständen zur Anschauung bringt, jede Begebenheit, die sie schildert, jede Revolution eines Zustandes, die sie auseinander setzt, regte seinen Geist zum Selbstdenken, zum Forschen, zum Urtheilen an. Er empfing aus ihr die große Lehre: sich nicht täuschen zu lassen durch alle jene scheinheiligen Theorien, welche dazu erschaffen wurden, die Menschen in den Ketten körperlicher und geistiger Knechtschaft zu halten. — Vorzüglich zog ihn die Geschichte Englands und seiner Verfassung an, und er fühlte, wie dies die relativ beste Verfassung sei, die nach den gegebenen geschichtlichen Verhältnissen in Deutschland zu Stande kommen könnte. Und tief schmerzte es ihn, wenn er Deutschland damit verglich, wo Soldatenspielerei, Titel- und Beamtenunwesen bis in die kleinsten Höfe drang, wenn er die Höfe der schwäbischen und fränkischen Reichsritterschaft, das liederliche Leben derselben sah, sah wie jeder große, wie kleine Souverain, und solcher gab es damals unzählige, nicht mit dem Vaterlande, nur mit seinen Sonderinteressen beschäftigt war, wie einer den andern hinterging, wie die deutsche Volksthümlichkeit durch das Franzosenthum an den Höfen, die alle dem liederlichen französischen Hofe nachäfften, verdrängt wurde, wie die deutschen Churfürsten, Herzöge und Fürsten ihre eignen Unterthanen an Holland und England für die amerikanischen und asiatischen Colonien verschacherten. Er bewunderte den einzigen großen Fürsten Deutschlands, welcher öffentlich erklärt hat: „Vor der Justiz ist der Prinz dem Bauer gleich. Der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der

Bettler ist eben sowohl ein Mensch, als Seine Majestät, und es muß ihm alle Justiz widerfahren." Er bewunderte diesen großen entschiedenen Beförderer der protestantisch-philosophischen Aufklärung, der durch den siebenjährigen Krieg das deutsche Nationalgefühl wieder aufs Stärkste angeregt hatte, so daß man sich in Preußen einigermaßen wieder als deutsche Nation fühlen lernte. Und diese Hochachtung für den größten König war es auch, welche später Stein dazu trieb, in den preußischen Staatsdienst zu treten, so wie das Studium der Geschichte den Grund zu jenen freisinnigen Ideen legte, wie wir ihn diese in den denkwürdigsten Jahren Preußens verwirklichen sehen werden.

Also durch eine solche aufgeklärte, Geist und Herz harmonisch ausbildende Erziehung, für einen höhern Unterricht tüchtig gemacht, besuchte er in seinem siebenzehnten Jahre (1773) und von seinem Hofmeister begleitet, Göttingen, damals die erste Universität Deutschlands, denn mit ungemessenem Kostenaufwand hatte die hannövrische Regierung die ersten vaterländischen Gelehrten hier vereinigt. — Er sollte sich vorzüglich mit Deutschlands Recht, Geschichte und Verfassung bekannt machen, um später bei dem Reichskammergericht zu Wetzlar eine Anstellung zu finden. Dazu war der, wegen seiner Religiosität, wie wegen seiner liebenswürdigen Bescheidenheit und außerordentlichen Thätigkeit bekannte große Staatsrechtslehrer Pütter der rechte Mann, und man kann wohl sagen, daß er den Grundsätzen dieses Meisters, die er eben so begierig in sich aufnahm, als anhaltend überdachte und fleißig verarbeitete, die wissenschaftliche Basis in dem Fache verdankt, in welchem er späterhin als großer Praktiker so Großes wirken und so allgemeine Bewunderung erregen sollte! Der preußische Staatskanzler Fürst Hardenberg war drei Jahr früher ebenfalls Pütters Schüler gewesen und zu ihm hatte dieser das merkwürdige prophetische Wort gesprochen: „Wenn

Herr von Hardenberg nicht mit der Zeit erster Minister an einem großen Hofe wird, dann ist er nicht am rechten Platze." — Pütter ahnete nicht, daß jetzt ein noch größerer Geist vor ihm säße, der einst dem von ihm gepriesenen Hardenberg die Steige richtig machen, die Ernte säen sollte, deren Früchte jener einsammelte. —

In der Wahl seiner Freunde war Stein sehr streng, wie dies jeder Jüngling stets sein sollte, denn die Freundschaft beruht, wie die Ehe, nur auf geistiger Wahlanziehung, sie ist kein Kind der Selbstsucht oder ein spielendes und empfindelndes Gefühl. Besonders schloß er sich an Brandes und Rehberg. —

Ernst Brandes war in Hannover geboren. Eine sorgfältige Erziehung, Aufenthalt in der großen Welt, Reisen in fremde Länder, ein Geschäftskreis, der im Stande war seinen Blick zu schärfen, eine vieljährige sehr enge Verbindung mit den ausgezeichnetsten Köpfen Deutschlands und sehr günstige Glücksumstände, alles dies trug dazu bei, diesem Manne eine nicht geringe Ausbildung zu verschaffen, und sich später als Gelehrter, Staatsmann und geistreicher Schriftsteller bekannt zu machen. Eine Reise nach England (1784) verschaffte ihm Gelegenheit nicht nur sehr wichtige literarische und politische Verbindungen, so mit dem berühmten Staatsmann Burke, dem erbitterten Gegner der ersten französischen Revolution, zu machen, sie belebte und bildete auch seinen Sinn für Politik aus.

In allen seinen Werken zeigt sich ein großes Talent der Beobachtung und eine große Welt- und Menschenkenntniß. Er starb 1810 und sein Tod wurde von allen seinen Mitbürgern, vorzüglich aber von der Universität Göttingen, deren sorgsamer Curator er gewesen war, als ein Verlust für den Staat betrauert.

Der talentvolle August Wilhelm Rehberg war auch aus Hannover, und ward später gleichfalls politischer Schriftsteller, wo-

zu ihm, wie Brandes und vielen Andern, die französische Revolution den Stoff bot. Auch die Privilegien des Adels fanden an ihm einen eifrigen und gewandten Vertheidiger. Zu ihm fühlte sich Stein noch mehr hingezogen, wie zu Brandes, Beide beseelte derselbe Feuereifer für das Edle, Schöne und Wahre, Beide ließen sich zuweilen von einer schwer zu bändigenden Heftigkeit hinreißen, Beide besaßen einen Reichthum des seltensten Wissens, sie schwärmten mit einander für ein starkes und einiges Deutschland, für welches jeder, von seinem Standpunkte aus, nach Kräften wirken wollte.

Wie Rehberg sein Freund Stein erschien, hat dieser geschildert. „Es war in allen seinen Empfindungen und Verhältnissen etwas Leidenschaftliches. Aber welche Leidenschaft! dem lebendigen und unbiegsamen Gefühle für alles Große, Edle und Schöne unterordnete sich in ihm sogar der Ehrgeiz von selbst. Mit den wenigen Menschen, denen er sich hingab, war er nur durch die Vermittelung seiner Empfindungen verbunden, und wer dazu gelangte, konnte nicht anders als ihn wieder leidenschaftlich lieben. So habe ich mit ihm anderthalb Jahre auf der Universität zugebracht und einen Bund geschlossen, der für das Leben gelten sollte."

Wie schwärmten die Freunde auf ihren täglichen Spaziergängen für das Glück Deutschlands, und wie schön malten sie sich dessen Zukunft aus, denn es war für das theils in Orthodoxie verknöcherte, theils in Sinnenlust versunkene Deutschland eine Zeit angebrochen, bei welcher der Vaterlandsfreund auch wohl, wie einst Hutten zur Zeit der Reformation im Enthusiasmus hätte ausrufen können: „O Jahrhundert, die Studien blühen, die Geister erwachen, es ist eine Lust zu leben." Es waren die Jahre, wo, wenn auch die Form der alten Reichsverfassung vermoderte, doch dagegen der deutsche Geist sich um so gewaltiger erhob und dem Nationalgefühl eine neue Welt schuf und öffnete. Nicht unterstützt

von den deutschen Fürsten, aber auch unerreicht von dem Verderben der vornehmen Welt, welche sich schmählich undeutscher Sitte ergab, und der Sittenlosigkeit der kleineren Höfe, stolz und kühn durch eigne Kraft blühten deutsche Dichtkunst und Wissenschaft empor aus dem tiefen Grund und Boden deutscher Volkskraft, — die deutsche Sprache raffte sich aus ihrer Entwürdigung empor, warf das aus vielen hundert Lappen des Auslandes zusammengeflickte Bettlerkleid ab und trat in ihrer eigenthümlichen Kraft und Schönheit auf. Einzelne Fürsten bemühten sich Aufklärung in ihren Ländern zu verbreiten. Friedrich II., den neuen philanthropischen Ideen, die von Frankreich aus sich Bahn brachen, mit klarster Ueberzeugung und festester Energie zugethan, war entschiedener Freund der protestantisch-philosophischen Aufklärung, und Joseph II. versuchte die geistige Befreiung seines Volkes; der Glaube erhielt seine Weihe durch die Vernunft; der Verstand eröffnete die geheimnißvolle Werkstätte der Natur und unterwarf deren bisher unbekannte Kräfte zum Nutzen der bürgerlichen Gesellschaft, die Preßfreiheit erschütterte die alte Macht des Aberglaubens, aber die Wissenschaft und die Dichtkunst begründeten dafür die Herrschaft der Humanität und förderten das Nationalgefühl. Während des Aufenthalts der drei Freunde in Göttingen bildete sich jener Verein feuriger und kühner Geister, welcher als „Hainbund" alles französische Wesen eifrig bekämpfte. — Die Schriftsteller fingen an im Staatsleben dieselbe bedeutungsvolle Stellung einzunehmen, welche früher ausschließlich die Priester und Gottesgelehrten behauptet hatten: sie wurden die Lehrer, die Erzieher, die Veredler des Volks. Klopstocks Messias war erschienen, dies Wiegenlied einer neuen deutschen Zeit. Lessing schrieb seine Dramen und regenerirte den deutschen Geschmack. Dann kam Justus Möser mit seinen patriotischen Phantasien, in denen er die deutsche nationale Sitte, das deutsche nationale Recht seinen

Landsleuten mit Enthusiasmus empfahl. Es kam Herder mit seiner großen universellen Wirksamkeit für die Sache der Humanität, er gab die erste große Auffassung der Weltgeschichte in seiner Philosophie der Geschichte der Menschheit, worin er ihre innerliche Seite, ihre Seele aufschloß, die weltbewegenden Ideen zur Anschauung bringend. Es kam Göthe mit seinem herrlichen deutschen Liede, seinem Götz von Berlichingen, — und zu diesem Allen kam der amerikanische Revolutionskrieg (seit 1773), diese mächtige zweite Anregung des Geistes, und brachte einen Kreis neuer politischer Begriffe in Umlauf.

Die Freunde fühlten, daß ein neues Zeitalter angebrochen sei, in welchem sich alle Kräfte und Eigenschaften ihres, des deutschen Volkes, in reger Wechselwirkung allmälig schon zum großen Einklang zu ordnen begannen, — sie fühlten auch, daß es ein Vergehen an sich selbst und an dem Volke sein würde, nicht schaffend, wirkend und eingreifend in einer solchen Zeit sein zu wollen, — jeder hat es später nach seinen Kräften, Stein aber wie Luther gethan, denn als er viele Jahre nachher berufen war, in einer schweren Zeit das Staatswesen eines einst mächtigen Reichs umzugestalten, und sich ihm damals Wahn, Widerwillen, Aerger über geschmälerte sogenannte Rechte, und beengende Privilegien, verrottetes Herkommen und unzeitgemäße Einrichtungen entgegenstellten (1808), da konnte er auch wie jener Reformator sagen: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen; ich muß die Klötze und Steine ausrotten, Dornen und Hecken weghauen, Pfützen ausfüllen, Bahn machen und zurichten! — und er hat es gethan, und Deutschland und Preußen weihen ihm dafür heute noch Dank. —

Zu erwähnen ist hier, daß im Jahre 1774, auf Betrieb der Mutter, um jede mögliche Zerrüttung des Vermögens zu vermei-

den und des Familienglanzes wegen, der Vater Steins einen Fideicommißvertrag errichtete, nach welchem die vier Söhne, (der älteste widerstrebte lange und bewahrte deswegen bis zu seinem Tode starken Groll,) auf die Erbschaft des väterlichen Vermögens schriftlich zu Gunsten desjenigen verzichten sollten, welchen die Eltern zum Heirathen und zur Fortsetzung des Stammes bestimmen würden. Die Wahl der Eltern fiel auf den guten Haushalter Carl, so sehr es dessen Ansichten entgegen war, da er unverheirathet bleiben wollte. Er succedirte auch nach dem Tode des Vaters (1788). — Viele würden sich nun dem süßen Genusse der Ruhe, der Behaglichkeit, welcher der mit Glücksgütern Gesegnete durch das Zurückziehen von öffentlichen Geschäften sich verschaffen kann, überlassen haben, — aber Stein betrachtete diese Wendung seines Schicksals nur als eine von Gott bestimmte, um so thätiger für sein Vaterland zu wirken.

Ostern 1777 verließ er Göttingen und ging nach Wetzlar, um seine juristisch-publicistische Ausbildung zu vollenden, eben deswegen besuchte er auch später den Reichstag zu Regensburg und Wien (1779). — Auch an den Höfen von Mannheim, Darmstadt, Stuttgart und München hielt er sich einige Zeit auf. Er that dies, um dem, was er bisher in den Schranken der Hörsäle und in der Einsamkeit des Studirzimmers gehört und gelernt hatte, eine feste Unterlage für den Gebrauch im Leben zu verschaffen. Stein ließ auch die Ereignisse der Zeit nicht unbemerkt an sich vorübergehen. Denn damals, nach dem Ableben des Churfürsten Maximilian Joseph von Baiern, entwickelte Joseph II. auf Kaunitz Betrieb seine Pläne auf Baiern, was den bairischen Erbfolgekrieg (1778), aber auch entscheidenden russischen Einfluß in die inneren deutschen Angelegenheiten brachte, ein Einfluß, der durch eine eigenthümliche Folge von Umständen leider bis auf die

jüngste Zeit immer mehr zunahm! „Ich bin untröstlich," ließ Maria Theresia Friedrich II. sagen, „uns wieder auf dem Punkte zu sehen, wo wir uns beide die vom Alter gebleichten Haare ausraufen wollen!" und so sehr auch Joseph II. den Krieg wünschte, so kam doch der Friede zu Teschen zu Stande (1779).

Drei Monate blieb Stein in Wetzlar und arbeitete sehr fleißig bei dem Reichskammergericht. Die Gerichtsbarkeit dieses, von Maximilian I. 1495 angeordneten Gerichtshofs, erstreckte sich über die Streitigkeiten der Reichsstände mit einander, auch der Unterthanen mit ihrer Landesherrschaft. Er war durch das Verschleppen seiner Processe bekannt. Wollte später Stein einen langweiligen, Verhandlungen in die Länge ziehenden Menschen schildern, so sagte er nicht selten: „Der Mensch ist ganz wie der alte deutsche Reichsproceß." — Nicht anders in seinem Geschäftsgange war der Reichshofrath in Wien, welcher die Rechtspflege im Namen der Kaiser, und gleiche Jurisdiction, vorzüglich solche Sachen zu beurtheilen hatte, die zu den kaiserlichen Reservaten, d. h. zu denjenigen Rechten gehörten, welche die Kaiser ohne Zuziehung der Stände im ganzen Reiche ausübten.

Stein hatte beide deutsche Reichsbehörden genau kennen gelernt, so wie er sich denn überhaupt mit der Verfassung des deutschen Reichs, wie diese damals war, genau bekannt gemacht hatte. Von dem alten kaiserlichen Ansehen war kaum noch ein Schatten übrig, kaum ein Fleck Landes noch seiner unmittelbaren Regierung untergeben; der Reichstag war eine Maschine, deren Räderwerk stockte; die Reichsstände waren unter einander in steter Reibung und die Stärkeren von ihnen unterdrückten die Schwächeren. Die Rechtspflege in den Händen der beiden oben genannten höchsten Gerichtshöfe war auf das Erbärmlichste bestellt und durch Bestechung

geschändet. Steins Scharfblick erkannte bald, daß an dem ganzen morschen Gebäude der Reichsverfassung nichts mehr zu retten war; die Schäden hatten schon zu tief gefressen, als daß eine Heilung möglich gewesen wäre, sie mußte völlig verwesen, auf daß aus dem Staube ein junges frisches Leben emporsteigen könnte.

Alles dies erfüllte ihn mit der bittersten Verachtung und trieb ihn, so sehr auch die Eltern als alte Reichsunmittelbare es wünschten, daß er in kaiserliche Dienste treten möchte, zu dem Entschlusse, der politischen Auflösung Deutschlands durch Anschließen an einen größeren Staat entgegen zu treten und indem er dessen Dienste sein Leben weihe, für die Vereinigung, Kraft und Ehre Deutschlands, denn nur dieses betrachtete er als sein Vaterland, zu wirken. Und nach eigener Anschauung und Prüfung aller größeren Höfe, entschied er sich für Preußen. Er wollte für seine künftigen Dienste keinen andern Herrn, als Friedrich II., der im Kriege groß, sich auch im Frieden groß zeigte, der, wenn auch unumschränkter Selbstherrscher, es ehrlich mit dieser Selbstherrschaft meinte; der die heilsamsten Anstalten zur Abschaffung alter Mängel, zur Verbesserung und zur Vervollkommnung unermüdlich ins Werk setzte, welcher durch seine ganze Regierung zeigte, daß es ihm Ernst war mit dem, was er so oft versprach und was gegen das Verfahren aller übrigen Fürsten, Joseph II. ausgenommen, und aller damaligen unzähligen Duodeztyrannen Deutschlands so grell abstach. „Ein König ist nur der erste Diener seines Staats, das öffentliche Wohl muß dem Fürsten zur einzigen Richtschnur dienen, nie darf er sein persönliches Interesse von dem seiner Unterthanen trennen." Vorurtheilsfrei im Punkte der Religion, suchte er Aufklärung zu verbreiten. Er stand über allen Parteien, verstattete ihnen die liberalste Toleranz, — er war ein Vater seines Landes, ein echter König. Und damals grade hatte er sich durch

die Erhaltung Baierns den Dank dieses Landes, so wie des Vaterlandes erworben. —

Während seines Aufenthaltes in Berlin gelang es Stein durch die Vermittelung des Staatsministers von Heinitz eine Anstellung im preußischen Staatsdienste zu erhalten. — Heinitz, ein Sachse, ist einer derjenigen preußischen Staatsminister, welche auf die Ausbildung der innern Industrie, auf die Vervollkommnung der ganzen Staatswirthschaft den bedeutendsten Einfluß gehabt haben. Er begründete in seinem Vaterlande, in Freiberg, die Bergbauakademie, deren nützliche Folgen sich über alle cultivirte Länder Europa's ausgebreitet haben. Friedrich der Große nahm ihn als Chef des Bergwerks- und Hüttendepartements in seine Dienste. Heinitz entsprach ganz den Erwartungen des großen Königs, und seine Verdienste um das Berg- und Hüttenwesen besonders in Schlesien gehören zu den ausgezeichnetsten.

Heinitz schlug Stein in diesem Departement Friedrich II. zur Anstellung vor, Stein selbst bat, dort als Referendar arbeiten zu dürfen. Der König genehmigte das Gesuch, und er ward in Eid und Pflicht genommen. Am 10. Februar 1780 gewann Preußen seinen großen Reformator, den Staatsmann, welcher seinen Namen unvergänglich in die Annalen Preußens und Deutschlands eingetragen hat.

Nach seinem eigenen bescheidenen Urtheile betrat er diese Laufbahn ganz ohne alle die für dieselbe nöthigen Vorkenntnisse, aber er warf sich mit aller Kraft seines Geistes und der, auch später an ihm oft bewunderten Energie in die Arbeit, — und Dank seiner physischen und seiner geistigen Erziehung durch seinen Lehrer und seine Mutter, wonach er sich frei und fröhlich in seiner Jugend hatte bewegen können, das Früh- und das Vielwissen vermieden, in ihm Geschmack und Liebe zu denen Wisſſchaften erweckt, er

mit Methoden versehen war, sie zu ordnen, wonach er ihnen bald die praktische Seite abzugewinnen verstand, so machte er sich bald alles für seine neue Stellung nöthige Wissen und Können zu eigen, und zwar in kurzer Zeit in einem so hohen Grade, daß der Minister seine Ernennung zum Oberbergrath beantragte (1782). Als der König Anstand nahm und erklärte: „wie er den Stein und seine Befähigung gar nicht kenne; gleich Oberbergrath doch ein Bischen viel sei; was er denn gethan habe, es zu verdienen?" stellte ihm der Minister ein so vortreffliches Zeugniß über seinen akademischen Fleiß aus, so wie über die Tüchtigkeit zu seinem Amte, welche er sich durch Reisen nach berühmten Berg- und Hüttenwerken, durch Besuch der berühmtesten Stahl- und Eisenfabriken verschiedener Länder erworben habe, — über seinen Amtseifer und die große Geschicklichkeit, mit Klarheit und erschöpfend alle zu seinem Ressort gehörenden Arbeiten abzuthun, — daß Friedrich II. die Ernennung genehmigte.

Zu seiner weitern Ausbildung machte er nun bedeutende Reisen durch die Berg- und Hüttenwerke des Erzgebirges, Fichtelgebirges, Thüringer Waldes, des Ober- und Unterharzes. Die geognostischen Verhältnisse, der Grubenbau, das Maschinenwesen, die Bereitung der Erze, das Hüttenwesen, die Verfassung und Verwaltung des Bergwesens waren der Gegenstand seiner Beobachtung und Erforschung, welche er in einem ausführlichen Berichte dem König vorlegen mußte. Aber diese Bergwerks- und Hüttenwerksstudien machten ihn nicht blos für sein besonderes Fach immer tüchtiger, sondern vermehrten auch seine Kenntnisse und schärften seinen Blick für andere Verhältnisse des öffentlichen Lebens.

Der König war mit dem Ergebniß dieser Reisen so ausgezeichnet zufrieden, daß er Stein (1786) mit der Direction des bedeu-

tenden Bergamtes Witten in der Grafschaft Mark betraute. Zu seinem Geschäftskreise gehörten nicht nur die Kohlenbergwerke an der Ruhr, damals 170 Gruben, in denen 1200 Arbeiter beschäftigt waren, sondern auch das wichtige Fabrikwesen der Grafschaft Mark, die märkischen Forsten, die Schiffbarmachung der Ruhr und die Straßen. Auch war er stimmführendes Mitglied in der Cleve-Meursschen und in der Märkschen Kammer. Er unterzog sich seinem neuen Amte mit einem wahren Feuereifer; er reformirte die ganze Verwaltung an Haupt und Gliedern. Freilich griff er auch in seinem Eifer schaffender und nützlicher Thätigkeit zu sehr durch, so daß seine Untergebenen, wenn sie auch seine Gerechtigkeit und seinen Eifer für das Beste anerkannten, ihn doch auffahrend, heftig, stolz und streng nannten. Uebrigens hat er in der Zeit seines Wirkens daselbst außerordentlich viel geschafft. Er gründete eine Bergamtsschule, um theoretisch und praktisch gebildete Beamte, tüchtige Berg- und Hüttenleute zu bilden, ließ die Landstraßen überall in guten Stand setzen und legte zwanzig Meilen Kunststraßen an, und er trieb dies für das gebirgige Fabrik- und productenreiche Land so wichtige Werk mit solchem Eifer, daß er bisweilen, wenn das dazu nöthige Geld aus den königlichen Kassen nicht zu rechter Zeit ankam, bis zu zehntausend Thaler im Vorschuß war. Die Beamten für den Straßenbau mußte er zum Theil erst in dem Hannöverschen ausbilden lassen. Sein dauerndes Denkmal ist die Schiffbarmachung der Ruhr, in Folge dessen die heutige großartige Entwickelung des Kohlenbaues erfolgt ist; auch führte er statt der allen Handel und Verkehr hemmenden Accise eine so zweckmäßige feste Steuerzahlung für die Städte und das platte Land ein, daß die Hemmnisse des Verkehrs beseitigt und der Verkehr mit dem Auslande gehoben wurde.

Anfangs fühlte er sich, trotz der vielen und großen, oft sehr

mühsamen Arbeiten, welche mit seinem Amte verbunden waren, sehr vereinsamt. Es fehlte ihm der lebendige Austausch der Gedanken und Gefühle, welcher ihm im Umgange ausgezeichneter Freunde zum Bedürfnisse geworden war. Die Entbehrung war ihm oft drückend. Er schrieb an seine Schwester Marianne im December 1784: „Obschon ich hier mehr Beschäftigung habe, als zu Hause, fühle ich eine Leere, eine Langweile, die von dem gänzlichen Mangel an Gesellschaft solcher Personen herrührt, die mit mir in Verbindung standen; — ich habe nichts als Untergebene um mich, mit gezwungenem Lächeln, mit geschmeidigem Kniee; nicht ein einziger, an dem ich auch nur das Geringste hätte. Im Sommer, wo die Reisen weniger unangenehm sind, das Land so viele Hilfsmittel und Genüsse gewährt, ist dieser Aufenthalt erträglich; aber zu dieser Jahreszeit hat man Mühe, es auszuhalten.“

Und im Januar 1785: „Geduld gegen meinen Vater muß ich Dir predigen, obgleich ich wenig selbst habe, und täglich heftiger und reizbarer werde, wegen der Schlaffheit und Dummheit des größten Theils der Menschen, die unter mir arbeiten. Durch Beharrlichkeit kommt man doch endlich zu seinem Zwecke und endigt sein Leben nicht als eine Pflanze.“

Im März 1785: „Nur allein der Briefwechsel mit meinen Freunden entschädigt mich für den Mangel aller Gesellschaft, worin ich hier lebe .... Tröste Dich, liebe Schwester, mit dem Guten, das Du thust, mit dem Bösen, das Du verhinderst; dieses verhindert auch mich, meine Lage zu verändern, denn nicht Alles geht, wie ich es wünsche. Das Gute kömmt nur langsam zu Stande und man bringt einen Theil seines Lebens damit zu, die Thorheiten seiner Vorgänger und die Ungezogenheiten seiner Untergeordneten zu verbessern. Duldsamkeit ist die gemeinnützigste und nothwendigste Tugend auf diesem Erdenrund. „Keine Engel des Him-

mels werde ich auf der Erde suchen, aber Erdbewohner, Menschen, und mit allem vorlieb nehmen, was die große Mutter hervorrief, trägt, nährt, duldet und zuletzt liebreich in ihren Schooß aufnimmt," sagt Herder in seinen Ideen zur Geschichte der Menschheit, es ist ein Buch, welches manche tröstende Wahrheit enthält und aufrichtet. . . . ."

Bald aber gefielen ihm die braven, kräftigen, tüchtigen Markaner besser, ihre Treue und Betriebsamkeit gewannen sein Herz, noch viele Jahre nachher fühlte er ein Heimweh nach dem hügligen, mit schönem Walde bedeckten Lande und seinen Bewohnern; denn als ihn der Bischof Eylert, welcher selbst ein Markaner war, einmal fragte, wo es ihm am Besten gefallen und wo er sich am wohlsten gefühlt habe, nannte er Witten. „Da habe ich in einer schönen Gegend die Seligkeit der Einsamkeit genossen. Ein Stachel der Sehnsucht dahin ist mir geblieben. Ich hänge daran mit Liebe!"

Unerwartet ward er aus dieser Ruhe heraus und in die politischen Bewegungen, welche Deutschland zu erschüttern drohten, hineingerissen. —

Joseph's II. Regentenleben stellt viele Versuche dar, das Ansehn des Habsburg'schen Hauses im Innern und gegen Außen zu heben. Aber alle seine Versuche mißglückten; darum befahl er, auf sein Grab zu schreiben: „Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen." In Beziehung auf das Erste hat man seine Regierung treffend mit dem Namen „Beglückungsgewalt" bezeichnet, denn er wollte seine Völker mit Gewalt beglücken. Nun waren aber diese Völker durch die lange Hof- und Jesuitenbevormundung so gänzlich auf den Kinderstandpunkt heruntergedrückt worden, daß sie durch dieses Beglücktwerden ganz irre wurden, und es ernstlich von sich wiesen, weil sie es nicht zu würdigen verstanden.

Gegen Außen hin wollte er das Habsburgische Haus in doppelter Hinsicht mächtig machen, er wollte wieder ein großes starkes Kaiserthum errichten und seine Erbländer arrondiren. Der Plan, das zersplitterte Deutschland wieder durch ein starkes Kaiserthum im alten Umfange der Macht zu vereinigen, dessen Hauptstadt Aachen werden sollte, war ein schöner romantischer Traum und mußte eben als ein solcher verfliegen, weil er die ganze geschichtliche Entwickelung der Nation gegen sich hatte, und weil sich eine Form, sei sie zur rechten Zeit auch noch so zweckmäßig und herrlich gewesen, nie wieder herstellen läßt, wenn sie einmal in ihrer Zeit den höhern Zweck erfüllt hat; denn alle Staatsformen sind stets nur Mittel, — das Volk ist der höchste Zweck, dem sie dienen.

Für alle diese Pläne hatte er an dem Hof- und Staatskanzler Fürst Kaunitz, dem österreichischen Richelieu, dem Repräsentanten der subtilen, raffinirten und intriguanten Diplomatie des achtzehnten Jahrhunderts und dem Orakel der Diplomaten, den rechten Mann gefunden. Kaunitz war ein merkwürdiges Gemisch von großen und kleinlichen Eigenschaften. Er war eitel und galant, feig, denn er fürchtete sich vor jeder Erkältung und vor den zwei Worten: „Tod und Blattern", die Niemand nach einem eigenhändigen schriftlichen Verbot in seiner Gegenwart nennen durfte, phlegmatisch und kalt gegen seine eigenen Kinder und Verwandten, stolz in einem so hohen Grade, daß er sagte: „Hundert Jahre braucht der Himmel, um einen großen Geist für die Wiederherstellung einer Monarchie zu bilden, dann ruht er hundert Jahr, dies macht mich zittern für die österreichische Monarchie nach mir!" — Was würde Kaunitz gesagt haben, wenn er gewußt hätte, daß der junge Verlobte seiner eigenen Enkelin seinen Ruhm als Staatsmann verdunkeln würde, — dieser junge Mann war nämlich Metternich. — Aber trotz dieser Eitelkeit, Feigheit, Gemüthskälte und Selbstvergötterung war Kaunitz ein für

die österreichische Monarchie unentbehrlicher Mann. Er hatte zwei Hauptmaximen, einmal: „man muß nie selbst etwas thun, was man durch andere thun lassen kann“, — und dann: „in der Politik muß man nichts für unmöglich halten, ein gewandter Mann kann alles durchsetzen.“ — Hier irrte er aber doch, wie wir gleich sehen werden. — Mit diesen Principien des Pflegma, der Nonchalance, der Frivolität und der Zuversicht dominirte Kaunitz seine Zeit, diese Zeit, die freilich elend genug war, sich durch diese elenden Principien dominiren zu lassen.

War der auf Kaunitz Betrieb von dem österreichischen Hofe gefaßte Plan, Baiern an sich zu ziehen, das erste Mal mißglückt, — so konnte er ja das zweite Mal glücken, und dieser Plan paßte ganz mit den Arrondirungsplänen Joseph's II. zusammen, wodurch er das Habsburgische Haus gleichfalls nach Außen hin mächtig machen wollte; denn Joseph II., so gerecht er sonst war, ließ sich, wie schon 1778, jetzt wieder von dem Wahne gefangen nehmen, daß Vergrößerung der Länder die Macht der Staaten begründe, und sich zu einer, dem Ansehn der übrigen Fürsten gefahrdrohenden Handlung verleiten.

Was Joseph früher mit Gewalt nicht gelungen war, sollte nach Kaunitz Plane auf friedlichem Wege durch Tausch ausgeführt werden. Die österreichischen Niederlande sollten zu einem Königreich Burgund umgeschaffen, und diese dem Churfürsten von Baiern Karl Theodor gegen das Wittelsbach'sche Stammland Baiern überlassen werden. Welch großer Vortheil für den Kaiser, statt eines entfernten, schwer lenksamen Volkes, eine nah gelegene reiche Provinz zu erhalten! Schon hatte der Churfürst von Pfalzbaiern, durch den Königstitel gelockt, eingewilligt, aber dessen Seitenverwandter und rechtmäßiger Erbe, der Herzog von Pfalz-

Zweibrücken, willigte nicht ein, obgleich er auf andere Weise entschädigt werden sollte, und wendete sich an Friedrich II. Joseph II. hatte sich an Rußland angeschlossen, um ein Gegengewicht gegen Preußen zu erlangen, hatte selbst, mehr als galant, erklärt, Katharina II. möge ihn in dem zu befürchtenden Türkenkriege als ihren General, sein Heer als das ihrige betrachten, hatte die russische Kaiserin gänzlich gegen Friedrich II. eingenommen. Potemkin, der Favorit Katharina's II., welcher Friedrich haßte, ging auf Joseph's II. baiersche Pläne ein; selbst Frankreich, die Königin Marie Antoinette, Joseph's II. Schwester, war dafür gewonnen, und es erschien der russische Graf Romanzow bei dem Herzog von Pfalz-Zweibrücken und forderte in bestimmten Ausdrücken binnen acht Tagen seine Einwilligung zu Joseph's Projecte. So schlimm stand es um Deutschland, daß ein russischer Gesandter schon damals Befehle des Petersburger Cabinets überbringen konnte. Aber Friedrich II., welcher Joseph's II. Bildniß stets über seinem Arbeitstische hängen hatte: „weil man diesen Mann nicht aus den Augen lassen müßte," und dessen Theilungs- und Arrondirungspolitik, zu welcher der König von Preußen in Polen doch selbst die Hand geboten hatte, in Deutschland fürchtete, wußte den russischen Hof gegen den deutschen Kaiser zu gewinnen. Er machte Katharina II. aufmerksam, daß Rußland in dem Teschner Frieden sich verbürgt habe: die deutschen Verfassungen und die kleinen deutschen Fürsten zu beschirmen. Das gefiel der Selbstbeherrscherin aller Reussen gar wohl, sie schickte Gesandte an die deutschen Fürstenhöfe und ließ diesen bedeuten, wie Rußland fortan ihr großmüthiger Beschützer sein wolle, und schien auch wirklich des deutschen Kaisers Arrondirungsprojecte nicht mehr zu unterstützen. Zur Ehre Joseph's II. sei es gesagt, daß er diese Anmaßung Rußlands mit tiefem Unwillen aufnahm, — denn er fühlte die Schmach, welche

sowohl Deutschland als ihm, dem Nachfolger des einst so mächtigen Carls des Großen, der Ottone, der Hohenstaufen, und vorzüglich in dem Augenblicke daraus erwuchs, wo er selbst ein starkes Kaiserthum, welches jene großen Zeiten Deutschlands wieder erneuern sollte, herstellen wollte. —

Trotz aller dieser Hindernisse ließ sich Joseph II. in seinen Plänen nicht stören. Da beschloß Friedrich II. einen Bund der mittlern und kleinen Reichsstände zu bilden, wie einst zur Zeit der Reformation der schmalkaldische Bund gewesen war, um durch diesen die Zerstörung der Reichsverhältnisse zu verhindern. Der große König fürchtete, daß Katharina II. doch wieder von Joseph II. für seine kaiserlichen und Habsburg'schen Entwürfe, trotz ihrer den deutschen Fürsten verheißenen Protection gewonnen werden dürfte, denn sie hatte des deutschen Kaisers zur Ausführung ihres griechischen Projects nöthig, und ein Türkenkrieg stand deswegen bevor, von ihr war die Idee eines Königreichs Burgund ausgegangen, und der Kronprinz von Preußen in Petersburg sehr kalt aufgenommen worden. Der König wollte daher ohne ausländische Hilfe, durch eigene Kraft und den Beistand der deutschen Fürsten den kaiserlichen, die Gestaltung Deutschlands bedrohenden Plänen entgegentreten. Er erklärte einen solchen Bund für die einzige Hilfe, und entwarf eigenhändig die Grundzüge eines Planes zu demselben. Der dreiundsiebenzigjährige Greis betrieb die Ausführung dieser Idee mit einem Eifer, welcher an die schönsten Jahre seiner Manneskraft erinnert. Als er hörte, wie der österreichische Gesandte, Freiherr von Lehrbach, den Churfürsten von Baiern, der russische Gesandte, Graf v. Romanzow, den Herzog von Zweibrücken, als präsumtiven Thronerben, für Joseph's II. Pläne bearbeitete, wie man beiden, sollten sie in die Abtretung Baierns willigen, noch die Summe von drei Millionen Gulden geboten habe, — als in dieser

Bedrängniß der Herzog von Zweibrücken, an Friedrich II. schrieb, „er werde zwar nie seine Einwilligung zu einer Vertauschung seiner altväterlichen Lande geben, doch habe der russische Gesandte ihm erklärt, daß die Vertauschung auch ohne ihn zu Stande kommen werde, daß auch Frankreich die Sache Joseph's II. sehr begünstige," da äußerte der König gegen sein Cabinet: „Sie sehen, meine Herren, daß der Kaiser auf die Länge durch seine Thätigkeit über unsere Trägheit die Oberhand erhalten wird. Feuer, Feuer, meine Herren, und nicht mit Gleichgiltigkeit den ersten Grundsätzen zusehn, die Joseph aufstellt und deren Folgen für das Reich und für alle Souveraine Europa's verderblich sein werden!" — und Herzberg mußte Friedrich's II. Plan weiter ausarbeiten.

Graf von Herzberg, königlich preußischer Cabinetsminister, ist unstreitig einer der größten Diplomaten seiner Zeit, aber auch als Gelehrter und als Mensch ist er geachtet. — Ihm verdankt Preußen das große Meisterstück der Politik, den ehrenvollen Frieden zu Hubertusburg (1763), für welchen er das Lob seines ihn hochachtenden Königs empfing: „Sie haben den Frieden geschlossen, wie ich den Krieg geführt habe, einer gegen mehrere." — Seine Thätigkeit gränzt an das Wunderbare, — er war vielleicht der einzige Mann, welcher in dieser Hinsicht für den rastlosen Friedrich II. geschaffen schien. — Er bildete in seinen politischen Grundsätzen den schroffsten Gegensatz zu Kaunitz. Von ihm sind die sinnvollen Worte: „jeder Staat, der seine Handlungen auf Weisheit, Kraft und Gerechtigkeit gründet, gewinnt allemal, wenn sie durch jene Publicität ins helle Licht vor's Publicum gesetzt werden, die nur denjenigen Regierungen gefährlich ist, die dunkle und verdeckte Schleichwege lieben." — In diesem Geiste ist er lange Jahre ein treuer Beamter und Freund seines königlichen Herrn gewesen.

Friedrich II. lud nun im März 1785 den Churfürsten von Sachsen Friedrich August, und den Churfürsten von Hannover, den damaligen König von England Georg II. zu diesem Bunde ein. Der Churfürst von Sachsen, obgleich Sachsen sonst immer, noch in den schlesischen Kriegen mit Oesterreich gegangen war, schloß sich an die Politik des großen Königs an, da er sich überzeugt hatte, daß dieselbe Aufrechthaltung der deutschen Reichsverfassung bezwecke. Ein Beweis persönlicher Freundschaft, welchen Friedrich II. ihm gab, mochte dazu beitragen, diese Anschließung zu befestigen. — Des Churfürsten Mutter, Maria Antonie, nämlich, aus Verdruß über den ihr auf die Regierung versagten Einfluß, ging damit um, durch einen ihrer Vertrauten bei dem Reichstag zu erklären, daß Friedrich August nicht der Sohn des vorigen Churfürsten, Friedrich Christian, sei, daß also die Regierung dem höchst gebrechlichen Prinzen Carl gebühre. — Friedrich II. erfuhr diese Intrigue und benachrichtigte den Churfürsten von Sachsen, der sogleich die geeigneten Maßregeln traf, sie zu hintertreiben. — Man trug sich auch mit dem Gerüchte, daß wenn Joseph's II. Plan mit Baiern gelungen sei, er nach und nach die Länder aller deutschen Fürsten gegen einzelne seiner außerdeutschen Besitzungen, Sachsen vielleicht gegen Siebenbürgen, Hannover gegen Mailand, Würtemberg gegen Modena einzutauschen versuchen würde.

Am 23. Juli 1785 wurde, aller Gegenbemühungen und Noten Oesterreichs und Rußlands ungeachtet, der sogenannte Fürstenbund von Brandenburg, Sachsen und Hannover zu Berlin unterzeichnet, in welchem sich diese drei Churhöfe zur Aufrechthaltung und Vertheidigung der deutschen Reichsverfassung, dem westphälischen Frieden und dem folgenden Friedensschlusse der kaiserlichen Wahlkapitulatoren, sowie den übrigen Reichsgesetzen ge-

mäß verbanden. Die Maßregeln, — bewaffneter Widerstand, — gegen die Vertauschung Baierns, waren in geheimen Nebenartikeln enthalten. Ein großer Theil der größern und namentlich der kleinern Reichsfürsten traten dem Bunde bei, — der kleinere Theil, Oesterreich, Baiern, Würtemberg, Churtrier, Churköln, Münster, Osnabrück, Hessen-Darmstadt, Oldenburg, Anhalt-Zerbst erklärte sich dagegen. —

Unter allen Fürsten war es vorzüglich der Churfürst Friedrich Carl Joseph von Mainz, der erste geistliche Churfürst, Erzkanzler des Reichs, der nächste nach dem Kaiser, welchen man zu einem Bundesgliede wünschte. Friedrich II. wollte, um ihn zu einer bestimmten Erklärung zu bringen, den durch Talente und wissenschaftliche Bildung, auch als Mitglied des schönen Bundes ausgezeichneter Köpfe, welchen die Herzogin Amalie von Weimar um sich versammelte, allgemein bekannten Freiherrn von Seckendorf nach Mainz senden, als dieser unerwartet starb. Da nun Herzberg wegen der Wahl eines neuen geheimen diplomatischen Agenten in Verlegenheit war, schlug der Minister Heinitz den sieben und zwanzigjährigen Stein vor, welcher schon früher den Mainzer Hof besucht, mit den dort herrschenden Verhältnissen sich gewiß vertraut gemacht habe und unbedingt die zu dieser Sendung erforderlichen Talente und Fähigkeiten besitze. Der König genehmigte den Vorschlag.

Stein lehnte den Antrag ab. „Seit sieben Jahren ausschließlich mit dem Bergwesen beschäftigt, entgegnete er, kenne er weder die Verhältnisse der Höfe zu einander, noch sei er mit den gewöhnlichen Grundsätzen der Politik bekannt. Die ihm gewordene Aufgabe könne nur ein gewiegter Diplomat lösen, — er bäte einen fähigeren damit zu betrauen.“ — Als ihm aber Herzberg den

Auftrag von der leichten Seite darstellte, Heinitz ihm schrieb: „man glaube in Berlin, seine abschlägliche Antwort beruhe auf persönlichen Rücksichten, und aus Furcht vor dem Wiener Hofe,“ so nahm er die Sendung an (4. Juni 1785).

Stein fand den Mainzer Hof in zwei Parteien zerrissen, in eine kaiserliche, welche den Plänen Joseph's huldigte, und in eine zweite, welche aufgebracht darüber war, daß dieser die Klöster und geistlichen Stifte in seinem Lande aufgehoben, den Papst in Wien sehr kalt empfangen (1782) und dessen Reise nach Deutschland ganz nutzlos gemacht hatte, und fürchtete, daß der katholische Clerus anderer Länder durch das Beispiel des Kaisers, wohl gar, wenn dieser zu mächtig würde, durch diesen selbst unangenehme Einschränkungen erfahren dürfte. — Diese zweite Partei war Joseph II. feindlich gesinnt und seinen Plänen entgegen und für einen Anschluß an den Fürstenbund. Alle churfürstlichen Räthe intriguirten gegen einander; Weiberintriguen, so wie die Machinationen des österreichischen, russischen und französischen Gesandten, um Friedrich Carl Joseph auf die Seite des Kaisers zu ziehen, vermehrten das Zerwürfniß, — und inmitten dieses Treibens stand der Churfürst wie ein schwankendes Rohr, bald der einen, bald der andern Partei sein Ohr leihend.

Stein orientirte sich sehr bald und fand, daß er an dem Freiherrn von Dalberg (unter Napoleon Großherzog von Würzburg und Fürst Primas), dem wahrscheinlichen Nachfolger des Churfürsten, einem höchst wissenschaftlich gebildeten Mann, von unbestechlicher Gerechtigkeitsliebe und unerschütterlichem Muthe in Behauptung dessen, was er für recht und gut erkannt hatte, den rechten Mann haben würde, ihm zur glücklichen Vollführung seiner Mission behilflich zu sein.

Der Churfürst, dessen politischer Hauptgrundsatz das Geheimniß war, empfing Stein in einer geheimen Audienz, in Aschaffenburg. Stein entwickelte ihm die damalige Lage der Dinge, die Befürchtungen der deutschen Fürsten dem Kaiser gegenüber, theilte den Plan des von Friedrich II. entworfenen Bündnisses mit, — ebenso die gepflogenen Unterhandlungen der drei Churhöfe und daß schon viele Reichsfürsten ihre Zusage, beitreten zu wollen, gegeben hätten, sprach von der hohen Achtung seines Königs für den Churfürsten und dessen Liebe zu Deutschland, erinnerte an die Uneigennützigkeit des Königs bei der ersten Rettung Baierns, machte den Churfürsten aufmerksam, wie jetzt so viele Blicke auf ihn gerichtet seien und seine Entscheidung für die gute Sache erwarteten, und legte dann dem Churfürsten den Plan des Fürstenbundes vor. — Der Churfürst erklärte sich mit den aufgestellten Grundsätzen zufrieden, und verlangte Zeit, über den Inhalt des vorgeschlagenen Planes nachzudenken. Stein appellirte an den Patriotismus des Fürsten, welcher ihn die Erklärung nicht verzögern lassen würde, und gab, mit des Churfürsten Liebe zum Geheimnißvollen wohl bekannt, eine Abschrift des Bundesvertrags unter dem Siegel des Geheimnisses, wußte überhaupt sowohl diese Geheimnißthuerei und die Stellung des Churfürsten gegen den Wiener Hof, als auch die Vortheile, welche ihm dessen hohe Stellung im deutschen Reiche gab, in der folgenden Unterredung so geschickt zu benutzen, daß er von allen Schritten, welche der österreichische Gesandte Trautmannsdorf, so wie der russische und französische Gesandte bei dem Chufürsten thaten, von diesem selbst in Kenntniß gesetzt wurde, — auch verstand Stein den Einfluß zweier Nichten des Churfürsten, so wie einiger gewonnenen Räthe des umsichtigen Dalberg zu benutzen, so daß der Churfürst, natürlich unter dem Siegel des Geheimnisses, sich dem Anschluß an den Fürstenbund immer günstiger zeigte, und

am 21. October 1785 konnte Stein die glückliche Beendigung seiner Mission an Herzberg melden. Dies Schreiben beweist zugleich den großen Scharfblick des jungen Gesandten, mit welchem er Charaktere und Verhältnisse durchschaute. Sein Urtheil über den Churfürsten lautet: „Man kann sich auf die Festigkeit dieses Fürsten und auf die Güte seiner Grundsätze verlassen und von ihm ein folgerechtes und kräftiges Betragen erwarten, wenn man ihn mit Vertrauen und mit einer gewissen Ehrerbietung behandelt; — er ist eitel, ehrgeizig, eifersüchtig auf sein Ansehen, eben so empfänglich für Mißtrauen, wie für ein Zutrauen ohne Gränzen. Es scheint mir, daß die Ernennung eines Gesandten an seinem Hofe unerläßlich nothwendig ist, um ihm in entscheidenden Tagen Beruhigung und Festigkeit zu geben, um die österreichischen Ränke und Eingebungen zu überwachen. Um das Gebäude zu vollenden, wozu er der Grundstein ist, muß man sich der Nachfolge versichern. Man muß deswegen Dalberg's Denkungsart, denn er hat mir zuweilen zweideutig geschienen, zu ergründen suchen, muß den Herzog von Weimar auffordern ihn über seine Denkungsart auszuforschen u. s. w."

Man wird aus diesem Bruchstück sehen, daß, so sehr Stein anfangs Unkenntniß mit der Diplomatie vorgeschützt hatte, um die Mission nach Mainz nicht annehmen zu dürfen, — er sehr bald und mit großer Gewandtheit und Umsicht auch auf diesem Felde sich zu bewegen verstand, er überall einen klaren, schnellen Blick, die umfassendste Thätigkeit und tiefe Menschenkenntniß zeigte.

Stein bat Herzberg um seine Zurückberufung. Es war der Redlichkeit, Wahrheit und Offenheit seines Charakters und seiner Liebe zur Unabhängigkeit zuwider, sich in einem Kreise bewegen zu sollen, wo Verstellung, Betrug und falsche Künste aller Art, Irr-

thum, Vorurtheile und Leidenschaft ihr böses Spiel hatten, um die Verhältnisse zu trüben, denen Besonnenheit, Ruhe und Festigkeit des reinen Willens oft vergebens entgegentraten. Er fühlte, daß seine große Reizbarkeit und seine Heftigkeit keine diplomatischen Eigenschaften waren, und kehrte daher gern wieder nach Witten in seinen frühern Berufskreis zurück (24. October).

Groß war aber die Zufriedenheit des Königs, daß der Churfürst von Mainz für den Bund gewonnen war, daß nun vier Churfürsten und der größte Theil der Fürstenhäuser den Plänen Joseph's II entgegentraten, die Unzahl kleinerer Reichsfürsten Beruhigung in dem Schutze dieses Bundes gegen das projectirte kräftige Durchgreifen und Reformiren des Kaisers fand, daß die zerfallende innere Reichsverfassung einen neuen innern Halt erhalten zu haben schien, insoweit menschliche Voraussicht für die Schicksale der Völker Bürgschaft leisten konnte, — denn schon zogen sich in Frankreich schwere Wetterwolken zusammen. — Katharina II. sah sich nun zu der Erklärung bewogen, sie habe den Plan Joseph's II. nur gebilligt, sofern von einem freiwilligen Tausche die Rede gewesen sei, und trat von lebhafteren Vorschritten für das österreichische Interesse zurück, und auch Joseph II. im gerechten Unmuthe über das Verkennen seiner edlen Absicht, im Zorne über den Egoismus der Fürsten und im Aerger über die Einfalt des deutschen Volkes ließ sein großes Project, Deutschland zu einem einzigen großen Reiche zu machen, fallen.

So paradox diese letzten Zeilen auch klingen mögen, da man gewöhnt ist, von dem Fürstenbunde, diesem Werke Friedrich's II., zu lesen, daß er damit sein ruhmgekröntes Leben würdevoll beschlossen, weil nun das deutsche Vaterland nach Außen hin gesichert, und die zerfallende deutsche Reichsverfassung wieder einen innern

Halt bekommen habe, so war er dadurch doch eigentlich nur der Protector reichsfürstlicher Herrscherrechte und der Schützer seines eignen politischen Interesses gegen das Haus Oesterreich gewesen. Joseph II. würde durch die Ausführung seiner gewaltigen Pläne der größte Wohlthäter des ganzen deutschen Volkes geworden sein, weil er es dadurch von dem, eben durch seine Zerstückelung herbeigeführten Elend und der Schmach, früher französischem, in der jüngsten Zeit russischem Einflusse sich unterzuordnen, befreit haben würde. Er kam auf die herrliche Idee, den Grundstein zur Einheit des deutschen Reichs zu legen, dessen trübseligen Zerstücklungszustand er bemitleidete, dessen elende Verfassung er aber gebührend verachtete. Jene Grundsteinlegung zu dem Dome der Einheit Deutschlands wollte Joseph II. eben durch Tausch bewirken. Auf solche Weise konnte der Zerrissenheit unseres Vaterlandes ein natürliches Ende gemacht werden, eine Dynastie hätte dasselbe beherrscht. Es konnte also durch diese Idee, welche keinesweges ein bloßes Hirngespinnst war, wie sie vielleicht im ersten Augenblick erscheint, ein doppelter nationaler Vortheil erzielt werden: einmal für Deutschland, und dann für die nichtdeutschen österreichischen Länder. Deutschland würde dann nur zwei große Mächte, eine norddeutsche, Preußen, und eine süddeutsche, Oesterreich, das eigentliche deutsche Kaiserthum, behalten haben, denn die geistlichen Fürstenthümer wollte Joseph II. mit österreichischen Prinzen besetzen. Wie ganz anders würde ein einiges, mächtiges Deutschland gegen die französische Revolution aufgetreten sein! Wir erlebten dann keinen Rheinbund, keinen Wiener Congreß, keine Carlsbader Beschlüsse, keine russischen Einmischungen, — keinen Bamberger Tag. Der große nationale Vortheil, welcher für die nichtdeutschen österreichischen Länder aus Joseph's II. Idee hervorgehen mußte, ergiebt sich aus der Erwägung, daß dadurch Alles, was wider die

Nationalität getrennt war, vereinigt, und was wider die Nationalität vereinigt war, getrennt wurde.

Auf Friedrich II., diesen so großen und erhabenen Monarchen, würde also danach gewissermaßen die Schuld lasten, das Zustandekommen der Einheit Deutschlands hintertrieben zu haben, — aber man muß wissen, daß der Fürstenbund ebenfalls der Anfang zu einer solchen Einheit sein sollte, und zwar ohne die Rechte der Fürsten, wohl gar ihre Existenz in Frage zu stellen, ohne die Idee des Länder- und Völkertausches, die immer etwas Entwürdigendes hat. Denn Friedrich erkannte, wie Joseph, die damalige deutsche Reichsverfassung als unhaltbar und lächerlich, er stimmte ganz der Ansicht Gustav Adolphs von Schweden bei, „daß das deutsche Reich eine alte Ritterburg sei, welche zwar den Ratten, Mäusen, Falken und Eulen, nie aber den Menschen bequeme Wohnung geben könne." Er spottete über die Duodezfürstenthümer und machte sich über den Reichstag lustig. — Und würde, so kann man die Vertheidiger seines Planes, alle deutschen Länder zu einem Deutschland zu vereinigen, fragen, Joseph II. auch wirklich ein einiges Deutschland geschaffen haben? er, der nur Ueberstürzungen liebte, der seine Schöpfungen, das Volk zu regeneriren, mit Sturmschritt in das Leben treten ließ, da doch große Veränderungen in den für heilig gehaltenen Meinungen nur dann ohne Gefahr möglich sind, wenn sie das Werk der Zeit, die reife Frucht der allmählich geläuterten Einsichten des größten Theils der Nation sind. Würde Joseph bei seiner Lust, Abstractionen zu verwirklichen, die sich gar nicht verwirklichen ließen, der die wohlerworbenen Rechte der Länder, Provinzen und Stände viel zu wenig schonte, wenn sie seinem Uniformitätsplane im Wege waren, wirklich der Schöpfer eines einigen Deutschlands haben werden können? Friedrich II. fühlte, daß Preußen, die von ihm geschaffene Macht,

durch die Stellung, welche er ihm in Deutschland gegeben hatte, den Beruf habe, nicht etwa alle Länder in Deutschland zu einer homogenen Masse zusammen zu drücken und ihre Eigenthümlichkeiten zu verwischen, wohl aber die deutsche Nationalität aus ihrem Grabe zu erwecken, Deutschland eine politisch starke Einheit zu geben, zu einer Einheit gebenden nationalen Staatsverfassung zu verhelfen. — Es war dies, wie wir später sehen werden, auch der Lieblingsgedanke Steins. — Dazu wollte Friedrich II. durch den Fürstenbund den Anfang machen. —

Aber schon am 17. August 1786 endete Friedrich II., der unbedingt größte Fürst seines Jahrhunderts, im fünf und siebenzigsten Jahre sein thatenreiches Leben. Wie lange man auch seinen Tod vorausgesehen, man fühlte vom Tajo bis zur Newa erschüttert, daß ein Mann, ein wundervoller, wie ihn Pitt nannte, von der Welt geschieden, welcher mit fester Hand seine Zeit geleitet hatte, und man fürchtete, daß diese Zeit mit ihm gestorben sein dürfte. —

Ihm folgte sein Neffe Friedrich Wilhelm II., der, wie Stein sagt, „mit einem starken, durch Studium der Geschichte bereicherten Gedächtnisse einen richtigen Verstand, einen edlen wohlwollenden Charakter, aber auch einen großen Mangel an Beharrlichkeit vereinigte." — Er war, wie Ludwig XV., sinnlich aus Schwäche, religiös beschränkt, hingebend an Günstlinge und Maitressen. Dazu gesellte sich eine entschiedene Hinneigung zum Mysticismus, und ein Hang zum Wunderbaren und zur Geisterseherei, die ihn zu einer Beute verschmitzter Gauner machten. — „Einen großen Theil der Fehler seiner Regierung," sagt Stein, „muß man jedoch der Nation zuschreiben, die sogleich ohne Rückhalt und Anstand vor seinen Bischofswerder und Wöllner und seinen Maitressen kroch, in

der Folge seine bessern politischen Pläne vereitelte und seine Freigebigkeit auf eine unwürdige Art mißbrauchte.“ —

Bischofswerder, ein Sachse von Geburt, war General und Minister, ein Staatsmann von höchst beschränkten Ansichten, dafür aber in dem Besitz eines Universalmittels, das Leben zu verlängern, was jedoch seinen frühen Tod nicht hinderte, und in großer Gunst bei dem Könige, den er in die Mystik des Illuminatismus einweihte, und ihn selbst zu dem Glauben an Geisterseherei und dergleichen mystischen Kram verleitete.

Wöllner, der Sohn eines Dorfpredigers bei Berlin, wußte, vorzüglich da er in mehreren Ordensverbindungen, z. B. der Rosenkreuzer stand, eines Ordens, der sich, bedeutsam genug, nach Aufhebung des Jesuitenordens gebildet hatte, nach und nach einen solchen Einfluß auf den König sich zu verschaffen, daß er geadelt und Minister der geistlichen Angelegenheiten wurde. —

Die berüchtigtste unter den Maitressen des Königs war die Tochter des Musikers Enke, welche, zur Gräfin von Lichtenau erhoben, für das Vergnügen Friedrich Wilhelm's II. in derselben Weise zu sorgen wußte, in welcher die Marquise von Pompadour für das Vergnügen Ludwigs XV. gesorgt hatte.

Die Folgen dieser neuen Regierungsart waren für das Land überaus traurig. Herzberg, welcher den Plan verfolgte, durch Erweiterung des Fürstenbundes, zu welchem außer den germanischen Staaten, Holland und Schweden, auch England, als der einzige natürliche Alliirte Preußens, hinzugezogen werden sollte, um Deutschland die ihm gebührende Stellung gegen Oesterreich und Rußland zu verschaffen, der um Preußens geistiges, wie materielles Wohl hochverdiente Herzberg, ward durch Cabalen vom Staatsruder entfernt, — das Heer erhielt durch die adligen Officiere einen unerträglichen Dünkel, die große

Verschwendung des Königs und nicht im wahrhaften Interesse Preußens geführte Kriege zerrütteten die Finanzen, — Friedrich der Große hatte einen Staatsschatz von 70 Millionen und keine Schulden hinterlassen, — bei dem Tode Friedrich Wilhelm II., der nur elf Jahre regierte, belief sich die Schuldenlast Preußens auf 22 Millionen Thaler; — endlich wurde jede freisinnige Regung, namentlich in religiöser Hinsicht unterdrückt, durch das nach seinem Urheber benannte Wöllnersche Religionsedict (1788), welches den starren festgesetzten Lehrbegriff des Lutherthums zur Grundlage seiner Geistesknechtung nahm. — Diese letztere durchzuführen wurde zur Ueberwachung des ganzen geistlichen und Unterrichtswesens eine besondere Immediat-Examinations- und Visitationscommission ernannt, welche unmittelbar unter Wöllner stand, — und eine strenge Censur eingeführt, so daß in Wahrheit jede freiere geistige Regung unmöglich wurde. — Friedrich's Monarchie blieb nur der Absolutismus, ihr Liberalismus, ihre Toleranz, ihr Philanthropismus, ihre Preßfreiheit wurden vernichtet. —

Stein befreundete sich mit einer solchen Umformung der Fundamente und Vernichtung der Principien des großen Königs nicht, wenn er auch zur Anerkennung seiner Verdienste zum Geheimen Oberbergrath ernannt wurde (31. Oct. 1786), und er unternahm, um zu vergessen und zu lernen, in Gesellschaft des Grafen Reden, später Minister des Bergbaues, eine Reise nach England. Sein Führer hier war sein Freund, jener berühmte Graf Schlabrendorf, der mit unglaublicher Geschichts- und Weltkenntniß ausgerüstet, zu den tiefsten Quellen der Staatskunde gedrungen, von tiefem, reichem und lebendigem Geiste, und begabt mit dem Zauber der herrlichsten Beredtsamkeit, ausgezeichnet durch Offenheit und graden Sinn, so wie durch unbegränzte Wohlthätigkeit, — durch sein, Jahrzehnte in Paris geführtes, originell-einsiedlerisches Leben, allgemein

bekannt ist, — aber auch im fremden Lande nie aufhörte, für Deutschland und für Preußen zu wirken. —

Für Stein öffnete sich in England eine neue Welt. Zunächst beschäftigte ihn die damals schon große Bedeutung Englands in Bezug auf seine Fabriken, welche durch die vierzehn Jahre vorher von Watt erfundene Dampfmaschine begründet worden war, die colossale Baumwollenindustrie in Manchester, und die durch den Barbier Arkwrigt erfundene Jenny-Maschine, die Metallfabrikation in Birmingham, der Bergbau in den reichen, diese größte Metallfabrikstadt der Erde umgebenden Eisen- und Steinkohlengebirgen, der Straßenbau, die Kanäle; — wie vieles lernte er hier zur spätern Anwendung, als er nach Ablehnung einer Gesandtschaft nach dem Haag oder Petersburg, denn ihn ekelte die Diplomatie von seiner Mainzer Sendung her noch an, zum ersten Director der Kriegs- und Domänenkammer zu Cleve und Hamm ernannt (1788) und besonders mit Leitung des Fabrikwesens, mit dem Wasserbau am Rhein und an der Ruhr und dem Wegbau beauftragt wurde.

Aber auch auf seine politischen Ansichten war diese Reise nach England von dem größten Einflusse. Er lernte mitten unter dem englischen Volke begreifen, woher diese politische und diese materielle Macht Englands komme. Er fühlte, wie der Geist der Mäßigung in der gemischten Verfassung Englands, der ein ächt deutscher Geist ist, England groß und blühend gemacht habe, jener Gedanke der Nothwendigkeit eines Gleichgewichts, das sich zwischen den Gewalten gebildet, der des Volkes im Unterhause des Parlaments repräsentirt, der des Adels im Oberhause und der des Königs, der den Ausschlag giebt. Er sah, wie der Gedanke der Nothwendigkeit eines solchen Gleichgewichts tief in das Mark der Nation eingedrungen war, wie sie darin in ihrem innersten Leben lebte, — wie Bureaukratie gänzlich unbekannt war, weil sie sich mit

dem demokratischen Selfgovernment Englands nicht vertragen würde, das auf die allgemeine Mündigkeit freier Männer gegründet ist, die nur das Gesetz über sich erkennen. Stein wurde, um es kurz zusammenzufassen, klar, daß England nur im Schutze seiner freien Verfassung, der Oeffentlichkeit der Rechtspflege, des Geschwornengerichts, der parlamentarischen Gesetzgebung, der öffentlichen Controle der Staatsverwaltung, der Selbstadministration der Gemeinden und Corporationen, der religiösen Toleranz, der Preßfreiheit, der Associationen zu gemeinnützigen Zwecken, zu der Energie und Kraft gelangt ist, die sich schwerlich durch andere Mittel erzeugen lassen, zu der Energie und Kraft, womit man die Erde beherrscht und sich unterthan macht. Stein kam aber auch zu der Ueberzeugung, daß jedes große Land nur durch ein gleiches freies Verfassungsprincip, auf der unantastbaren Unabhängigkeit der Person und des Eigenthums, so wie auf einem auf das Umfassendste ausgebildeten Associationswesen beruhend, aus der in England die große moderne Industrie hervorgegangen ist, groß, frei und glücklich werden kann. — Von daher schreibt sich auch wohl sein Lieblingsgedanke einer Verfassung Deutschlands, die Errichtung eines Oberhauses, eines Senats der Abgeordneten der Fürsten, und eines Unterhauses, der Abgeordneten der Völker sämmtlicher deutscher Staaten, wodurch Deutschland eine imponirende Stellung erhalten würde, die erkennen ließe, daß es wirklich das große Herz von Europa ist. In dieser imponirenden Stellung, welche Stein Deutschland mit Hilfe Preußens zu schaffen gedachte, würden sich dann auch gewiß Mittel finden, die so höchst wichtigen abgekommenen Stücke, die Meerprovinz Holland und die militairisch so wichtige Alpengegend, die Schweiz, wieder in den deutschen Bund zu ziehen. Oesterreich würde dann die Schlüssel zu seinem Hause, — vielleicht geschieht dies jetzt, wo dieser Wunsch

niedergeschrieben wird, — die Ausflüsse der Donau, die ihm Rußland abmanövrirt hat, wieder an sich bringen, Deutschland würde dann auch erst eine imponirende Seemacht werden, wozu Oesterreich und Preußen einen so schönen Anfang jetzt bahnen, Land ist noch genug auf der Erde, um Colonien zu gründen, Deutschland würde dann die Colonialwaaren auf seiner eignen Handelsflotte holen und gegen unsre Fabrikate umtauschen, es würde dann mit Amerika wie mit China und allen andern Ländern der weiten Erde in große Handelsverbindungen treten, — und diese Dinge sind nicht phantastisch, sobald Deutschland, und wir sagten schon wiederholt, durch welches Staates Hilfe, die ihm als Herz von Europa gebührende imponirende Stellung eingenommen haben wird.

Was Stein über den in England zu des Landes und seiner Größe Heil gänzlich mangelnden, mit den deutschen Verfassungen aber verwachsenen Bureaukratismus dachte, darüber spricht er sich in seinem politischen Testamente mit der freimüthigsten Energie aus: „Wir werden", sagt er, „von besoldeten, buchgelehrten, interesse- und eigenthumlosen Bureaukraten regiert, — das geht so lange es geht. Diese vier Worte enthalten den Geist unsrer (preußischen) und ähnlicher Regierungsmaschinen. Besoldet: also Streben nach Erhaltung und Vermehrung der Besoldeten und der Besoldung. Buchgelehrt: also lebend in der Buchstabenwelt und nicht in der wirklichen. Interesselos: denn sie stehen mit keiner den Staat ausmachenden Bürgerklasse in Verbindung, — sie sind eine Kaste für sich — die Schreiberkaste. Eigenthumlos: also alle Bewegungen des Eigenthums treffen sie nicht, — es regne, oder scheine die Sonne, die Abgaben steigen oder fallen, man zerstöre althergebrachte Rechte, oder lasse sie bestehen, — Alles das kümmert sie nicht. Sie erheben ihr Gehalt aus der Staatskasse, und schreiben, schreiben im Stillen, in ihren mit wohlverschlossenen Thüren versehenen Bureaus,

unbekannt, unbemerkt, ungerühmt und ziehen ihre Kinder wieder zu gleich brauchbaren Staatsmaschinen heran. — Eine Maschine, die militairische, sah ich fallen den 14. October. Vielleicht werden auch die Schreibermaschinen ihren 14. October haben. Das ist das Gebrechen des theuern Vaterlandes, Beamtengewalt und Nichtigkeit seiner Bürger. Wie über die Krankheit, so ist auch über das Heilmittel kein Zweifel unter den Vaterlandsfreunden: Oeffentlichkeit heißt es und wahre Vertretung!"

Das Princip der Toleranz mit den Jurys, der Oeffentlichkeit, der Preßfreiheit Hand in Hand und gänzlicher Mangel an Beamten- und Priesterdruck hat England vor der Verknöcherung bewahrt, in welche andere protestantische Staaten nothwendig gerathen mußten. Nur wo Freiheit ist, ist Leben und Bewegung, wo der Geist gedämpft wird, kommt Verdumpfung und der geistige Tod. —

Zweiter Abschnitt.

1789—1802.

Die französische Revolution. — Ursachen. — Ihre Wichtigkeit für Europa. — Ludwig XVI. — Die Nationalversammlung und die Emigranten. — Fürstenversammlung zu Pillnitz (1791). — Friedrich Wilhelm III. und seine Umgebungen. — Unglücklicher Feldzug. — Die Franzosen in Deutschland. — Stein's Thätigkeit in Cassel, Darmstadt, im Hauptquartier, bei der Verpflegung der Truppen (1792). — Friedenspartei. — Stein, Präsident. — Verheirathung. — Erschöpfung der preußischen Finanzen. — Friede zu Basel. — Stein's Verpflegungssystem. — Schreiben des Wittenschen Kreises. — Stein, Oberpräsident der westphälischen Kammer und seine Thätigkeit. — Scharnhorst. — Prinz Louis. — Friede zu Lüneville (1801). — Politische Verhältnisse. — Paul I. — Stein's Berufung nach Hannover.

Die französische Revolution ist ihrer äußern Erscheinung nach von allen Revolutionen die großartigste, staunenswertheste und in vieler Hinsicht auch bewundernswürdigste. Keine hat so urplötzlich den Erdkreis erschüttert, keine so allgewaltig die Menschheit aufgeregt, keine so warme Anhänger und so erbitterte Widersacher erzeugt. Keine zeigt uns eine so dichte Reihe von denkwürdigen Tagen und eine so große Menge von genialen, erhabenen und verabscheuungswürdigen Persönlichkeiten, keine so viele Großthaten neben so vielen Schauerscenen, so vielen Geist neben so vieler Brutalität, so viel Vernunft neben so viel Unvernunft.

Sie entstand aus den Verderbnissen des Hof- und Staatslebens, und aus dem bei fortgeschrittener Bildung entflammten Freiheitsgefühl.

Willkürlich herrschten in Frankreich besonders seit Ludwig XIII. und seinem Richelieu die Könige und deren Minister. Die persönliche Freiheit wurde durch willkürliche Verhaftsbefehle (lettres de cachet) verletzt, die geistige Freiheit durch drückende Büchercensuren. — Kaum glaublich traten die Vorrechte des Adels und des Clerus hervor, und hemmten die freie Entwickelung des Staatsbürgers.

Der Adel genoß von den beiden privilegirten Ständen die meisten Vorrechte. In seinen Händen lag der große Grundbesitz, er besaß die ausgedehnteste Steuerfreiheit, war frei von der Einquartierung und Conscription: er genoß einen eximirten Gerichtsstand und die ausschließliche Bevorrechtung zum Besitze der Lehen, der geistlichen Pfründen, der damit verbundenen Titel, der Orden und der Officierstellen in der Armee. Es gab einen Hofadel aus den Trümmern des alten Feudaladels bestehend, und er war zahlreich in Frankreich, weil alle jüngern Söhne, wie in Deutschland, nach der unglücklichen Gewohnheit sammt und sonders dem Adel angehörten. Da diese nun nicht alle Landbesitz erhalten konnten, so verlangten sie, wie von Rechtswegen, um standesmäßig leben zu können, daß der Hof ihnen Aemter mit standesmäßigen Einkünften gebe. So wurde der Adel eine Kaste, die der Hof auf Unkosten der arbeitenden Klassen ernähren mußte, die von dem Marke des Volkes lebte und schwelgte. Noch gab es einen Amtsadel, oder Adel der Robe, eine festgeschlossene Beamtenkaste, welche durch Stellenkauf eine Art der Vererbung der Stellen eingeführt hatte, und einen kleinen Landadel, welcher den Despoten auf seiner

Hufe spielte. — Die beiden letzten Klassen waren eben so frei von allen Lasten, wie der Hofadel.

Und wie behandelte dieser Hofadel, der das Mark des Landes aussog, die Bürger und Bauern, diese gemeinen Kerle (roturiers), diese „Canaille", wie er sie nannte, die ihm sein Geld zu seinem Vergnügen, für seine Schwelgereien und Maitressen, und ihre Leiber für die Regimenter geben mußten! „Der geringste Strohjunker," sagt der altadlige Chateaubriand, „hatte das Privilegium den Bürger zu insultiren oder zu verachten, bis zu dem Grade, daß er sich weigerte den Degen mit ihm zu kreuzen; der Name Edelmann beherrschte Alles in Frankreich." — Die Trennung des Adels vom Volke war in Frankreich zu einer Höhe gestiegen, daß man in andern Ländern keinen Begriff davon hat. Der Hofadel verachtete wieder den Amtsadel, dieser trug dieselbe Verachtung gegen die niedern Stände zur Schau; — man kann sich kaum eine Vorstellung von dem chinesisch-französischen Mandarinenthum vor der Revolution machen. — So bildete sich von selbst bei der so begünstigten Adelsklasse ein System von Uebermuth und Kriecherei, Unwissenheit und Anmaßung, Habsucht und Verschwendung, Kleinigkeitsgeist und Egoismus, Faullenzerei und Sittenlosigkeit, wie es kaum noch zu anderer Zeit uns in der Geschichte begegnet, und das Volk, auch der niedere Adel trat dieser privilegirten Kaste bald mit dem schärfsten Hasse gegenüber.

Die hohe Geistlichkeit, zum Theil der erste Absenker des eben geschilderten Hofadels, stand in der öffentlichen Meinung fast noch tiefer. Längst daran gewöhnt, ihren hohen Rang, und die oft mehr als fürstlichen Einkünfte ihrer Pfründen als ein von Rechtswegen ihr zustehendes Gebührniß zu betrachten, kümmerte sie sich äußerst wenig um die heilige Pflicht ihres Amts. Vielmehr mußte das ihretwegen mit Zehnten, Frohnden und Abgaben gedrückte Volk

es ansehen, daß diese geistlichen Väter, statt im Dienste der Religion zu wirken, entweder unter seinen Augen, oder in dem Venusberge Paris, den sauern Erwerb des Landes in Müssiggang und sittenloser Schwelgerei verpraßten, während in den armseligen Hütten ihrer Kirchkinder das bitterste Elend herrschte. Wie konnte also noch irgend wahre Achtung gegen diesen Clerus bestehen? Die niedere Geistlichkeit, deren Mehrzahl die Pfarrer waren, hatte oft kaum das dürftige Hungerbrot, und war mit Neid und Mißmuth gegen die höhere Geistlichkeit erfüllt, ein Umstand, welcher später der Revolution gute Dienste leistete. —

Der dritte Stand, die Bürger, vom Adel und dem Hofe abgesperrt, warfen sich auf die Studien und die Industrie. Während der Hofadel sich in die Frivolitäten und berüchtigten Ausschweifungen vertiefte, von denen die lasciven Romane Crebillons, und der derb ernsten Retefs de la Britonne u. A., diese unbarmherzigen Spiegel der verpesteten höhern Gesellschaft, treue Bilder uns entwarfen, während dem wendete sich der dritte Stand (tiers état) mit Vorliebe den klassischen und den philosophischen Studien zu, und es bemächtigte sich eine heroisch-antike Richtung, voller Opposition gegen den Absolutismus des Hofes, der Gemüther des Mittelstandes. Die Bilder des klassischen Alterthums, der großen, patriotischen Freiheit dieses republikanischen Alterthums, erfüllten Aller Köpfe. — Und diese dritte kraft- und talentvolle Unterthanenklasse hatte nicht das geringste politische Recht, war ausgeschlossen von allen Lehen-, Officierstellen, von Hof- und Staatswürden, und während Hof, Adel und Geistlichkeit in Luxus, Ausschweifung und Verschwendung wetteiferten, während die beiden letzten Stände zwei Dritttheile des ganzen Königreichs steuerfrei darum besaßen, weil der erstere meinte, er müßte den Staat mit seinem Schwerte vertheidigen, der andere, er müsse den Staat in sein Gebet ein-

schließen, mußte dieser dritte Stand von seinem Dritttheil alle Steuern bezahlen. —

Die Intelligenz, die Aufklärung empörte sich gegen diese, auf offenbare Willkür gestellte, aller Billigkeit Hohn sprechende Satzungen des Absolutismus, sie empörte sich gegen die Staatsgewalt, welche diese Ungerechtigkeiten schützte, gegen die Kirche, die sie im Namen Gottes gut hieß. Mächtig wirkten zur Orientirung, zur Consolidirung die, diesem Absolutismus sich entgegen stemmenden Ideen, die redenden Beispiele, das freie Leben in Holland, die großartige Entfaltung der Freiheit in England, der nordamerikanische Freiheitskrieg, bei dem Frankreich selbst für Freiheit gewacht, — und die Schriftsteller, welche Opposition gegen die Autorität des Staates und der Kirche machten.

Diese, die Encyclopädisten, wie Voltaire, Diderot, d'Alembert, aber auch Montesquieu, Rousseau, griffen zwar nicht direct die bestehenden Formen des Staates an, sie wollten nur die Mauer der geistlichen Macht, der dummen und fanatischen Priesterhierarchie, mit dem schweren Geschütz ihrer Vernunftgründe niederschießen, und die Aristokratie durch das leichte Gewehrfeuer ihres Witzes durchlöchern, aber dabei unterwühlten sie die Fundamente des Staates, die Religion und die guten Sitten mit, und kitzelten durch witzige Schriften das Wohlgefallen an der Verhöhnung des Göttlichen und alles Heiligen. Doch gab es auch einzelne, welche, tief erschüttert von dem entsetzlichen Zustand der Dinge in Frankreich, voll heißer Sehnsucht nach Verbesserung, das Volk durch Schriften über seine unvergehbaren Rechte aufklärten. Und der dritte Stand lauschte den Aufschlüssen über Freiheit und Menschenrechte, und unbemerkt von den stolzen Machthabern, durchschlich ein unnennbarer Drang das Herz des Volks, und eine ge-

waltige Gährung bereitete sich vor, und mit großer Spannung sah der dritte Stand dem Augenblick entgegen, wo es möglich sein würde, seinen Lieblingsideen praktische Geltung zu verschaffen.

Der Landmann in Frankreich war in der unglücklichsten Lage. Er war gänzlich unwissend, von Hunderten konnte kaum Einer lesen. Raffinirt ausgedachte mannigfaltige Frohnen und Abgaben drückten ihn furchtbar, eben so schändliche Jagdgesetze. Der an der Scholle haftenden Leibeignen gab es 1789 noch 1½ Million und diese Menschen wurden, wie die Verhandlungen der Nationalversammlung ausdrücklich bezeugen, noch hier und da als Zugvieh gebraucht. —

Zu diesem Allen kam noch die gränzenlose Sittenlosigkeit des Hofes und des Adels, die zu schildern es unsrer keuschen Sprache an Worten gebricht, die wie ein Gifthauch über das ganze Land hinzog. — Ludwig XV. hatte das grandiöse Versailles in ein gemeines weitläufiges Bordell verwandelt; die Pompadour hatte den Hirschpark angelegt, wo man junge Mädchen einfing und hegte, wie das Wild des Waldes, für die Lüste des stumpfsinnigen, sich ewig langweilenden Monarchen, die Damen des hohen Adels waren höchst aufgebracht, daß der König nicht seine Maitressen aus ihren Reihen wähle, als er ein ehemaliges Freudenmädchen, die spätere Gräfin du Barry, zu dieser Stelle erhob. —

Und während die Nation von den Straßenräubern, welche mit den höchsten Aemtern bekleidet waren, immer mehr ausgeplündert wurde, die Steuerpflichtigen kaum noch die Abgaben erschwingen konnten, in der Königsburg immer rasender geschwelgt wurde, kam noch eine besondere Veranlassung zur Revolution, die Fackel, durch welche der aufgehäufte Brennstoff in Flammen gesetzt wurde. Es war die Finanzkrisis, welche durch den Aufwand Lud-

wigs XIV., die Finanzoperation des liederlichen Regenten Philipp von Orleans, durch die Verschwendung Ludwigs XV. herbeigeführt worden war. — Bei Ludwigs XV. Tode betrugen die Zinsen der Staatsschulden 190 Millionen Livres. Trotzdem, daß die Auflagen während seiner vierzigjährigen Regierung aufs Fünffache, die Staatsausgaben von 160 Millionen Livres auf 500 Millionen Livres angewachsen waren, war immer noch nicht genug Geld da für den Hof und den Adel, der mit dem Hofe schwelgte; diese Herren waren unersättlich. Die Staatsschuld hatte die enorme Höhe von 4000 Millionen Livres erreicht, das jährliche Deficit betrug 100 Millionen.

So vielfachem politisch-moralischen Elend, einer so tief eingreifenden Zersetzung aller staatsbürgerlichen Verhältnisse sollte nun der zwanzigjährige Ludwig XVI., als der verpestete Sarg seines Großvaters unter Jubel und Flüchen des Volks nach St. Denys in die Gruft gebracht war, recht schnell, recht glänzend ein Ende machen. Kaum ein Riesengeist erster Größe dürfte mit nachhaltiger Wirkung an diesem Wagstück sich versucht haben, — wie sollte es diesem König möglich sein, — der völlig unbrauchbar zu den ernsten Geschäften des Lebens war. Hämmern und Feilen war seine Lieblingsbeschäftigung. Schwäche und Hochmuth bildeten die Grundzüge seines Charakters. Er besaß eine unläugbare Herzensgüte, die ihn zu einem landesväterlichen und wohlwollenden Fürsten gemacht haben würde, wenn sie aus Tugendstärke und nicht vielmehr aus Charakterschwäche hervorgegangen wäre. Friedrich II. schrieb an Voltaire: „Ich denke mir Ludwig XVI., der von Jugend auf in der Schule des Fanatismus und der Schwäche war, als ein junges Lamm unter alten Wölfen; er kann von Glück sagen, wenn er ihnen entgeht. In Frankreich findet jetzt ein alter Regent eine schwere Aufgabe." Ohne alle politische und tiefere geistige Bildung frömmelnd, ohne eigenen Wil-

len, ohne Muth und ohne Selbstthätigkeit auf die schlüpfrige Bahn der Revolution geführt, sah er sich fortwährend von dem Gedanken geängstigt, das Schicksal des englischen Königs Carl I. zu haben, nach einer Stütze um, ward aber dadurch mehr als ein anderer Fürst der Spielball der Parteien, namentlich derjenigen, welche sich, wie die Polignac's, Graf Artois, des Königs Bruder, u. A. um Marie Antoinette, die Königin, gebildet hatten. Diese war energisch, wie Ehrgeiz die Energie eingiebt, ohne Bildung, denn sie hatte wenig Erziehung gehabt, bezeigte gleichfalls Abneigung gegen den Ernst der Geschäfte, liebte die Vergnügungen, verabscheute jede Einschränkung und Unterordnung, verachtete das Volk mit einer Art Fanatismus und trieb die Lust am Geldausgeben bis zur Verschwendung. Sie war unter dem Namen „die Oesterreicherin" bei dem Volke verhaßt. Ihren Muth und ihre Seelengröße zeigte sie erst in den herben Prüfungen, die ihr aufgespart waren.

Die Hofpartei, an deren Spitze die Brüder des Königs, der Graf von Provence und der liederliche Graf Artois, der größte Schuldenmacher des Hofes, standen, wirkte jeder Bewegung entgegen, welche dem Volke eine Controle über das Finanzwesen verschaffen mußte.

Und diese Controle mußte doch endlich einmal erfolgen, da sich das jährliche Deficit der französischen Finanzen auf 140 Millionen Livres herausstellte (1786); es war seit dem Regierungsantritt Ludwigs XVI. um 40 Millionen gewachsen. — Die Versammlung der Notabeln, unter deren 137 Mitgliedern man nur 7 nichtadelige zählte, die aber auch nach dem Adel strebten, stürzte den Minister Calonne, der ihnen die überraschende Entdeckung machte, daß seit dem Antritt seines Ministeriums, seit 1783, die Staatsschuld bis auf 1646 Millionen Livres aufgelaufen sei. Freilich hatte er auf die Geldfor-

derungen Marie Antoinette's auch nur stets die Erwiederung gehabt: „Wenn, was Ihre Majestät verlangt, möglich ist, so ist es geschehen, ist es unmöglich, so wird es geschehen.“ Darauf bekam der Erzbischof Brienne, weil er ein feiner Mann war, und wegen seiner witzigen Einfälle der Königin sehr gefiel, das Portefeuille des Finanzministers. Die Notabeln verwarfen die Zumuthung der allgemeinen Besteuerung, „Adel und Geistlichkeit dürften von Rechtswegen nicht besteuert werden.“ — Die Notabeln wurden entlassen. Wie die Hofpartei und ein Theil des Adels dem moralischen Bankerotte verfallen war, so war jetzt der Staat einem Finanzbankerotte nahe.

Da schlug der Finanzminister Necker dem Könige vor, zur Abhilfe der drückenden Finanznoth eine allgemeine Versammlung der Stände zu genehmigen, und in derselben dem dritten Stande, durch den er in Hinsicht des Steuer- und Lehnswesens große Veränderungen zu bewirken hoffte, eine Doppelvertretung zukommen zu lassen. Napoleon sagt: „Damit begann Necker die Revolution, die Marat, Danton und Robespierre vollendeten; er hat Ludwig XVI. auf das Schaffot gebracht.“ Necker verkannte diesen aufstrebenden dritten Stand so sehr, daß er äußerte: „Wir schreiben diesem Stande zu viel Wichtigkeit zu. Dieser Stand wird stets den politischen Leidenschaften fremd bleiben.“ Aber die Erwartung des Volkes und dessen Verlangen nach einer bessern Ordnung der Dinge war so gespannt, daß man ihm nun nicht länger mehr ausbeugen konnte. Am 5. Mai 1789 ward die Ständeversammlung in Versailles mit großem Gepränge eröffnet. Sie bestand aus 300 Abgeordneten des Adels, 300 Abgeordneten des Clerus und 600 Abgeordneten vom dritten Stande. Der ausschweifende, aber mit ungeheuren Geistesgaben begabte Mirabeau, dessen Grundsatz: „Geduld ist die

Tugend der Esel", war und den man „den Sturmwind" nannte, erlangte durch seinen Geist die Oberherrschaft über diese Versammlung, wie später Robespierre in der zweiten Periode der Revolution durch die Energie seines Charakters und endlich Napoleon in der dritten über die Nation durch beides vereinigt.

Die Abgeordneten des dritten Standes, aufgebracht durch die Hindernisse, welche der Hof und die beiden andern Stände ihnen in den Weg legten, constituirten sich (17. Juni) zu einer Nationalversammlung, „denn der dritte Stand eigentlich stelle die Nation dar, in seiner Hand allein liege, gleich wie alle Heilung des Staats, also auch alle Kraft desselben." — Vergebens unternahm der Hof, den schon allgewaltig über seine Ufer hinwegbrausenden Strom einzudämmen. Adel und Geistlichkeit fühlten, daß es jetzt Zeit sei, nachzugeben. Nun vollends war keine Frage mehr von drei Ständen; der dritte Stand war anerkannt die Nation, das Wort: Nation hatte alle verschlungen; und die Nationalversammlung war durch nichts mehr gehindert, aus den Trümmern des alten Frankreichs einen ganz neuen Staat nach selbst beliebigem Modell zu formen. — Die vielgelesene Schrift des Abbé Sieyes: „Was ist der dritte Stand? — Alles!" war Praxis geworden.

Groß war die Thätigkeit der Nationalversammlung. Sie entwarf eine neue Constitution, deren Grundpfeiler die natürlichen, unverjährten und unveräußerlichen Rechte jedes Menschen und Bürgers waren: 1) Freiheit in Handlungen, Meinungen, Reden und Schriften; 2) Gleichheit Aller vor dem Gesetz; 3) Eigenthum; 4) persönliche Sicherheit; 5) Widerstand gegen Unterdrückung. — Das Wort: Freiheit und Gleichheit ward nun das Losungswort der Franzosen. — Nach dem Vorschlage eines Adligen selbst ward das Feudal-

und Lehnswesen mit allen seinen Auswüchsen, Frohnen und sogenannten Gerechtigkeiten persönlicher Dienste abgeschafft, es sollte nicht mehr Geburt, nur Fähigkeit und Verdienst über Stellung und Ansehn im Staate entscheiden, — in ganz Frankreich sollte Ein Volk mit gleichen Rechten und gleichen Abgaben bestehen. — Es war ein großer Moment, in welchem die Abgeordneten eines großen Volks für solche Ideen und Opfer entflammten, und eine Saat ausstreuten, die einen neuen Aufschwung des Staatslebens herbei führen mußte. — Der König erhielt nur ein suspendirendes Veto, die Nationalgarde ward errichtet, Frankreich erhielt eine Eintheilung in 83 Departements, wodurch die Schranken, welche das Land bisher getrennt hatten, niedergerissen wurden, und es Ein Ganzes wurde (4. Novbr.), das Gerichtswesen wurde auch in heilsamer Weise umgeformt, die Schrecken des heimlichen Gerichtsverfahrens hörten auf! (9. Octbr. 1790). Das Militairwesen wurde umgeformt, jeder Staatsbürger konnte zu jeder Stelle gelangen (Febr. 1791). Der Erbadel mit seinen Titeln, Livreen und Wappen wurde abgeschafft (17. Juni 1791), „es gebe in Frankreich keinen Unterschied der Stände.“ —

Wir glaubten diese Ursache und den Anfang der französischen Revolution hier anführen zu müssen, da sie von dem bedeutendsten Einflusse auf Deutschland und auf Preußen waren; wir erwähnen nur noch, wie neben der jungen Freiheit durch die in Frankreich sich bildenden Clubs, vorzüglich den Jakobinerclub, einen Frechheitsausschuß, dem nichts ehrwürdig blieb, wie durch diese Frechheit eine Straßendespotie erwuchs, welcher der König Ludwig XVI., Marie Antoinette, Tausende, nach vorhergegangenen Gräueln, zum Opfer fielen, wie Frankreich Republik wurde, wie der Nationalconvent, dem System des Terrorismus huldigend, das Blut in Strö-

men fließen ließ, so daß Europa vor Frankreich, wie vor einem Medusenhaupt erstarrte, wie inmitten dieser Gräuel der Convent durch Aufbietung der Volkskraft und unterstützt durch eine bisher unbekannte Art der Kriegführung die auf dem Paradeplatze wohl dressirten Heere Europa's und die alten, aus Friedrich's II. und Laudon's Schule hervorgegangenen Feldherren besiegte. —

Der erste dieser Kämpfe wurde durch die Emigranten und durch die Furcht Oesterreichs und Preußens vor dem Einflusse der republikanischen Ideen hervorgebracht.

Seitdem die Lehnsherrschaft und alle mit ihr verbundenen Uebelstände, und später der Erbadel abgeschafft wurden, wanderte eine Unzahl Adelige, an ihrer Spitze die königlichen Prinzen Artois, Provence u. A. aus. Lange Zeit hatte dieser Adel an der königlichen Gnade schmarotzt, ungeheure Summen, welche die Regierung dem Volke erpreßt hatte, erhalten und vergeudet, — hatte sich prahlerisch die einzigen, wahren, starken Stützen des Thrones genannt; jetzt, wo der Löwe, das Volk, nur erst erwachte und leicht die Mähnen schüttelte, statt eng sich um den Thron zu schaaren, und nun wahr zu machen, weswegen sie Jahrhunderte steuerfrei gewesen waren, nämlich ihren Degen für den König zu ziehn, ihr Blut und Leben für ihn zu lassen, — flohen sie feig, und verließen auf niederträchtige Weise ihren Fürsten, der jetzt grade der kräftigsten Unterstützung bedurft hätte. Sie flohen, um die deutschen Fürsten durch die vorgegaukelte Furcht, daß auch ihnen durch ihre Völker ein ähnliches Schicksal bereitet werden könne, gegen Frankreich aufzustacheln, um mit ihrer Unterstützung selbst den Krieg in ihr Vaterland zu tragen. — Sie sammelten sich anfangs in der Gegend von Koblenz, und verpesteten überall, wo sie waren, durch ihre Liederlichkeit und Sittenlosigkeit die deutsche

Gegend. Ihre Standquartiere waren Sammelplätze von allerlei zusammengelaufenem Volke, daß sie mit von den deutschen Fürsten erbetteltem, oder von Juden erborgtem Gelde bezahlten, ihre Agenten belagerten die Ohren der deutschen Fürsten, die sie, wegen ihrer Völker nicht unbesorgt fanden. Denn alle Völker lauschten auf die von Frankreich herübertönenden, noch nie gehörten Lehren. — Sie bewunderten in der französischen Revolution eine Schöpfungsperiode neuer und allgemeiner Principien, denn diese proclamirte nicht nur für das bürgerliche Leben die Allgemeinheit von Menschen- und Bürgerrechten, verkündete nicht nur den Grundsatz staatlicher Freiheit und Gleichheit, sondern stellte auch statt des Princips der „fürstlichen Souverainetät" das der Volkssouverainetät als Fundament des Staatslebens auf. —

Eine Sache, die für die Monarchen Europa's in ihren Folgen so gefährlich werden konnte, schien ihnen auch ungewöhnliche Gegenmittel zu erfordern. Es veranstalteten der deutsche Kaiser Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. von Preußen, die kaum sich erst noch an der Gränze Böhmens und Schlesiens drohend gegenüber gestanden hatten, ihre Eifersucht vergessend, eine Zusammenkunft zu Pillnitz, einem Lustschlosse des Churfürsten von Sachsen (27. August 1791), zu welcher sich auch, — offenbar unwillkommen, — der Graf von Artois eingefunden hatte. — „Ihre Majestäten," so heißt es in dem Protokolle der Pillnitzer Convention, „haben beschlossen, da die Sache des Königs von Frankreich die Sache aller Souveraine ist, zur Wiederherstellung der monarchischen Gewalt in Frankreich schnell und einstimmig mit der nöthigen Militairmacht behilflich zu sein, und werden deshalb alsbald ihre Truppen in Bewegung setzen, um sie sogleich gebrauchen zu können." — Die geheimen, nachher abgeleugneten Artikel des Pillnitzer Protokolls

besagten: 1) die Mächte werden in Frankreich die neue verderbliche Constitution abschaffen und die alte herstellen; 2) sie werden die Urheber und Begünstiger der Revolution zum Schrecken Europa's strafen; 3) Oesterreich und Preußen sollen für die Kosten der Execution durch französische Gebiete entschädigt werden; 4) Oesterreich und Preußen werden einander bei inneren Unruhen wechselseitig gegen ihre Unterthanen beistehn. —

Zunächst begünstigten beide Mächte das Wesen und Treiben der Emigranten am Rhein in jeder Hinsicht. Die französische Nationalversammlung forderte sie auf, dem hochverrätherischen Treiben der französischen Reichsfeinde ein Ziel zu setzen. Da dies nicht geschah und es außerdem bekannt wurde, daß Oesterreich mit Preußen (27. Febr. 1792) einen feierlichen Tractat zur eventuellen Intervention in Frankreich abgeschlossen hatte, so erklärte die Nationalversammlung an Franz II. von Oesterreich (Leopold II. war am 1. März gestorben), als König von Ungarn und Böhmen, den Krieg (20. April 1792). — Kaunitz hatte zwar gerathen, Frankreich nicht anzugreifen, und meinte: „man müsse die Leidenschaften dort austoben lassen", auf Franz II. hatten aber viele Personen Einfluß, die ihm eben so mit der Leichtigkeit, „die revolutionairen Banden zu Paaren zu treiben," als mit dem Wiedergewinn von Lothringen zu schmeicheln wußten. —

Franz II., welcher merkwürdiger Weise von den vielen Nischen, in Frankfurt, deren je eine zur Aufnahme des Bildes des jedesmal regierenden Kaisers bestimmt war, die letzte übrig gebliebene erhielt, war ein Fürst ohne kräftiges Selbstvertrauen, aber zähe im Festhalten mancher Einzelheiten, dabei war seine Erziehung sehr vernachlässigt, denn seine Erzieher hatten, statt seine geringen geistigen Anlagen auszubilden, ihn mit nichtigen Zeitvertreiben beschäftigt, wie mit der Anfertigung schöner Vogelbauer, Siegellack und

Firnissen; doch hatte er ein sehr gutes Gedächtniß und eine außerordentliche Gutmüthigkeit, welche sich gegen seine Unterthanen durch Wort und That bewies. Der Blick, um die Verhältnisse in ihrer Tiefe und in ihrem Zusammenhange zu durchdringen, fehlte ihm ganz, eben so die geistige Schöpfungskraft, um gründliche, umfassende Pläne zu entwerfen, darum hielt er an dem Alten fest. Stets zeigte er Argwohn und Mißtrauen selbst gegen die Glieder seines Hauses, vorzüglich gegen den großen Erzherzog Carl, und ließ sie überwachen. Die französische Revolution und ihre politischen Consequenzen erfüllten ihn mit entschiedenem Mißtrauen gegen die geistige Entwickelung, insbesondere gegen alle kirchliche und politische Aenderungen. Darum wurden die politischen, philosophischen und historischen Wissenschaften streng überwacht. Er wollte überhaupt keine gebildeten, nur gute Bürger, — und schätzte die Naturwissenschaft nur, weil sie das materielle Wohl der Menschen beförderte. Seine häuslichen Tugenden konnten als Muster gelten. Das deutsche Volk dachte bei seinem Tode noch einmal mit Wehmuth daran, daß er die letzte lebendige Einheit aller deutschen Stämme dargestellt hatte, daß durch seine Entsagung auf die deutsche Kaiserkrone das einst so mächtige deutsche Kaiserthum untergegangen, daß die deutsche Reichsverfassung, welche im Verlauf der letzten Jahrhunderte so vielfache Stürme erlebt hatte, von der Zwietracht deutscher Fürsten zu jenem jammervollen, unwürdigen Todeskampfe gebracht war, und endlich ihren gänzlichen Untergang gefunden hatte. — Aber das deutsche Volk lebte noch! —

Der Krieg begann. — Das deutsche Reich, dessen Fürsten nur der Selbstsucht huldigten, den Reichsverband möglichst locker zu machen suchten, dessen Heer, die Reichsarmee, aus Gezwungenen und Landstreichern zusammengesetzt, nur aus buntscheckigen, un-

brauchbaren, widerwilligen Menschenhaufen bestand, von Preußen und Oesterreichern verachtet und seit dem siebenjährigen Kriege mit dem Spottnamen „Reißausarmee" benannt wurde, — dessen Verfassung, ihrem Untergange entgegengehend, alle Größe im politischen Leben des deutschen Volkes erstickte, das Volksgefühl tödtete, — dessen Regierungen von einem unbeschreiblichen Geiste der Kleinigkeitskrämerei durchzogen wurden, — das deutsche Reich benahm sich aber bei dieser Erklärung, wie es unter solchen Umständen nur erwartet werden konnte, — es betheiligte sich nicht an dem Kriege, vorschützend, dieser sei ja nur an Franz II., als König von Böhmen und Ungarn, erklärt.

Preußen, welchem der Krieg durch die Nationalversammlung nicht erklärt worden war, glaubte seine Betheiligung an demselben im Bunde mit Oesterreich durch ein Manifest rechtfertigen zu müssen. Dies von Berlin aus datirte Actenstück verkündete der Welt: daß der König von Preußen zum „Schutze des beeinträchtigten deutschen Reichs die Waffen ergreife", vornehmlich aber „zur Unterdrückung der Anarchie" in Frankreich, zur Erstickung des von dort aus drohenden „Schwindelgeistes", „zur Wiederherstellung der gesetzlichen, monarchischen Gewalt." — Bei Koblenz sammelte sich ein Heer von 50,000 Preußen unter dem Herzog Carl von Braunschweig, ein österreichisches Heer ging in die Niederlande, denn dort waren die Franzosen schon eingebrochen (April), ein zweites Heer stand am Oberrhein. — Preußen stand nach einer Verabredung zwischen dem König Friedrich Wilhelm II. und Franz II. zu Mainz an der Spitze der Verbindung. — Der König von Preußen war selbst bei dem Heere; die geflüchteten französischen Prinzen und die Emigranten umlagerten ihn, und er schenkte ihren Einflüsterungen nur zu geneigtes Gehör. „Man dürfe nur in Frankreich einrücken," sagten sie, „und die zahlreichen

Royalisten, die nur ein Heer, einen Feldherrn und ihre theuren Prinzen erwarteten, würden sich zahlreich anschließen; der größte Theil der französischen Linientruppen würde zahlreich zu ihren alten Anführern übergehen. Das Land werde alle seine Hilfsquellen aufbieten, um seine Befreier zu empfangen; der Bürgerkrieg sogleich an allen Orten ausbrechen und das scheußliche Reich der Jacobiner zusammenstürzen." Sie stellten dem König ein so erniedrigtes, so von der Volksgunst abhängiges Königthum als furchtbares Schreckbild, und die Wiederaufrichtung des alten wahrhaften Thrones als die schönste Aufgabe seines Lebens, als dringendste Königspflicht dar. —

Die Emigranten wußten eben so sich Einfluß auf die Umgebung des Königs zu verschaffen. Diese waren der schon geschilderte Bischofswerder, der Generaladjutant Manstein, ein frömmelnder, grober, eingeschränkter und abergläubischer Mann; der Marquis von Lucchesini, ein feiner, schlauer Italiener, welcher die Feinheit des Höflings mit der geübten Gewandtheit des Staatsmannes vereinigte, der Kriegsminister Schulenburg-Kehnert, ein arbeitsamer und gewandter Mann, von vielem Familienstolz und wenig Seelenadel, von wenig umfassendem Geiste, um sich zu großen, die Staatsverwaltung leitenden Ideen erheben zu können.

Alle diese Männer hatten den bedeutendsten Einfluß auf den König, und Lucchesini ausgenommen, alle beschränkt, konnten und mochten sie ihn nicht aufmerksam machen, die große Lehre, welche der Gang der Dinge in Frankreich gab, zu benutzen, und die Aufregung der Zeit durch Verständigung mit ihren Elementen und durch einsichtige Behandlung derselben zu beschwichtigen. Sie waren die Wortredner des Alten und Herkömmlichen in Kirche und Staat, machten den König, im Sinne Wöllner's, glauben, daß

dem Geiste der Zeit zu viel gehuldigt sei, und daß Rückschritte zum Alten geschehen müßten, wenn Recht und Ordnung ferner bestehen sollte. „Die Welt," so sagte die den König umgebende fromme Partei, „müsse von dieser Revolutionskrankheit durch Beschränkungen und Zuchtmittel geheilt werden, sonst würde das in Frankreich tobende Unglück sich über alle Fürsten und Völker, auch über Preußen wälzen." — Sie erklärte die in Frankreich ausgebrochene Revolution nicht etwa aus dem Verderbnisse der gesellschaftlichen Zustände, aus den Mißgriffen eines schwachen, von thörichten Freunden irregeleiteten Königs, — aus den Abscheulichkeiten früherer Regierungen hervorgegangen, sondern aus einer, viele Jahre vorher geschlossenen, gegen die Könige, Staaten und Kirche gerichteten Verschwörung, um überall die altherkömmliche Ordnung zu stürzen. Darum wollte sie auch, mit Hilfe der Orthodoxie und des Aberglaubens, eine künstliche Verfinsterung des Geistes bewerkstelligen, um Alles wieder in das dämmernde Schlafleben früherer Jahrhunderte zurück zu versetzen.

Am meisten suchte sich der zu dem Führer des Heeres bestimmte Herzog von Braunschweig den Einflüssen der Emigranten zu entziehen, aber es gelang ihm nicht immer. Je größere Höflichkeiten der Herzog als Welt- und Hofmann ihnen spendete, desto geringere Gunst ließ er ihnen als Oberfeldherr widerfahren. „Er machte Complimente über Complimente in der Gesellschaft der Prinzen und der vornehmen Emigranten," sagt Massenbach, — „aber seine Wangen glühten und funkelten, wie die eines Tigers."

Carl Ferdinand, Herzog von Braunschweig, der schon in den Feldzügen Friedrich's des Großen geglänzt hatte und seit seiner schnellen Unternehmung gegen Holland und die dortigen Pa-

trioten (1787) für den ersten Feldherrn des Zeitalters galt, war von imponirendem Aeußern, ausgezeichnet kriegswissenschaftlich gebildet, zeigte am Tage der Schlacht alle Eigenschaften eines großen Feldherrn, war aber oft sehr bedächtig, fast ängstlich durch eine übertriebene Furcht vor Tadel, der seinen Ruhm beeinträchtigen konnte. Daher fehlte es ihm namentlich oft an der Entschlossenheit, die, um Großes zu gewinnen, Alles auf's Spiel setzt. Er war, obgleich fast 60 Jahr alt, der jüngste unter den unter ihm stehenden Generalen, welche ihre Lorbeeren dreißig Jahr früher in dem siebenjährigen Kriege gepflückt hatten, und welche nun der Kraft des jugendlichen Weltgeistes entgegen treten sollten, um diese durch eine mattherzige, aber methodische und wissenschaftlich begründete Strategie zu besiegen. — Und besiegt mußten die Franzosen durch die, nach der Methode des großen Friedrich's eingeschulten und wohl dressirten Truppen werden, das war gewiß, — die Emigranten betheuerten es auch. „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Lorbeern," parodirten die jungen Officiere das Rheinweinlied von Claudius. Nach Paris! Wir wollen mit den Advocaten ein Treibjagen anstellen, wie bei Roßbach! — „Kaufen Sie ja nicht zu viel Pferde," sagte Bischofswerder zu den Officieren, „die Komödie dauert nicht lange. Wir klopfen die Advocaten in den Niederlanden tüchtig, und sind im Herbst wieder zu Haus!" — Und selbst der Herzog von Braunschweig gebot: „nur nicht zu viel Gepäck und Aufwand; Alles ist nur eine militairische Promenade!" — „eine kleine Motion," fügte der uns bekannte Calonne hinzu, „wie man sie sich der eignen Gesundheit wegen zu machen pflegt." —

Die Alliirten und Emigrirten überschritten die Gränzen (19. Aug. 1792), — die Nationalversammlung erklärte, daß das Vaterland in Gefahr sei, von allen Seiten strömten unter dem Gesange

der Marseillaise Freiwillige zu dem französischen Heere. Die Stimmung Frankreichs war doch eine ganz andere, als die Emigrirten sie dargestellt hatten. Der Herzog von Braunschweig legte, besorgt darüber, dem König Friedrich Wilhelm II. einen Plan des Feldzugs vor, nach welchem erst alle Festungen im Rücken des vordringenden Heeres erobert werden sollten. Der Einfluß der Emigrirten, sowie anderer Männer aus der Umgebung des Königs, welche weniger scharfsinnig waren, vereitelten des Herzogs Plan. Man drang nach der Champagne vor, Longwy, Verdun fielen. Um jene Tage erschien das von Emigranten verfaßte, höchst unkluge Manifest des Herzogs von Braunschweig. Es kündigte, indem es den Verwegenen, welche die Zügel der Regierung in Frankreich an sich gerissen hatten, die heftigsten Vorwürfe machte, denen, die es wagen würden sich zu vertheidigen, die Strafe der Rebellen, nach der Strenge der Kriegsgesetze an, an Paris namentlich sollte eine exemplarische, auf ewig denkwürdige Rache genommen werden, es sollte gänzlich zerstört werden, wenn der königlichen Familie die geringste Beleidigung zugefügt würde.

Dieses Manifest vom 21. Juli schuf dann alsbald den 10. August, die Abschaffung des Königthums. In ganz Frankreich schlug dieses Manifest buchstäblich wie der Blitz in die Pulverkammer, — Alles, denn das republikanische Selbstgefühl war schon hochgesteigert, erhob sich zur Rache, voran Paris, das zu einem Kampfe auf Leben und Tod herausgeforderte Paris, das auch nicht einen Augenblick zögerte die Herausforderung anzunehmen. — Die Schreckensherrschaft trat ein. Unter ihr wurden die Franzosen Männer. — „Ich erwarte die Preußen,“ schrieb der französische General Dumouriez an den Convent. „Die Pässe des Argonner Waldes sind die Thermopylen von Frankreich. Aber ich werde glücklicher

sein als Leonidas." Bei Valmy (20. Septbr.), am Tage der berühmten Kanonade, rettete der Enthusiasmus der Franzosen ihr Vaterland. Frankreich ging nicht verloren, wie Polen, es trat verjüngt und kräftig aus dem Kampfe. Die Fäulniß des Staats ward durch das Pulver der Revolution ausgebrannt. „Mit diesem Tage," sagte Göthe prophetisch am Abend der Schlacht, „fängt eine neue Periode der Weltgeschichte an!" Der erwartete Siegeszug verwandelte sich, da überdieß alle Uebel, welche ein Heer im Felde treffen können, über sie hereinbrachen, in einen unordentlichen, eine völlige Demoralisation der Truppen erzeugenden Rückzug bis an den Rhein. Auch Bischofswerder's Prophezeiung wurde zu Schanden, denn mit dem ersten Kanonenschusse bei Valmy begann jener furchtbare, Europa von Moskau bis Lissabon erschütternde Kampf, welcher erst durch den letzten Kanonenschuß bei Waterloo (1815) beendet wurde.

Wir aber sind nicht willens, der Zweck des Buches verbietet es auch, die detaillirte Geschichte der ersten siebzehn Jahre dieses Kriegs zu erzählen, da in dem spätern Kampfe, in welchen Preußen mit Frankreich verwickelt wurde, der große Mann, dessen thatenvolles Leben wir uns zum Vorwurf genommen haben, weit mehr und außerdem noch manche andere weit volksthümlichere Elemente hervortreten, die auf größere Berücksichtigung Anspruch machen dürfen, als die taktischen und strategischen Kunstleistungen der privilegirten Menschenmörderei, welche man Krieg nennt.

Es hat kein Jahrhundert in der europäischen Geschichte gegeben, dessen Ausgang so blutig und grausenhaft gewesen wäre, als das achtzehnte Jahrhundert. Im Osten die Gräuel der Theilung von Polen (1793 und 95), durch welche, wie Johannes von Müller sagt: „Gott die Moralität der Großen zeigen

wollte," im Westen der Schrecken der französischen Revolution, dort die Spitze des Absolutismus, die despotische Willkür der Fürsten, hier der Gipfel des politischen Fanatismus einer in hundertjähriger Sclaverei niedergehaltenen Nation, die ihre Ketten endlich bricht, dort der Mißbrauch der Macht, hier der grausenerregende Mißbrauch der Freiheit, dort die gleißnerische Vollziehung eines himmelschreienden Verbrechens, wie Maria Theresia es nannte, gegen alles Völkerrecht unter dem Vorwande der Humanität, der Ruhe und des Friedens Europa's unternommen, hier die trotzige, freche, unverhüllte Niedertretung aller menschlichen Ordnung, die reine, nackte unumwunden ausgesprochene Herrschaft der Gewalt und des Schreckens, allerdings durch eine weit klarere Nothwendigkeit gerechtfertigt, Frankreich um jeden Preis einig zu erhalten und gegen die Intriguen der europäischen Coalitionen und französischen Emigrirten zu schützen. Gewiß, wenn irgend eine Zeit den Machthabern und den Völkern Lehre geben kann, daß Extreme das Schrecklichste auf der Welt sind, daß nur in der aufrichtigen und redlichen Mitte Heil und Glück zu finden ist, so kann der Schluß des achtzehnten Jahrhunderts sie geben. — Möchte sie doch stets benutzt werden, diese Lehre, möge eine klare politische Einsicht in die Machthaber kommen und in die Völker, daß Mäßigung, daß Liebe, daß Selbstverläugnung, nicht Despotie und Selbstsucht das Fundament des Menschenwohles sind, daß diese Cardinaltugenden, welche die christliche Religion, wie sie Christus verkündete, an ihrer Spitze trägt, von den Regierungen und den Nationen geübt werden müssen, wenn diese Regierungen und diese Nationen glücklich sein wollen. —

Die Lage der französischen Nation wurde übrigens um jene Zeit in Deutschland ganz allgemein falsch beurtheilt. Es mögen wohl kaum Einzelne gewesen sein, welche ein gleichzeitiges rechtes

Verständniß der großen politisch-historischen Erscheinung hatten — auch Stein gehörte zu jenen, die da irrten.

Stein war, wie aus mehreren seiner Briefe hervorgeht, ein Feind der französischen Revolution, und hoffte vom Anfang, sie durch die Waffengewalt niedergeworfen zu sehen. Er war auch in Koblenz, um die französischen und deutschen Prinzen, den König und das Heer kennen zu lernen. — Die dort versammelte Macht bestärkte ihn in seinen Hoffnungen. Er schrieb an Frau von Berg, eine hochgebildete Frau, spätere Freundin der Königin Luise, deren letzte Tage sie in den „Erinnerungen" verewigt hat, unterm 23. Juli 1792: „Die Armee versammelt sich im Lager, ich bin überzeugt, daß der Erfolg dieser Expedition (des Heerzuges nach Paris) rasch und entscheidend sein wird, wenn wir nur für unsre Kosten und unsre Anstrengung entschädigt werden. Der Geist, der in der Armee herrscht, von Disciplin, von kriegerischem Muthe, von Bereitwilligkeit, jeder Gefahr sich zu unterziehen, jede Beschwerde zu erdulden, ist wirklich sehr achtungswerth, und es ist wirklich seelenerhebend, hierin das Werk des großen Mannes zu erkennen, den wir selbst nach seiner langen Regierung zu früh verloren." — Ein Jahr später fürchtete er doch auch schon einen Krieg von mehreren Jahren, aber durchaus nicht, daß vielleicht die Deutschen unterliegen, er hoffte, daß die in Frankreich verübten Gräuel von gutem Einfluß auf Deutschland sein würden: „Sie fragen mich, gnädige Frau, was aus Allem diesen für Deutschland entstehen werde? Französische Anarchie und Sittenlosigkeit wird für den ruhigen, sittlichen Deutschen nicht ansteckend sein, er wird im Kampfe mit dieser unglücklichen Nation vielleicht nicht erobern, aber auch gewiß nicht unterliegen, und das Beispiel der Gräuel, die seine Nachbaren begehen, das Elend, welches zwei zahlreiche und glänzende Stände dieser Nation leiden, wird manches Vorurtheil ver-

nichten und manches Gute beschleunigen. Ich erwarte mir einen Krieg von mehreren Jahren, aber seine Einflüsse sind vortheilhaft, sie stellen Energie und Muth wieder her, sie geben einen neuen Reiz zur Thätigkeit, sie werden die Abneigung gegen die scheußliche Nation der Franzosen vermehren." —

Bald sollte Stein selbst durch diesen Krieg gegen Frankreich viel beschäftigt werden.

Während das preußische Heer seinen unglücklichen Rückzug durch die Champagne anstellte, brach der französische General Custine von Landau aus nach Speier auf, nahm diese Stadt, in welcher sich ein nur durch eine schwache Besatzung geschütztes österreichisches Hauptmagazin befand, und erschien bald darauf vor Mainz, der Vormauer des deutschen Reichs. Der Churfürst flüchtete und bat die benachbarten deutschen Fürsten um Hilfe, — vergebens. Der Oberst von Stein, preußischer Gesandter in Mainz und Bruder des Kammerpräsidenten, wendete sich an Preußen, gab Pläne an, die Stadt zu decken, — die Umgebungen des Königs hielten die Gefahr nicht für dringlich, auch war das preußische Heer von seinem Rückzuge her noch lange nicht im Stande, wieder irgendwohin angriffsweise zu Werke zu gehen. Der preußische Gesandte forderte Darmstadt zur Hilfe auf, dies aber machte allerlei Ausflüchte. „Hier," urtheilt Stein, „zeigte sich der weichliche, selbstsüchtige, den Staatsverein auflösende Geist der Fürsten, die gleichgültig gegen das Schicksal des Vaterlandes nur für die Erhaltung ihres gebrechlichen Daseins besorgt waren." Von der Wehrlosigkeit der Stadt durch einen Club in derselben unterrichtet, dessen Mitglied auch der berühmte Erdumsegler und Philosoph Georg Forster war, welcher schlagend bewiesen hatte, „daß die Revolution nur als ein Werk der Gerechtigkeit der Natur

erscheine," — nahm Custine die Stadt mehr durch Drohungen und Prahlereien, als durch einen wirklichen Angriff, obgleich auch Verrätherei im Spiele sein mochte. Erst später ist durch Aehnliches oder noch Aergeres (1806) diese unerhörte Uebergabe zu einer leicht begreiflichen Sache geworden.

Der preußische Gesandte vom Stein hatte nach vergeblicher Anstrengung, Mainz durch vorgeschlagene militairische Anordnungen, die aber nicht berücksichtigt wurden, zu halten, sich, Alles zurücklassend, gerettet. In Wetzlar traf er mit dem Kammerpräsidenten zusammen, welcher eben die ältere Schwester, Johanna Louise, nach Mainz zu einem Besuch bei dem geflüchteten Bruder begleiten wollte. Die Kunde von dem Falle dieser Stadt hatte einen allgemeinen Schrecken weithin in das Land verbreitet. Beide Brüder waren empört darüber, daß von den deutschen Fürsten, deren Länder zunächst in Gefahr waren, auch gar nichts geschah, um dem Vordringen der Franzosen oder Neufranken, wie sie genannt wurden, Einhalt zu thun; denn schon hatten diese Frankfurt am Main genommen und dieser Stadt eine Brandschatzung von zwei Millionen Gulden aufgelegt. Es war zu fürchten, daß sie nun die Länder der Landgrafen von Hessen-Darmstadt und Hessen-Cassel heimsuchen würden. Schon waren sie in die Gränzorte dieser Länder eingefallen. Weit herum blieb nichts, was dem Adel und der Geistlichkeit gehörte, verschont; unermeßliche Vorräthe von Frucht und Wein wurden nach Mainz zusammengebracht; die ganze Gegend ward so bis auf's Mark ausgesogen, als ob es unmöglich gemacht werden sollte, daß ein deutsches Heer hier für die nächste Zeit Unterhalt finden konnte. Und nirgends eine Spur von einem deutschen Heer, denn die Preußen, bei Koblenz über den Rhein zurückgegangen, hatten sich größtentheils weit zurückgezogen. Schon war in Mainz die Rede davon, eine Rheinisch-deutsche Republik nach

französischem Zuschnitt zu gründen: schon wurden an mehreren Orten Freiheitsbäume aufgerichtet.

Auf dem Wege nach Cassel, wohin er seine Schwester begleitete, traf er in Gießen mit dem churfürstlichen General Wallmoden zusammen, der mit seiner liebenswürdigen Familie aus dem Bade zurückkehrte, und mit welcher Stein bald durch die engsten Bande sich vereinigt sehen sollte. Als nun auch sein Bruder eintraf, so berathschlagte dies patriotische Triumvirat, nur durch ihre Liebe zum Vaterlande getrieben, ohne von irgend einem Cabinete autorisirt zu sein, was zu thun, um die Neufranken am weitern Vordringen aufzuhalten. Zum Glück versäumte Custine, nur mit Brandschatzungen und Erpressungen beschäftigt, am Rheinstrom hinunter alles Land zu unterwerfen. Leicht hätte er das unverwahrte Koblenz, wo die Bürger sich gegen die preußischen Beamten schon erhoben hatten, und die wichtige Feste Ehrenbreitstein überraschen, dem Heer, welches Dumouriez nach dem Rückzuge der Preußen nach den Niederlanden führte, wo er später (5. November) bei Jemappes die Oesterreicher unter dem Herzog von Sachsen-Teschen und Clairfait schlug, die Hand reichen und so das preußische Heer in die übelste Lage bringen können. — Die drei Berathenden beschlossen, Mittel und Wege anzuwenden, eine Vereinigung der preußisch-hessischen und hannöverschen Truppen zu Stande zu bringen, um die Franzosen wieder zurück zu treiben. Stein schoß 4000 Gulden vor, um eine Casse zu bilden, Curiere und Kundschafter zu bezahlen, oder Ausgaben, welche ihr Plan nöthig machte, zu bestreiten. Eilboten flogen nach allen Seiten zu den Fürsten und Heerführern, die von der drohenden Gefahr immer noch nicht überzeugt zu sein schienen. Stein bearbeitete die Landgrafen beider Hessen, um sie zur Entschlossenheit und Thätigkeit anzuregen; es gelang ihm. Sie sendeten Truppen an die gerade bedrohten

Orte. Er reiste selbst zum preußischen Heere (6. Novbr.), wo er zu seiner Verwunderung in den Umgebungen des Königs viele Verfechter der Meinung fand, ganz Westdeutschland bis zur Werra seinem Schicksale zu überlassen, und hinter diesem Flusse erst wieder eine feste Stellung einzunehmen. Der König verwarf aber den Vorschlag, beschloß eine Stellung am Rhein und Main zu nehmen und zunächst Frankfurt zu befreien. Stein mußte auf Befehl des Königs zu den Landgrafen beider Hessen reisen und sie überreden, ihre Truppen nach dem Main und nach dem Rhein zu senden. Er wußte sich seines Auftrags mit solcher Energie und Klugheit zu entledigen, daß sie dieselben sogar unter preußischen Befehl stellten.

Mit Entrüstung erfüllte es Stein, da, wo es einig zu sein galt, den Zwiespalt der Meinungen in dem Heere der Preußen, die Eifersucht zwischen diesen und den Oesterreichern, die Verachtung, mit welcher beide auf die Reichstruppen herabblickten, und den Haß zu sehen, welcher diese gegen jene erfüllte. Und wie diese Zerrissenheit und Zerwürfniß in dem Heere, so war sie in dem ganzen heiligen Reiche der Deutschen, und dies darum den Franzosen kein furchtbarer Feind; ja in dem Unwillen, Ekel oder Schamgefühl, den der bessere Volkssinn bei der Entwürdigung des deutschen Namens empfand, erwuchs den für eine große Idee begeisterten, und in dieser Begeisterung einigen Neufranken ein unbewußter Bundesgenosse, der den Freunden ihrer proclamirten Grundsätze in aller Unschuld in die Hände arbeitete. Weil die Nation die entgeistete Form ihrer Verfassung aufgegeben hatte, dachte sie nicht daran, das Wesen derselben richtig zu schätzen, und weil die Mächtigen in jeder Begeisterung ein Werkzeug der Umwälzung sahen, scheuten sie sich, Deutschlands wahre Kraft durch Erweckung des deutschen Nationalgeistes zu erproben. —

Ein preußisch-hessisches Corps sollte gemeinschaftlich unter dem

General Kalkreuth das nur von 1600 Franzosen vertheidigte Frankfurt wider nehmen. Stein erhielt von dem König Friedrich Wilhelm II. die Erlaubniß, das Expeditionscorps begleiten zu dürfen. Nach tapferer Vertheidigung erlag die Besatzung, weil das neue Thor, welches nur schwach hatte besetzt werden können, durch die fremden Handwerksburschen gesprengt war. Die Alliirten gewannen die Stadt, und gegen Ende des Jahres waren die Franzosen auf das linke Rheinufer zurückgeworfen, doch behielten sie das jetzt sehr befestigte Mainz.

Während das Heer am Rhein und Main die Winterquartiere bezog, erhielt Stein den Auftrag, sich nach Wesel zu begeben, um die Verpflegung der für den Niederrhein bestimmten Truppentheile zu besorgen, den Unternehmungen beizuwohnen und sodann in's Hauptquartier zurückzukehren.

Am Orte seiner Bestimmung angekommen, fand er dort alles in unruhiger Bewegung. Der Sieg Dumouriez' bei Jemappes und sein rasches Vorwärtseilen hatte ihm Belgien unterworfen, die Oesterreicher bis hinter die Maas zurückgedrängt; französische Streifparteien dehnten ihre Brandschatzungen bis in den nördlichen Theil der heutigen Rheinprovinz, zeigten sich sogar Wesel gegenüber, besetzten eine Insel im Rhein und forderten die Festung zur Uebergabe auf. Groß war der Schrecken in der Stadt, — man sprach schon von Uebergabe. Stein war wüthend, daß man an eine solche Schmach denken könne, und ohne lange Conferenzen mit dem durch die unerwartete Ankunft der Franzosen und durch ihre Drohungen beirrten Militaircommandanten zu halten, sammelte er die unter seinem Befehle stehenden Trainknechte und Begleitungsmannschaften, haranguirte sie, — setzte sich an ihre Spitze, griff die Franzosen auf der Insel an, und hatte, noch ehe die Militairs vom Fach ihre Dispositionen, den etwaigen Angriff der Feinde abzuweisen, getroffen

hatten, diese schon von der Rheininsel auf das linke Ufer zurückgeworfen, und Wesel gerettet.

Es kam das Jahr 1793, jenes Jahr, welches das Wort Dumouriez' wahr machte, „daß der politische Theil der französischen Revolution Entsetzen, der militairische Theil Bewunderung einflößt." Zehn Mächte: Oesterreich, Preußen, Sardinien, Spanien, England, Holland, Neapel, Portugal, Toskana und das deutsche Reich ergriffen die Waffen gegen Frankreich.

Die Hinrichtung Ludwig XVI., das Verbrennen der Kronen, Scepter, Wappenschilde und Stammbäume auf dem Platze der zerstörten Bastille mit den Worten: „dies machte immer das Unglück des Menschengeschlechts!", der Aufruf des Convents, der allen Völkern Brüderschaft und Unterstützung bei dem Streben nach Freiheit, Befreiung von Frohnen, Zehnten und herrschaftlichen Rechten zusprach, galt den Fürsten Europa's als eine Herausforderung zum Kampfe um Sieg oder Untergang. Von den Pyrenäen, den Alpen bis zu den Mündungen des Rheins, standen nicht weniger als 250,000 Mann in den Waffen für das tausendjährige Recht und das uralte Herkommen; — dazu wüthete der Bürgerkrieg in Frankreich, von 83 Departements hatten sich 52 gegen die Schreckensregierung in Paris erhoben. Der erste Theil des Jahres schien Frankreich an den Rand des Verderbens zu bringen. In Holland, Belgien, am Mittel- und Oberrhein, an den Alpen, an den Pyrenäen wurden die französischen Heere zurückgedrängt, die stärksten Festungen fielen in die Hände der Alliirten; — da griff der Convent zu den kühnsten und schrecklichsten Maßregeln im Innern, einer verzweifelten Lage noch verzweifeltere Mittel entgegensetzend, — er organisirte einen Aufstand in Masse, schleuderte vierzehn Armeen gegen die Feinde, — ein Ereigniß, welches einzig in der Geschichte dasteht. Es bewährte sich, obgleich

alle Kriegsverständige aus Friedrich's II. und Eugen's Schule bewiesen, daß ein solches Volksaufgebot zweckwidrig und lächerlich sei, daß es mit den Grundsätzen, welche bis dahin über Bewaffnung und Verpflegung gegolten hatten, schlechterdings sich nicht vereinigen lasse; — es bewährte sich dennoch dieses Decret, die Grundlage einer neuen Kriegsverfassung, welche sich in zwei Jahrzehnten über ganz Europa verbreiten sollte, — denn verloren wurde durch dasselbe die Frucht des ganzen mühevollen, äußerst blutigen Kampfes der Alliirten gegen Frankreich, der so glänzend begonnen hatte. —

Von der Armee zwischen dem Maine und dem Meere, welche über 150,000 Mann zählte, bildeten die Oesterreicher unter Wurmser, die Preußen unter dem Herzog von Braunschweig die Armee des Ober- und Mittelrheins. Sie sollten vereint wirken.

Mit der Verpflegung des preußischen Heeres war Stein wieder betraut. Er entfaltete eine ungemeine Thätigkeit. So sehr auch, bei dem ungeheuren Verbrauch der Armeen, die Getreidepreise stiegen, so wußte er doch durch eindringliche Vorstellungen die Stände seiner Provinz zu bewegen, zu billigen Preisen zu liefern, wußte die Kornwucherer abzuhalten, durch eine vortreffliche Handhabung dieses Verwaltungszweiges bis in die kleinsten Einzelheiten und eine genaue gegenseitige Controle der Beamten, deren letzte Fäden in seiner Hand zusammenliefen, die genaueste und pünktlichste Ordnung einzuführen. An passend gelegenen Orten waren stets hinreichende Vorräthe aufgespeichert, überall die zweckmäßigsten Anordnungen getroffen, diese für jeden Truppentheil und jede Truppengattung nach den Armeemagazinen auf das Schnellste hinzuliefern, — so daß er sich eben so die Zufriedenheit des Königs wie des Höchstcommandirenden erwarb, in dessen Hauptquartier er mehr als ein-

mal war, um selbst zu sehen, ob Verbesserungen in der für jede Armee so wichtigen regelmäßigen Verpflegung zu machen seien.

Während der Belagerung von Mainz war er in dem Hauptquartier des Königs. Die Stadt ward nach einer langen und schweren Belagerung von den Preußen unter Kalkreuth eingenommen. Vergebens hatte die französische Rhein- und Moselarmee den Entsatz zu bewirken gesucht. Die Besatzung, 16,000 Mann stark, erhielt freien Abzug mit Waffen und Gepäck (22. Juli). Stein schrieb über seinen Aufenthalt im Lager an Frau von Berg in einem Briefe aus Hamm (24. August), nachdem er ihr den Tod seiner Schwester Charlotte gemeldet hatte: „... Von Heinde reiste ich nach Frankfurt, ging von da in das Lager vor Mainz. Das unthätige, planlose, alle Thätigkeit erschlaffende Klagen der Meisten war mir unerträglich, nur beim Prinz Louis fand ich noch eine mit Bildern großer Thätigkeit angefüllte Einbildungskraft, ein lebendiges und sich lebhaft äußerndes Gefühl vom Großen; — alle Uebrigen schleppten ihre zentnerschwere Langeweile herum und predigten entweder eine alles niederdrückende, ertödtende Philosophie, oder ergossen sich in bittere Klagen.... Ich war Zeuge der Uebergabe der Stadt und des Ausmarsches der Garnison. Sie wissen, welchen lebhaften Antheil jeder Bewohner an einer Begebenheit nehmen mußte, die Ruhe und Sicherheit des Eigenthums wieder herstellt. Der Ausdruck von Frechheit, dummem Uebermuth, Unsittlichkeit auf dem Gesichte der ausmarschirenden Garnison war unausstehlich, — und es war nicht ein Gesicht unter ihnen, das man mit Behaglichkeit ansehen konnte. Die Stadt selbst zeigte viel äußere Spuren der Verwüstung. Das Innere der Häuser war fast allgemein ruinirt, und mir schien auf dem Gesichte des größern Theils des weiblichen Geschlechts eine abscheuerregende Degradation

ausgedrückt." — Man wird aus diesem Urtheil leicht erkennen, wie der Franzosenhaß selbst einen so streng gerechten Mann, wie Stein war, ein übertriebenes Urtheil aussprechen läßt. Aber er haßte die Franzosen, weil er sein Vaterland liebte, und weil diese seit anderthalb hundert Jahren den bösesten Einfluß auf Deutschland ausgeübt hatten. Aber warum hatten die Deutschen dies auch geduldet, trugen sie selbst nicht die Schuld? — Er liebte selbst die französische Sprache nicht, schrieb und sprach sie nur, wo es die herkömmliche Sitte gebot. „Den Gebrauch der deutschen Sprache," schreibt er einmal, „ziehe ich dem der französischen vor, weil es unmöglich ist, in ihr uneigentliche Ausdrücke und Redensarten zu vermeiden und nicht Mißverstand zu veranlassen, und weil ich gewohnt bin, über ernsthafte Gegenstände in meiner Muttersprache zu denken." —

Der Aufenthalt im Lager brachte eine große Verstimmung in ihm hervor, denn er erhielt eine lebendige Anschauung von dem Getriebe der Leidenschaften und der Parteien, welche auf die Leitung der Angelegenheiten so unglücklichen Einfluß hatten. Während Barrère in dem Convent in der Anklage gegen den General Houchard, dem Besieger des Herzogs von York und der Holländer in den heißen Schlachten bei Hondschooten und bei Menin (9. 13. Septbr.), sagte: „Seit langer Zeit war es der erste Grundsatz, um aus dem Muthe der Soldaten Vortheil zu ziehen, der Grundsatz Friedrich's und der aller großen Feldherren, ihre Heere in großen Massen beisammen zu halten, statt ihre Kräfte zu theilen. Du hast nur eine zerstreute und zerstückelte Armee gehabt," — und diese Anklage kostete dem siegreichen französischen General den Kopf; während der Convent seinen Generalen die Maxime Cäsar's bei Todesstrafe festzuhalten rieth: „Nichts sei gethan, so lange noch etwas zu thun übrig sei," — handelten die Generale der Alliirten nur nach halben Maßregeln, waren ihre Heere getrennt,

unterstützten sich aus Eifersucht gegenseitig nicht, wie sie sollten. Ein verderblicher Geist des Mißtrauens und der Eifersucht schien die Cabinete von Wien und Berlin ergriffen zu haben, vorzüglich seit der österreichische Minister Thugut, welcher die äußeren Angelegenheiten leitete, wegen der zweiten Zerstückelung Polens zwischen Rußland und Preußen (1793) Schwierigkeiten erhob, und nur aus Furcht, dieses möchte von der Alliance gegen Frankreich sich trennen, nachgegeben hatte. Der österreichische General Wurmser, welcher mit dem Herzog von Braunschweig gemeinschaftlich handeln sollte, war voll Vorurtheile und Abneigung gegen die Preußen, und seine Gesinnung erweckte die alte Abneigung der beiden verbündeten Heere. Etwaige Nachtheile, die unter solchen Umständen das eine oder das andere Heer litt, schob ein Feldherr der falschen Maßregel des andern zu.

Dazu kam noch, was Stein am Meisten indignirte, welcher den Krieg ruhmvoll mit gänzlicher Vernichtung der Republik und der von ihr ausgebreiteten Grundsätze beendigt wissen wollte, daß in dem preußischen Heere eine Partei, an ihrer Spitze die Generale Kalkreuth und Manstein, den Frieden mit Frankreich dringend empfahl, welche aus den engherzigsten Ansichten für Preußen, Deutschland und die übrigen Alliirten allein den Kampf mit Frankreich ausfechten lassen wollte, und dies grade in einer Zeit, wo der Convent das Aufgebot in Masse angeordnet hatte. Sie suchte den guten Willen des Königs zu lähmen, ihn von dem Heere nach Polen zu entfernen, dem Herzog von Braunschweig das Commando durch Unannehmlichkeiten, Hindernisse, Intriguen aller Art zu verleiden, um einen andern, ihren Ideen huldigenden Oberbefehlshaber zu erhalten, und beförderte die Abneigung gegen die Oesterreicher. Wenn auch die Preußen bei Pirmasens (14. Sept.) und bei Kaiserslautern (28—30. Novbr.) sich noch siegreich schlu-

gen, so war doch bei solchen Zerwürfnissen der Ausgang des Kampfes gegen den Enthusiasmus und die Einigkeit der Franzosen voraus-zusehen. Am 30. December ging die österreichische Armee bei Philippsburg über den Rhein zurück und der preußischen blieb nun auch nichts übrig, als sich nach Mainz zurückzuziehen.

Stein fühlte sich glücklich, aus diesem ihm nicht zusagenden Getriebe und Gewirr auf einige Zeit „in sein altes Geleis einzupassen," um das, was für ihn ein gebieterisches Bedürfniß war: Ruhe, Einsamkeit und bestimmte Beschäftigung zu genießen.

Sein Wirkungskreis hatte sich im Laufe des Jahres erweitert. Er wurde nämlich (18. Februar) zum Präsidenten der märkischen Kriegs- und Domainen-Kammer ernannt, wobei er seine frühere Stellung, in welcher er so viel des Guten gewirkt hatte, behielt, und außerdem noch die Präsidentenstelle in Cleve (23. Novbr.) mit einem Einkommen von 3000 Thalern und einer Wohnung im Schlosse daselbst bekam, dessen alterthümliche Pracht der Zimmer er theils restauriren, oder diese selbst prächtig ausschmücken ließ, um seiner jungen Gattin einen, ihrer würdigen Aufenthaltsort zu schaffen, denn er war seit dem 8. Juni 1793 mit der Gräfin Wilhelmine von Wallmoden-Gimborn vermählt.

Wir haben schon früher von seinen Beziehungen zu dem General Grafen Wallmoden gesprochen; diese erlangten jedoch einen hohen Grad von Innigkeit, als er die edle, hochgebildete und zartfühlende Gattin des Grafen, und die Söhne und Töchter beider kennen gelernt hatte, auf welche der Geist und die feine Bildung der Eltern übergegangen war. Unter den Letzteren fesselte ihn vorzüglich die zweite Tochter, Gräfin Wilhelmine, damals ein und zwanzig Jahre alt, mehr noch durch ihren reichgebilde-

ten Geist und durch den Adel ihres Gemüths, als durch ihre ausgezeichnet edle und schöne Gestalt. —

Es ist nicht uninteressant, in einem Briefe an die Frau von Berg, „deren richtiger Verstand, deren Reinheit des Charakters" sie zu seiner Freundin gemacht hatte, das Wachsen dieser Liebe bis zu der, den starken, festen Mann besiegenden Gewalt zu sehen, die ihn nur im Besitz der Geliebten sein größtes irdisches Glück finden läßt. Anfangs erwähnt er sie nur in seinen Briefen wie beiläufig, aber er vergißt es nie zu thun; — das Urtheil, welches er über sie fällt, zeigt, daß er sich mit ihr beschäftigt, wie: „Die Gräfin Wilhelmine fand ich, wie immer, sanft, gut, lenksam, ihren Freunden und ihren Eltern anhangend. Ich glaube, sie hat richtigen Verstand und Reinheit des Charakters" (22. April 1792). — Dann hat er wieder einmal, wenn auch nicht geradezu, doch hat dies die feine Frau von Berg gewiß zwischen den Zeilen gelesen, um ein Urtheil über Wilhelmine gebeten, denn er schreibt: „Ihr Urtheil über die Gräfin Wilhelmine ist sehr wahr, sie ist gewiß empfänglich für das Gute, und in dem Umgange guter gebildeter Menschen wird sie Liebe zur Beschäftigung und einen größeren Reichthum der Begriffe, als sie besitzt, erhalten." — Wie ganz anders klingt sein Urtheil später, — anders auch als dies: (23. Juli) „Gräfin Wilhelmine hat gewiß Reinheit im Charakter, Gefühl und Anhänglichkeit; nur glaube ich, daß sie etwas Familien- und Provinzialstolz, der den Hannoveranern eigenthümlich ist, besitzt." — Scheint es doch fast, als ob er etwas aufsuche, um sich zu überreden, daß die Gräfin doch kleine Fehler habe. — Bald aber schreibt er: „Der Wunsch, Jemand um mich zu haben, der ein Gegenstand von Liebe und Wohlwollen für mich ist, wird täglich lebhafter in mir, und bin ich diese Leere müde und überdrüssig." — Am 29. December: „Ich habe es schon bereits gesagt, daß ich in Gießen und

Cassel 14 Tage täglich mit der Wallmod'schen Familie lebte, wo hundert Umstände, Begebenheiten und Aeußerungen mich von dem reinen, wohlwollenden Charakter und dem gesunden Verstande der Gräfin Wilhelmine überzeugten, daß ich, nachdem ich abreiste, eine solche unausstehliche Leere fühlte, sich eine solche trübe freudenlose Aussicht vor mir eröffnete, mein Leben allein und isolirt zubringen zu sollen, daß der Wunsch, aus ihren Händen das für mich wenigstens einzige Glück des Lebens, häusliches Glück zu erhalten, so lebhaft wurde, daß ich einen entscheidenden Schritt that und nunmehr die Hoffnung habe, diejenige Verbindung mit ihr einzugehen, die so lange der Gegenstand meiner Wünsche und Erwartungen war. Ich bin überzeugt, daß diese erfüllt werden, weil eine Bekanntschaft von drei Jahren mich in meinem Urtheile über die Gräfin befestigte, und weil Reinigkeit des Charakters und Richtigkeit des Verstandes die Quellen aller häuslichen Tugenden sind....."

Stein hoffte von seiner liebenswürdigen Braut einen heilsamen Einfluß auf sein ganzes Wesen (5. März 1793). „Ich habe von meiner jungen Freundin die Versicherung erhalten, daß sie durch ihre Verbindung mit mir das Glück ihres Lebens zu erhöhen hoffe, ich müßte gewiß äußerst stumpfsinnig und gefühllos sein, wenn ich den Werth eines solchen reinen liebenden Mädchens, wie sie ist, verkennen könnte, und irgend ein Mittel vernachlässigte, um ihre Erwartungen zu erfüllen, und ich hoffe, daß das Harte, Heftige und Uebereilte, so in meinem Charakter liegt, durch den Anblick dieses wohlwollenden und sanften Geschöpfes und die Aeußerungen ihres richtigen Verstandes gemildert werde. . . ."

Nach einer sechs und zwanzigjährigen glücklichen Ehe, als der Tod sie ihm entriß (1819), schildert Stein seiner Gattin Charakter: „Seelenadel, Demuth, Reinheit, hohes Gefühl für Wahrheit und Recht, Treue als Mutter und Gattin, Klarheit des Geistes,

Richtigkeit des Urtheils, — sie sprachen sich durch ihr ganzes, viel geprüftes Leben aus und verbreiteten Segen auf alle ihre Verhältnisse und Umgebungen. Nie gab sie auch das leiseste Gehör den Verführungen der Eitelkeit und Gefallsucht, sondern war immer die fromme zarte treue Tochter, Schwester und Gattin, in gleicher Reinheit und Anspruchslosigkeit; die Richtung ihres ganzen Wesens ging auf Häuslichkeit, Familienleben, Geselligkeit, Ruhe; sie zu genießen ward ihr aber nicht beschieden." — Er deutete mit diesen letzten Worten auf sein unstätes Geschick und lange Jahre drückenden Unglücks, während der Herrschaft Napoleons hin, welches seine Gattin treu mit ihm theilte.

Zwei Töchter, Marianne, jetzige Gräfin von Kielmannsegge in Hannover, und Louise, jetzige Gräfin von Giech zu Thurnau in Baiern, waren die Kinder dieser Ehe.

Die erwähnten Briefe an Frau von Berg, aus welchen wir Bruchstücke angeführt haben, gewähren oft eine Einschau in sein Inneres, sind reich an schönen Gedanken, treffenden Bemerkungen und offenen Bekenntnissen, zeigen sein für Freundschaft mit Auserwählten, wie für die Liebe empfängliches Herz.

„Unter allen den vielen menschlichen Wesen dieser Erde, mit denen ich in Verbindung kam, sind es nur drei, mit denen ich in einem vollkommenen Verhältniß der Uebereinstimmung der Empfindungen und Begriffe stehe, in deren Umgang es mir unbedingt wohl ist, deren Meinungen, Handlungen und Betragen im Wesentlichen mit den meinen übereinstimmen, oder mir die Nachgiebigkeit zu einer leichten Pflicht machen, für die ich keinen verborgnen Gedanken haben mag, und auch nicht vorsätzlich habe, und dies sind meine Schwester Marianne, Rehberg und Sie" (2. Septbr. 1792).

„Wie oft bin ich nicht bereit, über meine Lage mißvergnügt zu werden," schreibt er (9. Septbr.), „die mich von allen denen, die ich

liebe, entfernt, und mich nöthigt, meine Existenz genußlos hinzubringen. Was mich entschädigt, ist das Bewußtsein, nicht ganz unwirksam und unnütz mein Leben zu verleben, manches Gute zu veranlassen und manches Böse zu verhindern, und Freunde zu besitzen von geprüfter seltener Treue und Werth. Dieser Gedanke beruhigt und erheitert mich, wenn Unbehaglichkeit mich überwältigen, und Lässigkeit in Erfüllung meiner Pflichten sich meiner bemeistern will, — und daß dieser Gedanke bei mir so herrschend und so tröstend sein kann, verdanke ich dem belehrenden Beispiele meiner verewigten Mutter, eines der edelsten, thätigsten und religiösesten Weiber und die des höchsten Grades unwandelbarer Freundschaft fähig war, — jede Abweichung von ihrem segensvollen Beispiele war für mich ein Schritt zum Verderben und eine Quelle von bitterer Reue." —

Als Frau von Berg seinen Klagen über das Gefühl der Einsamkeit, welches ihn in seiner Umgebung drücke, dadurch begegnen wollte, daß sie ihn auf seine Lieblingsstudien, die Geschichte, hinwies, und wie diese, in Beziehung auf das Leben*, ein natürlicher Feind des sich Alleinfühlens sei, weil sie uns lehre, uns stets in Gemeinschaft mit dem Ganzen in unsern geselligen Verhältnissen zu betrachten, wie die Beschäftigung mit ihr eben so vor dem leichtsinnigen Lebensgenuß bewahre, als vor dem Ueberdruß am Leben und der Mode-Misanthropie, erwiederte er u. A. „Es ist freilich sehr seelenerhebend, allein unter den Menschen der Vorwelt zu existiren, sich mit dem zu umgeben, was die Menschheit Vollkommenes darzustellen vermag, und diese nur in den glänzenden Augenblicken ihres Daseins um sich zu versammeln; überläßt man sich aber ganz der Einsamkeit, entzieht man sich dem Umgange seiner Zeitgenossen gänzlich, so erhält das moralische Gefühl einen Grad der Reizbarkeit, der für uns oft schmerzhaft wird und uns

zur Unthätigkeit verdammt. Thätig und duldsam bleiben, selbst dann, wenn jugendliche Lebendigkeit und Gutmüthigkeit sich vermindert hat, oder unter dem Drucke des Leidens und der Einförmigkeit des Hin- und Hertreibens erloschen ist, dieses ist wohl das vollkommenste Resultat alles Strebens nach Entwickelung und nach Ausbildung, und zugleich leider das seltenste. Beide Eigenschaften verliert man am geschwindesten im Gewirr der großen Welt, wenn man ausschließend in ihr existirt, an ihrem Beifalle hängt und von ihr alle seine Genüsse, die ganze Befriedigung seiner Wünsche erwartet, und am wenigsten ist man diesem tödtenden Gefühl der Leere und Langweile ausgesetzt, wenn man in zweckmäßiger Thätigkeit, in Aeußerung seiner Kräfte auf feste Zwecke lebt. Mir scheint daher das Schicksal der Weiber in den obern Classen der Gesellschaft unglücklicher, als das der Männer; diese werden doch gewöhnlich zu bestimmten Berufsgeschäften erzogen und leben in ihrer Ausübung. Jene werden selten zu ihrer, ihnen von der Natur angewiesenen, Bestimmung ausgebildet, die einer Mutter und Erzieherin. Man entwickelt in ihnen nur den vagen Wunsch zu gefallen, und macht sie mit den materiellen Mitteln dazu bekannt, und ihr ganzes Leben ist einem leeren Streben nach einem allgemeinen Beifall, der nie erreicht wird, einer Beobachtung einer Menge zweckloser Pflichten, gewidmet, ihr ganzes Ideensystem besteht aus incohärenten Bruchstücken der Meinungen, Gebräuche und Urtheile der großen Welt, und Alles trägt dazu bei, sie von ihrer einzigen, wahren Bestimmung zu entfernen."

Man muß bei diesen letzten Worten das scharfe Urtheil bewundern, welches ein Mann, dessen ganze Zeit mit Geschäften ganz anderer Art erfüllt war, über die gewöhnliche Bildung der Frauen höherer Stände fällt. —

Das Jahr 1794 zeigte, statt eines Zusammenhaltens der deut-

schen Mächte nur Zerwürfnisse. In Schriften des preußischen wie des österreichischen Generalstabes kritisirte man die gegenseitigen Operationen mit einer solchen Bitterkeit, daß Zweikämpfe daraus entstanden. Die Friedenspartei in Preußen, französischen Einflüssen zugänglich, lähmte die Kriegsführung. Der Herzog von Braunschweig gab seine Entlassung. „Ich habe keine Hoffnung," schrieb er am 6. Jan. 1794 dem Könige, „daß ein dritter Feldzug vortheilhaftere Ergebnisse darbieten wird, weil dieselben Ursachen, welche die verbündeten Heere bisher getrennt, die Bewegungen der Heere verzögert und die rechten Maßregeln verhindert haben, es auch fernerhin thun werden. Ich scheue den Krieg nicht, aber ich fürchte die Schande, die in einer Lage schwer zu vermeiden ist, wo die Fehler anderer Generale auf mich fallen und wo ich weder nach meinen Grundsätzen, noch nach meinen eignen Ansichten handeln kann. Die Klugheit fordert und die Ehre räth meine Entlassung. Wenn eine große Nation, wie die französische, durch Schrecken und Begeisterung zu großen Thaten geführt wird, so sollten billigerweise einerlei Wille und einerlei Grundsätze die Schritte der Verbündeten leiten, aber wenn statt dessen jede Armee für sich allein handelt, ohne festen Plan, ohne Einheit, ohne Grundsatz und ohne Methode, so werden die Ergebnisse immer so sein, wie wir sie gesehen haben." —

Die Friedenspartei ersetzte ihn durch den General Möllendorff, — dem, wenn er auch tapfer und erfahren war, doch jede politische Uebersicht der Lage Europa's und des ganzen zusammenhängenden Kriegsschauplatzes fehlte. — Friedrich Wilhelm II. war nahe daran, von der Coalition zurück zu treten. Die Friedenspartei benutzte nun, ihn bei diesem Gedanken zu erhalten, den Ausgang der beiden Feldzüge, die Wendung der polnischen Angelegenheiten, wo Kosciusko aufgetreten war und Rußland und Oesterreich, ohne Rücksicht auf Preußen, handeln wollten, — und die Finanz-

noth. — Im Reiche unter den Fürsten herrschte aber der kleinliche Sinn, der das Opfer scheute, Preußens Heer zu unterhalten. „Da Preußen eifrig genug gewesen sei," so sagte man in Regensburg, „den Krieg aus eigenem Antriebe zu beginnen, so möge es auch zusehen, wie es ihn fortsetze. Einer allgemeinen Volksbewaffnung, welche der Churfürst von Mainz vorschlug, war Preußen entgegen, aus Anhänglichkeit an das bisherige Militairsystem, aus Unglauben an die Kriegstüchtigkeit ungeübter Haufen, und aus Mißtrauen gegen den aufrührerischen Geist der Menge. — Möllendorff blieb unthätig, bis Subsidien aus England und Holland gekommen wären. Die Oesterreicher operirten allein, und wurden in den Niederlanden geschlagen. Möllendorff rückte zwar noch einmal vor und kämpfte siegreich bei Kaiserslautern (23. Mai), — mußte sich aber später, durch die Franzosen gedrängt, nach dem Rhein zurückziehen. — Die preußischen Rheinlande kamen wieder in große Gefahr, — ein Theil von ihnen wurde durch die Franzosen besetzt, eine Menge Einwohner flüchteten aus dem clevischen, geldrischen und meursischen Gebiete auf das rechte Rheinufer. Groß war jetzt wieder die Thätigkeit Stein's. Er hatte für die Versorgung des sich aus den Niederlanden zurückziehenden englisch-hannovrischen Heeres zu sorgen, mußte Cleve verlassen und zog sich nach Wesel, welches kurz nachher beschossen wurde. Da der französische General Jourdan die Rückkehr der clevischen Emigrirten verlangte, so setzte sich Stein mit ihm in Verbindung, wollte auch selbst wieder über den Rhein gehen, um Preußens Angelegenheiten in den, von den Franzosen occupirten Landestheilen zu wahren. Der König gab ihm jedoch keine Erlaubniß dazu.

Inzwischen handelte die Friedenspartei, zu welcher auch der, auf Preußens späteres Geschick so verhängnißvollen Einfluß äußernde Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf von Haugwitz,

gehörte, ganz auf eigene Hand. Möllendorff knüpfte mit den französischen Conventsdeputirten und Generalen insgeheim Unterhandlungen an. Der König erfuhr dies erst ein Jahr später und war so aufgebracht darüber, daß er äußerte, er wolle dem General den Kopf abschlagen lassen. Daher läßt es sich auch wohl erklären, daß dieser dem ausdrücklichen Befehl des Königs zum Abmarsch nach dem Niederrhein, um die Maas- und Rheinfestungen zu retten, entgegen unbeweglich, unter allerlei nichtigen Vorwänden am Mittelrhein stehen blieb. Darauf gingen die holländischen Festungen verloren, die Engländer zogen sich nach Westphalen zurück, und Holland selbst wurde später von den Franzosen erobert. —

Die Friedenspartei sah um so mehr ihre Pläne mit Glück gekrönt, da Preußen seine Kräfte zur Unterdrückung des Aufstandes in Polen verwenden und hier um so aufmerksamer sein mußte, weil Rußland mit Oesterreich, „ohne und gegen Preußen", die letzte Theilung dieses Landes mit der Erklärung vollziehen wollte, „die Einverleibung des von ihnen nicht occupirten Theiles von Polen in die preußische Monarchie zu gestatten", und man nicht wissen konnte, wie viel es den beiden Mächten belieben möchte, von dem Raube übrig zu lassen, — weil ferner die Staatsschätze sowohl durch den Krieg, als durch die Günstlinge und Maitressen, gänzlich erschöpft waren, und weil man in dem Kriege gegen das nun überall siegreiche Frankreich, durch ein zeitiges Preisgeben der Coalition, an Besitzthum nicht verlieren durfte. So sehr auch die Kriegspartei, zu welcher der Fürst Hohenlohe, Prinz Louis und Blücher gehörten, empört war, als sie von den Schritten hörte, welche zu Basel durch den Grafen von Golz in der Annäherung an Frankreich gethan wurden, so schlossen doch Hardenberg und Barthelémy in dieser Stadt einen Separatfrieden (5. April 1795), in welchem Preußen seine Besitzungen am linken

Rheinufer aufopferte, wogegen die Franzosen die schon am rechten Ufer besetzten preußischen Provinzen räumten, und in einem geheimen Artikel Preußen die Versicherung gegeben wurde, daß es in Deutschland selbst entschädigt werden sollte. Es war hier das erste Mal, daß eine solche Entschädigung deutscher Fürsten in Deutschland selbst in Aussicht gestellt wurde. Am 17. Mai ward zwischen beiden Mächten noch eine sogenannte Demarcationslinie proclamirt, welche man von Ostfriesland bis zum Main, von da nach Schlesien zog, die Norddeutschland von Süddeutschland trennte und das erstere für neutral erklärte, nachdem Preußen die meisten Fürsten der diesseits der Demarcationslinie liegenden Länder zu bewegen gewußt hatte, ihre Contingente von der Reichsarmee zurückzuziehen. Die Losreißung Preußens und des nördlichen Deutschlands vom alten Reichsverbande war nun der That nach vollendet, wenn man aber den Baseler Frieden als den Anfangspunkt vieler unseligen Verhältnisse, besonders als die nächste Vorbereitung der elf Jahr später erfolgten Auflösung des deutschen Reichs betrachtet, so kann sich dies nur in der Feder eines österreichischen Historikers oder eines beschränkten Deutschthümlers passend ausnehmen, die Geschichte weist diesen Preußen gemachten Vorwurf darum zurück, weil die Ursache der Zerklüftung, des Sinkens Deutschlands hundert Jahre älter ist, weil, wenn Deutschlands Verhältnisse damals nicht schon seit einem halben Jahrhundert faul gewesen wären, ein solcher Separatfrieden gar nicht zu Stande hätte kommen können.

Möllendorff's Heer bezog nun in Westphalen Cantonirungen. Stein ward, wie schon früher, mit der Verpflegung derselben betraut. Sie war um so schwieriger, da eine sehr schlechte Ernte in nur geringem Maße die Vorräthe zu ersetzen hoffen ließ, welche die österreichische Armee am Nieder- und Mittelrhein, die englisch-hol-

ländische Armee zwischen Weser, Rhein und Maas aufgezehrt hatte. Mit kaum glaublicher Thätigkeit und Umsicht löste er die ihm gewordene wichtige Aufgabe in ähnlicher Weise wie früher, mit seiner eignen Schärfe des Blickes wählte er die nöthigen Beamten, ließ die Straßen überall ausbessern oder neue Communicationswege zwischen den verschiedenen Magazinen, um den Transport zu beschleunigen, und eben deswegen an den geeigneten Orten Relais für den Vorspann anlegen, seine Commissaire durcheilten die benachbarten Reichsländer, um für möglichst billige Preise aufzukaufen, Speculanten aller Art, selbst aus den höchsten Ständen hielt er entfernt, von dem Hauptquartiere zu Osnabrück überwachte er Alles; seine Einsicht, seine Kraft, seine Thätigkeit, seine Wachsamkeit setzten ihn in den Stand, schon im März dem König berichten zu können, daß der Bedarf des Heeres für ein halbes Jahr hinreichend gedeckt sei.

Welche Verdienste er sich in der Zeit seines Wirkens als Kammerpräsident um die ihm anvertraute Provinz erwarb, zeigt eine Dankadresse der Bewohner der Grafschaft Mark (29. Sept. 1795). Nachdem dieselben für die von ihm getroffenen Anstalten zur Verbesserung des Bergbaues, des Straßenbaues, der Besteuerung, des Recrutirungssystems, der Fabriken, der Getreidezufuhr in das Sauerland, ihre innige Dankbarkeit ausgesprochen, heißt es weiter: „Es war eine Zeit, da der Bewohner der westphälischen Mark in den Räthen der Königlichen Kammer nicht Rathgeber, Freunde und Beschützer sah, da Kälte, Zurückhaltung, Mißtrauen und Furcht die Herzen verschloß. Da begann ein Mann seinen Wirkungskreis unter uns, dem hohe Rechtschaffenheit, reine Vaterlandsliebe, seltene Kenntnisse, nie ermüdende Thätigkeit allgemeine Bewunderung erwarben. Er theilte seinen Geist und sein Herz denen, die unter ihm arbeiteten, mit; diese rangen

ihm nach; ein edler, schöner Gemeinsinn ward durch ein einziges großes Beispiel unter denen allen, die es gut mit unserem Geburtslande meinen, und brachte schon und verspricht die herrlichsten Früchte. Offenheit, Liebe, Zutrauen verbinden immer enger unser Volk mit der vortrefflichen jetzigen Verwaltung."

„Unser ganzes Volk kennt den Wohlthäter, dem es dies und viel anderes Gute verdankt, obgleich wir Seinen, uns theuren Namen hier nicht nennen. Völker des Alterthums hätten ihm, dem Großen, Edlen, Unsterblichen, öffentliche Denkmale der Unsterblichkeit gesetzt. Das können wir nicht! Und Er bedarf ihrer nicht! Sein Name strahlt in der Geschichte unseres Geburtslandes im unvergänglichen Kranze. Ihn lohnt sein Herz, das jedes Gute um des Guten willen thut. Ihn lohnt der Ewige!"

„Höchste sittliche Größe ist's, wenn ein Mann, den Geburts- und Glücksgüter zum unabhängigen Privatleben, und zum Genuß seiner reinsten Freuden einladen und berechtigen, diese verläugnet und aus Pflichtgefühl ein mühevolles, öffentliches Leben zum Besten Anderer wählt, um den Beruf ein Mensch zu sein, ganz zu erfüllen! Heil dem Volke, dem solch' ein Mann zu Theil ward! Heil uns!" „Sorgen Sie ferner für unser Volk, das so ganz auf Sie traut!"

Am 21. Juni 1796 wurde Stein Oberpräsident sämmtlicher westphälischen (8) Kammern, „aus besonderm Vertrauen zu seiner durch Erfahrung bestärkten Einsicht, zu seinem betriebsamen Geiste der Ordnung und zu seinem bisher bewiesenen Diensteifer, auch in Betracht des natürlichen Verhältnisses, worin die jenseits der Weser belegenen Landschaften hinsichtlich ihrer Lage und Verfassung unter einander stehen." In diesem, 182 Quadratmeilen umfassenden, mit großartigen Arbeiten verbundenen Wirkungskreise zeigte er die unermüdetste Thätigkeit, einen rastlosen Diensteifer, eine genaue

Kenntniß der Gegenstände, verknüpft mit der hingebendsten Liebe zu dem seiner Sorge anvertrauten Lande, daß er sich das allgemeinste Vertrauen erwarb. — Die unfahrbaren Straßen Westphalens wurden in treffliche Chausseen umgeschaffen, große Strombauten unternommen, die Schifffahrt verbessert, das Fabrikwesen und der Handel belebt, Ordnung in die Domainen und Forstwirthschaft, so wie in den Gang der Geschäfte der vier Verwaltungscollegien, in die Besteuerung, den Gewerbebetrieb und in die Militairangelegenheiten gebracht. Der blühende Zustand Westphalens war sein Werk.

Auf seinen Reisen, die ihn auch oft in die benachbarten Länder, vorzüglich nach Hannover brachten, besuchte er auch jedesmal seinen alten Freund Rehberg, denn das Verhältniß von der Universität her hatte nichts an Innigkeit zwischen Beiden, wenigstens jetzt noch nicht, verloren. — Wir haben aus jener Zeit aus Rehberg's Feder eine Schilderung Stein's. „Stein," sagt er, „war schneidend bestimmt in seinen Meinungen, sehr lebhaft, ja heftig in den Aeußerungen, für weiche und nachgiebige Gemüther abschreckend. Aber es war ihm immer um die Sache zu thun, und so fand man ihn auch stets geneigt zu hören und wieder zu überlegen. Hin und her reden aber, schwatzen und beschönigen, war ihm ein Abscheu. Stahl fordert Feuersteine und wenn die Idee des Künstlers nur eines weichen Thones bedarf, um sinnlich dargestellt zu werden, so entsteht die Idee des praktischen Staatsmannes vielmehr erst aus dem Zusammentreffen harter Wesen, wo Funken sprühen. Auch hatte jede Minute für ihn Werth. Als ich einst zauderte auf eine Frage, der ich lieber ausgewichen wäre, etwas zu erwiedern, antwortete er selbst, fügte aber hinzu: „Wenn Sie erst ein paar Feldzüge mitgemacht hätten, so würden Sie sich nicht so lange besinnen." — Später trat ein Bruch zwischen ihm und

Stein ein. Vielleicht waren zwei Schriften Rehberg's daran schuld. Die eine handelt über den Adel, dieses entbehrliche Trümmerwerk der Vorzeit, weil das Staatswohl nicht erheischt, daß der Staat dem Kinde verleiht, was dem Vater, der Trägheit nicht, was dem Fleiße, dem Vorurtheile nicht, was dem Genie, d. h. dem privilegirten Welt- und Naturadel gebührt, der an Racen und Kasten nicht gebunden ist. In der anderen (1806), deckt er nach der Schlacht von Jena die Schwächen der früheren preußischen Verwaltung schonungslos und schneidend auf. Kurz vor Stein's Tode näherten sie sich einander wieder. — Unter Rehberg's Freunden lernte Stein auch Scharnhorst kennen, diesen für Preußen so wichtigen Schöpfer eines neuen Militairwesens, und dessen Charakteristik wir uns für den geeigneten Ort aufsparen, eben so wie die des Prinzen Louis von Preußen, mit welchem Stein in Westphalen in dauernde Verbindung kam und dessen Charakter er, jedoch vergebens, zu kräftigen und zu stählen suchte, indem er seinen Blick auf die Bilder großer Männer hinlenkte und ihn an die Bestimmung erinnerte, zu welcher er sich würdig vorzubereiten habe. Leider ward dies Verhältniß durch die Versetzung des Prinzen nach Magdeburg zu bald getrennt. Aber auch selbst dort suchte er, aufgefordert von des Prinzen Schwester, der Fürstin Radzivill, in einem ebenso würdevoll, als eindringlich geschriebenen Briefe, den Prinzen zu vermögen, sein durch die militairische und politische Unthätigkeit Preußens, durch die damalige Cabinetspolitik erzeugtes wüstes Treiben und unregelmäßiges Leben zu lassen, und sich eine würdige Gattin zu wählen. Wie ernst und ohne Menschenscheu diese Sprache war, davon nur einige Proben aus diesem Briefe (23. Febr. 1799): „Sie arbeiten, Kenntnisse zu erwerben, Ihre Fähigkeiten zu entwickeln, warum möchten Sie, gnädiger Herr, so viele andere sittliche Beziehungen verletzen, gegen so viele andere

Grundsätze verstoßen, in deren Achtung eine gefühlvolle, für zärtliche Neigungen empfängliche Seele, wie die Ihrige, ihr Glück finden müßte? Ich gestehe es Ihnen, gnädiger Herr, daß es mich sehr betrübt hat, zu vernehmen, wie weit Sie sich von Ihren Eltern entfernen, wie sehr Sie vernachlässigen, dem Verlangen zu entsprechen, welches sie Ihnen bezeigen, sich Ihnen zu nähern.... Und Sie glauben, eines Tages einem so zerreißenden Gefühle entgehen zu können, wie das ist, die sorgenden Bemühungen eines Vaters am Rande des Grabes mit Härte zurückgestoßen zu haben? — Jeder ehrliche Mann muß seine Verpflichtungen erfüllen, gnädiger Herr! — Sie haben ein Lebensalter erreicht, wo Alles sich vereinigt, um Ihnen zu rathen, eine Verbindung einzugehen, welche Ihnen den Genuß häuslichen Glückes sichere; — ich bin gewiß, die Bemühungen einer jungen, liebenswürdigen und ehrbaren Gattin, die rührenden Liebkosungen Ihrer Kinder würden Sie von der unglücklichen Leidenschaft des Spiels zurückrufen, welche von der Langweile und einer unbestimmten Unruhe genährt wird, Sie aus den Armen Ihrer Freunde reißt und Sie in Gesellschaft zieht, die durch die zügelloseste Habsucht vereinigt und durch die widerwärtigsten Leidenschaften in Bewegung gesetzt wird." u. s. w.

Der Brief machte einen großen Eindruck auf den Prinzen; er versöhnte sich mit seinen Eltern, vermied eine Zeitlang seine gewöhnlichen Spielergesellschaften, hob andere ihn nicht ehrende Verbindungen auf, — aber die Unthätigkeit, welche dem blos auf die Wachtparade beschränkten Generallieutenant bei seinem natürlichen Feuer peinlich wurde, ließ ihn bald wieder in neue Ausschweifungen verfallen.

Oesterreich hatte indessen mit den Reichstrümmern in Süddeutschland den Kampf gegen Frankreich fortgesetzt, anfangs glücklich (Ende 1795), und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es der

thermidoristischen Regierung Frankreichs an der Freiheits= und Vaterlandsliebe, an den politischen Talenten, an der Einheit und Energie fehlte, die der terroristischen naturgemäß eigen war. Es bedurfte eines neuen Elementes, des Ruhms, um die französischen Truppen unbesiegbar zu machen. Bonaparte pflanzte dies Element in die Armee (1796); Moreau und Jourdan wurden die Führer der Rheinarmee. Anfangs waren diese glücklich, sie drangen bis nach Baiern vor und es entstand ein wahres Wettrennen unter den süddeutschen Fürsten und Kreisen, mit der französischen Republik Separatfrieden zu schließen, und Oesterreich gänzlich zu isoliren. Aber der jugendliche Feldherr Oesterreichs, der Erzherzog Carl, schlug die Armeen Jourdan's, Moreau mußte sich zurückziehen, und diese Niederlage würde für Frankreich und dessen Directorium von den verderblichsten, moralischen und physischen Folgen gewesen sein, wenn nicht Bonaparte Schlag auf Schlag die österreichischen Armeen in Italien bis zur Vernichtung besiegt und Oesterreich gezwungen hätte, zu Campo Formio (17. Octbr. 1797) Frieden zu schließen. Oesterreich gab darin seine Zustimmung zur Auflösung des deutschen Reichs und seiner bisherigen Verfassung, denn es willigte in die Abtretung der deutschen Reichsländer auf dem linken Rheinufer an die französische Republik, so wie in die Entschädigung der dadurch beeinträchtigten Reichsfürsten mittels Säcularisation der geistlichen Stifter und Mediatisirung der Reichsstädte. Wir würden dieses Krieges keine Erwähnung gethan haben, wenn in dem Frieden zu Campo Formio beide contrahirenden Parteien sich nicht in einem geheimen Artikel vereinigt hätten: Preußen keine Vergrößerung zu gestatten. — Die alte Feindschaft Oesterreichs gegen Preußen trat wieder zu Tage, — und hat, wenigstens als Eifersucht, nie aufgehört.

Stein sah in den Siegen des Erzherzogs Carl bei Amberg und Würzburg eine glückliche Zukunft Deutschlands anbrechen; er grollte über die Theilnahmlosigkeit Preußens, welches sich dadurch die Sympathien der Deutschen verscherze; der Friede zu Campo Formio ließ ihn sich in den stärksten Ausdrücken über Oesterreich aussprechen, er schrieb an den Prinzen Louis (19. Decbr.) „von der schwarzen und vollständigen Treulosigkeit des Vertrags zu Campo Formio", und rieth ihm, „auf die großen Preußen bevorstehenden Ereignisse sich vorzubereiten." —

Ueber das Benehmen der deutschen Abgeordneten auf dem Congreß zu Rastatt (Zusammentritt 9. Decbr. 1797) war Stein tief empört. Mit dem deutschen Reiche, welches Oesterreich völlig der Gnade Frankreichs anheimgegeben hatte, sollte nämlich nach einem Artikel des Friedensschlusses zu Campo Formio der Friede durch einen besondern Congreß unterhandelt werden. Er wurde nach Rastatt berufen, — und stellte der Welt ein überaus klägliches Bild der Zerrissenheit, der Ohnmacht, der Kleinlichkeit und der Jämmerlichkeit Deutschlands dar, dessen Fürsten und Völker gleichen Antheil hatten an der zur Schau gelegten nationalen Schmach. Darf man sich da wundern, wenn die französischen Gesandten, im Bewußtsein ihrer Nationalität, die deutschen Fürsten und Völker mit der gleichmäßig verdienten Verachtung behandelten, wenn sie die ersteren durch hohe Forderungen zu demüthigen suchten, die letztern ganz nach dem Sachenrecht behandelten? Nach den üblichen endlosen Zänkereien der deutschen fürstlichen Gesandten über Nichtigkeiten, z. B. ob die Vollmachten formell richtig ausgestellt, ob nirgends die Titel der resp. Personen überschritten seien, in einem Augenblicke, wo es die Wohlfahrt des deutschen Reichs betraf, kam es zu den Unterhandlungen über die von Frankreich und Oesterreich in dem Frieden zu Campo Formio festgesetzten

Bestimmungen, und — man bestätigte sie Alle. Preußen rächte sich hier für den geheimen Artikel in diesem Frieden, indem es in einem mit dem französischen Gesandten entworfenen geheimen Artikel verhinderte, daß das südöstliche Baiern an Oesterreich abgetreten wurde. — Bekanntlich löste sich nach einer neuen Kriegserklärung Oesterreichs an Frankreich (1798) der Congreß mit einem schmachvollen Vorgange, der ebenso scheußlichen als völkerrechtswidrigen Ermordung der französischen Gesandten, auf.

Noch ehe der Congreß zusammentrat, starb Friedrich Wilhelm II. von Preußen (16. Novbr. 1797) und ihm folgte sein sieben und zwanzigjähriger Sohn Friedrich Wilhelm III. Die im In- und Auslande unbeliebte Regierung des verstorbenen Königs machte, daß man mit großen Hoffnungen auf den jungen Monarchen blickte.

Friedrich Wilhelm III. war vermählt mit der Prinzessin Luise von Mecklenburg, jenem leuchtenden Vorbild ihres Geschlechts und Ranges, zu welchem das preußische Volk jetzt noch mit Bewunderung und Liebe aufblickt: bewundernswürdig als Gattin, als Mutter, als Ideal der Schönheit an Körper und Geist, verehrungswürdig als Frau von echt deutscher Gesinnung.*) — Der König selbst war ein Mann von vortrefflichem Herzen, ausgerüstet mit allen schönen Eigenschaften eines Haus- und Familienvaters, von echt sittlich religiösem Gefühl, wohlwollend, gerecht, ordnungsliebend, sparsam, pflichttreu und mit einem treuen Gedächtniß, ruhigem scharfen Verstande, einem richtigen Blicke

*) Siehe den ersten Theil unseres Werks, welcher die Biographie der Königin Luise enthält.

begabt, der ihn jedesmal das Wahre finden ließ, wo er sich selbst vertraute. Aber eine mangelhafte Erziehung, ungenügende Umgebungen und die Entfernung von Geschäften, worin der Kronprinz lebte, hatten die Entwickelung seiner Fähigkeiten zum Staatsmann, Politiker und Regenten zurückgehalten. Es blieb den Jahren, den Leiden des Kampfes vorbehalten, ihn auszubilden, zu kräftigen, zu heben. —

Um seine wohlwollenden Absichten für das Volk zu beweisen, war Friedrich Wilhelm III. darauf bedacht, die Unordnungen und Mißbräuche der vorigen Regierung zu beseitigen. Er verbannte die Günstlinge und Maitressen seines Vaters, und hob das Wöllnersche Religionsedict, so wie das Censuredict auf. Der Urheber desselben kehrte mit seinen Gehilfen in die Dunkelheit zurück, die sie nach dem Maaße ihrer Einsicht nie hätten verlassen sollen. Er führte Sparsamkeit am Hofe und im Staatshaushalte ein und suchte auf solche Weise den Wohlstand Preußens, welcher damals bei ohngefähr 9 Mill. Einwohnern 36 Mill. Thaler Einkünfte und ein Heer von 250,000 Mann hatte, zu heben. — Da er als Jüngling die furchtbarste Gestalt des Krieges in der Champagne und in Polen mit eigenen Augen gesehen hatte, schien Erhaltung des Friedens die erste Pflicht, die er seinem Volke schuldig sei. — Der Abschluß des Friedens zu Campo Formio und die Eröffnung des Rastatter Congresses nöthigte ihn, sich über Preußens Haltung nach Außen hin zu entscheiden, — um so mehr, da eine neue Coalition (1798) zwischen England, Rußland, Oesterreich, der Türkei und Neapel entstand, halb Europa gegen Frankreich in den Kampf geführt wurde. Es fehlte nur noch, um die Herstellung des früheren Zustandes Europa's durch Niederwerfung Frankreichs zu erzwingen, der Beitritt Preußens. Aber es war nicht zu gewinnen. Die Gewandtheit des französischen Gesandten, des

Abbé Sieyes, wußte den österreichischen, russischen und englischen Intriguen am Berliner Hofe glücklich entgegen zu wirken. Trefflich ward er dabei von der Friedenspartei unterstützt und von der Besorgniß des Königs, daß, wenn Frankreich vernichtet oder sehr geschwächt, der Staat Gefahren von Rußland und Oesterreich zu erwarten haben würde, und weil ihn der Beitritt zur Coalition befürchten ließ, die Vortheile des Baseler Friedens, der Preußen große Entschädigungen verheißen hatte, einzubüßen. — Preußen suchte Sicherheit und Vergrößerung in einer strengen Neutralität. Und doch war dies bei einem Kampfe von solcher Bedeutung, wie er damals geführt wurde, nicht blos ein politischer, sondern auch ein moralischer Fehler. Die Neutralität brüstet sich mit dem Namen eines Entschlusses, während sie nichts ist, als die Schwäche, keinen Entschluß fassen zu können, sie schmückt sich mit dem Schein der Erhaltung des Friedens, während sie den verderblichsten Krieg von den Maßnahmen fremder Mächte abhängig macht, sie wendet sich an die schlechten Eigenschaften im Volke, an die Liebe zum ungestörten Besitz und Genuß, und erschlafft es dadurch in einem Momente, wo alle Nerven angespannt, alle Kräfte wachgerufen werden sollten. Machiavelli sagt: „Neutralität führt selten zu etwas Gutem, meist zu Verderblichem.“ — Nur einmal schwankte der König, als Kaiser Paul von Rußland, auf Oesterreichs Betrieb, den Versuch machte, ihn in den Bund zu ziehen. Die Gelegenheit schien für Preußen außerordentlich günstig, — Erzherzog Carl siegte in Deutschland bei Stockdorf; Suwarow in Italien an der Trebia, bei Novi, — schon jubelte die Kriegspartei, — aber der König, besorgt über den Ausgang des Kriegs, rief seinen Minister Haugwitz zurück, der schon abgereis't war, um mit dem russischen Gesandten abzuschließen. —

Damals machte Stein in einem Briefe an Frau von Berg

(28. April 1799) seinem Unwillen über die „Starrsucht" Preußens Luft. „Was sagen Sie, gnädige Frau, die so empfänglich für große und schöne Thaten, zu dem kraftvollen und tapfern Benehmen dieses jungen Helden, des Erzherzogs Carl und seines braven Heeres, welche jetzt Deutschland von dieser Räuberhorde der sogenannten französischen Armee gereinigt haben, — es ist betrübend, uns gelähmt und in einem Zustande der Starrsucht zu sehen, während man mit Nachdruck die Ruhe Europa's auf den alten Grundlagen wieder herstellen konnte, die Unabhängigkeit Hollands, der Schweiz, Italiens, Mainz. Wir amüsiren uns mit Kunststücken der militairischen Tanzmeisterei und Schneiderei und unser Staat hört auf, ein militairischer Staat zu sein und verwandelt sich in einen exercirenden und schreibenden. Wenn meine Einbildungskraft mir die Gestalten der einflußreichsten und ausführenden Personen vorstellt, so gestehe ich, erwarte ich nur wenig."

Diese einflußreichen Personen bildeten theils die Minister und Cabinetsräthe, theils die militairische nächste Umgebung des Königs.

Zu den erstern gehörte der Graf Haugwitz, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ein schlauer, gewandter, durch seine Freundlichkeit gewinnender Mann, aber seinem Charakter fehlte, wie Stein sagt, gänzlich alle Wahrheit. Wunderbar hatte er oft seine politischen, wie seine religiösen Ansichten gewechselt. Anfangs war er auf Seite Oesterreichs, und vermittelte die gegen Herzberg's Willen geschlossene Reichenbacher Convention (1790), so wie später den Pillnitzer Vertrag (1791), welche Preußens wahren Interessen zuwider liefen, dann zeigte er ein entschiedenes Bestreben sich Frankreich zu nähern, und Frankreichs Machthaber wußte dies bis zum Falle Preußen auszubeuten. In religiöser

Hinsicht war er bald Theosoph, auch Frömmler, Anhänger der Herrnhuter, in deren Sinne er ein Gebetbuch schrieb, — bald auch Geisterseher. Er besaß durch seine Reisen viel Weltbildung und ließ den hohen Schwung, welchen die Literatur von Weimar aus erhielt, nicht unbeachtet. Später fröhnte er den sinnlichen Ausschweifungen und der Genußsucht des Hofes. Den schwarzen Adlerorden erhielt er durch die Protection der Maitresse des Königs, der Gräfin Lichtenau. Er war der vorzüglichste Träger der damaligen Cabinetspolitik mit ihren verderblichen Spannungen, Hinterhalten und Ländertheilen, welche Friedrich Wilhelm II. als Staatsweisheit eingeredet ward. Seine rechte Hand war der Cabinetsrath Lombard, ein Mann von Geist, lebhaftem Verstande, und wissenschaftlich gebildet, aber leichtsinnig, genußsüchtig und sittenlos, und einer der thätigsten Werkzeuge der französischen Partei im Cabinete. — Zweiter Cabinetsrath ward Beyme, als der edle, an Gesinnung und Wissen wahrhaft humane Mencken, welcher dem jungen König zuerst Liebe erworben und Glorie über dessen Regierungsanfang verbreitet hatte, durch gänzliche Erschöpfung seiner physischen Kräfte verhindert wurde, mit der nie getrübten Klarheit seines Geistes und Herzens die Geschäfte des Cabinets noch länger zu leiten. Der Posten eines königlichen geheimen Cabinetsraths für die innere Staatsverwaltung war damals von einer Macht bekleidet, welche das Ansehn sämmtlicher Staatsminister weit überwog. Auf den ersten Blick ward Beyme von dem König erkoren, dessen eigene Gradheit von der Offenheit des Mannes im Ausdruck der Rede, von der bestimmten und lebendigen Haltung angezogen zu sein scheint. So arbeitsam und kräftig auch Beyme war, so eitel und absprechend war er auch, dachte nie an durchgreifende Verbesserung und gerieth bald in eine ihm selbst verderbliche Verbindung mit Lombard. Zu den

Männern, welche im geheimen Cabinette des Königs außerdem Einfluß ausübten, gehörte der schon charakterisirte Marquis Lucchesini als diplomatischer Agent, und der General Köckeritz, früher Adjutant, Vertrauter und Freund des Königs, und Zastrow, welche, trotz ihrer persönlichen Bedeutungslosigkeit, einen nachhaltigen Einfluß auf den König ausübten. — Diese Partei war es auch, welche den König bestimmte, in dem schon erwähnten Kampfe (1798–1802) Oesterreichs und Rußlands gegen Frankreich neutral zu bleiben, damit Oesterreich und Frankreich sich aufreiben möchten, das forderten „die eigenen Interessen Preußens," welche aber dadurch wesentlich die Interessen Frankreichs förderten. Sieyes, der französische Gesandte in Berlin, schrieb an das Directorium in Paris, welches den alten Rath der Römer, durch Theilung zu herrschen, so geschickt zu befolgen und darum das gegenseitige Mißtrauen zwischen den beiden großen deutschen Cabinetten geschickt zu unterhalten verstand: „Ihr habt nichts zu fürchten, Preußen will neutral bleiben; wir haben unterdessen Zeit, mit den beiden andern fertig zu werden! — Die Kriegspartei, wozu auch Stein gehörte, weil er nur durch Zusammenhalten der deutschen Mächte Deutschland gerettet sah, war im höchsten Grade aufgebracht über diese Neutralität, deren Folgen sich bald zeigten. Paul I., Kaiser von Rußland, unzufrieden mit den Erfolgen des Kriegs gegen Frankreich, denn die Russen waren bei Zürich (1799) geschlagen, und gewonnen durch Schmeicheleien des Siegers bei Marengo, ward aus einem Alliirten ein Feind Englands, und zwang Preußen zu einem nordischen Neutralitätsbunde gegen dasselbe. Preußen mußte Hannover besetzen, die norddeutschen Flüsse gegen England sperren, und sich dadurch mit seinem einzigen zuverlässigen Bundesgenossen überwerfen. Schon nahte eine englische Flotte, um die preußischen Handelsstädte an der Ostsee zu bombardiren, die preußische Handelsmarine,

den Seehandel auf Jahre hinaus zu zerstören, Preußen die bedeutendste Wunde zu schlagen, — da ward Paul I. (24. März 1801) erwürgt, — und mit seinem Nachfolger Alexander I. wurden die freundschaftlichen Verhältnisse wieder hergestellt. — Am 9. Februar 1801 kam der Friede zu Lüneville zwischen Oesterreich und Frankreich zu Stande. Er brachte große Umwandlungen im Reiche hervor; denn Deutschland trat an Frankreich das linke Rheinufer, 1200 Quadrat-Meilen mit vier Millionen Menschen ab, und es wurde bestimmt, daß die Fürsten, die jenseits verloren hatten, durch Einziehung der geistlichen Herrschaften und der freien Reichsstädte diesseits entschädigt werden sollten. Unwillig unter französischer Herrschaft zu stehen, verkaufte Stein die ihm gehörige, auf dem linken Rheinufer liegende Herrschaft Landeskrone und erwarb für deren Erlös die Herrschaft Birnbaum. Seit dieser Zeit betrachtete er sich ganz Preußen angehörig. Einen großen Beweis der Anhänglichkeit an das verachtete Vaterland gab er kurz nachher dadurch, daß er die ehrenvolle Aufforderung, Minister in dem Churfürstenthum Hannover zu werden, ablehnte (1802). Er fühlte, daß dort nicht sein Platz wäre, von dem aus er seinen großen und schönen Plan verfolgen konnte, mitzuwirken an dem großen Werke, dem zerstückelten und in sich zerrissenen Deutschland wieder zu einer Einheit zu verhelfen. Unter den Deutschen dieser Zeit war freilich keine Spur des politischen Sinnes, der für die Erhaltung des gemeinsamen Vaterlandes entzündeten Begeisterung wahrzunehmen, durch welche im folgenden Jahrzehnt so große Resultate erzielt werden sollten. Aber Stein hoffte mit Zuversicht das Morgenroth einer bessern Zeit wieder anbrechen zu sehen, er hoffte auf sie, so große Gleichgiltigkeit auch jetzt unter den einzelnen deutschen Völkern über das gegenseitige Geschick herrschte, so sehr auch die politische Schmach unbeachtet blieb,

welche sich als nothwendige Folge der zwischen den deutschen Hauptmächten herrschenden Spannung, immer dunkler über Deutschland heranzog, und er widmete sich deswegen dem preußischen Staatsdienste, weil er innig überzeugt war, wie er dies selbst in einem Brief an Beyme sagt, „daß deutsche Veredelung und Cultur fest und unzertrennlich an das Glück der preußischen Monarchie gekettet sind.“ —

Dritter Abschnitt.

1802—1806 (September).

Ausführung der Länderverteilung Deutschlands. — Die Reichsdeputations-Hauptbeschlüsse (1803). — Rußland und Frankreich bestimmen Deutschlands Gestaltung. — Preußens Entschädigungen. — Stein organisirt die neu acquirirten westphälischen Provinzen. — Gewaltsames Verfahren der Fürsten gegen die Reichsritterschaft. — Stein's Schreiben an den Herzog von Nassau. — Stein in seinem Wirkungskreise. — Kaiser Napoleon und seine Uebergriffe. — Haugwitz und Hardenberg. — Krieg Rußlands und Oesterreichs gegen Frankreich (1805). — Preußens undeutsche Politik. — Ende des deutschen Reichs (6. Aug. 1806.) — Die deutschen Vasallenstaaten Frankreichs, oder der Rheinbund. — Preußen und der nordische Bund. — Stimmung in Preußen. — Genz. — Stein an den König. —

Deutschland, dieses große im Mittelpunkte Europa's liegende, aber jämmerlich zerrissene Stück Erde, war, wie wir wissen, nach Frankreichs Bestimmung dazu auserkoren, das Material zur Entschädigung aller deutschen und nichtdeutschen Fürsten zu liefern, welche durch Krieg ihre Besitzungen geschmälert sahen.

Es herrschte eine maßlose Länder- und Quadratmeilensucht. Das Gefühl für des gemeinsamen Vaterlandes, für Deutschlands Ehre und Nutzen war mit dem Sinne für die höhern geschichtlichen Elemente des Lebens mehr als jemals erstorben. Es handelte sich bei dieser Angelegenheit, die man die deutsche Entschädigungsfrage nannte, darum, die freien Reichsstädte zu me-

diatisiren, d. h. zu Unterthanen der Fürsten zu machen, in deren Gebiete sie lagen, die geistlichen Stifter zu säcularisiren, d. h. sie weltlichen Fürsten als Eigenthum zuzutheilen, überhaupt endlich nicht allein allen deutschen Fürsten, welche durch Abtretung des linken Rheinufers verloren hatten, sondern auch nichtdeutschen, z. B. italienischen, denen für eingebüßtes Land eine Entschädigung verheißen worden war, von dem deutschen Lande nach Verhältniß zu geben.

Diese Angelegenheit der Friedensvollziehung wurde der Form nach dem Regensburger Reichsfürsten-Congresse, gewöhnlich Regensburger Reichstag genannt, übertragen, und dieser wählte (2. Oct. 1801) einen Fürstenausschuß, gewöhnlich Reichsdeputation genannt, welcher die Sache reguliren sollte. Allein thatsächlich war die Sache in Frankreichs, dessen Oberhaupt damals der erste Consul Bonaparte war, und in Alexander's, des russischen Kaisers, Händen. Denn auch Rußland mischte sich in die deutschen Angelegenheiten, treu dem Testamente Peter's des Großen, dies, wo es nur ginge, zu thun. Die Reichsdeputation in Regensburg erhielt den in Paris ausgearbeiteten Plan zur Lösung der deutschen Entschädigungsfrage mit der Weisung, diesen ohne Weiteres in zwei Monaten zum Beschluß zu erheben, da es der Wille Sr. Majestät des Kaisers von Rußland und des Ersten Consuls sei, daß die Reichsdeputation an dem Plane keinerlei Veränderung vornehmen dürfe: — das war verständlich genug ausgedrückt!

Wir wollen bei der Darstellung dieses großen Acts der deutschen Menschenvertheilung uns nicht ereifern über die Schmach Deutschlands, daß zwei fremde Mächte über seine innersten Angelegenheiten nach Gutdünken schalteten, denn Deutschland war ja schon

längst nichts mehr, als ein geographischer Begriff; — noch viel weniger wollen wir darüber schmähen, daß die Republik Frankreich das deutsche Volk nach dem Sachenrechte behandelte, indem sie Land und Leute wie Güter und Heerden an diesen und jenen Fürsten vertheilte, denn das deutsche Volk hatte offenbar keine bessere Behandlung verdient. Wir wollen einzig und allein von der gleichzeitigen Erniedrigung deutscher Fürsten reden, die um den General Bonaparte und seinen Minister Talleyrand und dessen Maitresse, um den russischen wie den französischen Gesandten in Regensburg scharwenzelten, förmliche Wallfahrten nach Paris anstellten, natürlich mit den gehörigen Opferpfennigen versehen, um entweder ein Stück Land mehr zu erhalten, oder um Gnade flehend, nicht mediatisirt oder säcularisirt zu werden. Wem fällt nicht dabei das Wort des schwedischen Kanzlers Oxenstierna an seinen Sohn ein, welches vortrefflich auf diese Zeit paßt: „Mein Sohn, sieh, welche Menschen es sind, die die Welt regieren!" Ehe die Reichsdeputation zu ihrem Beschlusse oder Recesse kam (25. Februar 1803), hatten die Fürsten schon in Besitz genommen, was ihnen die Gnade des Ersten Consuls oder des Czaren beschieden hatte, und es war ihrer Verspätung wegen eine sich höchst komisch ausnehmende Formalität, als die Reichsdeputation eine Sache bestätigte, die sich bereits vollständig gemacht und die Souverainität von 85 geistlichen Fürsten und Herren und 46 Reichsstädten aufgehoben hatte. —

Das beste Loos in der französisch-russischen großen Länderlotterie zog Preußen. Es hatte auf dem linken Rheinufer 46 Quadrat-Meilen mit 120,000 Menschen verloren und erhielt dafür 240 Quadratmeilen mit einer halben Million Einwohner, nämlich Münster, Paderborn, Essen, Werden, Hildesheim, Erfurt, Mühlhausen, Nordhausen, Quedlinburg, Goslar &c.

Graf Schulenburg-Kehnert ward von dem König beauftragt, diese Länder zu übernehmen, und sie auf preußischen Fuß einzurichten, der Oberpräsident Stein wurde durch diesen berufen, die Stifter Münster und Paderborn zu reguliren (21. Nov. 1802). Er fand die Bevölkerung in einer großen Mißstimmung gegen Preußen. Der Adel fürchtete den Verlust seines politischen Daseins, seines Ansehens und seiner Stellen, die Geistlichkeit ihre gänzliche Auflösung, das Volk neue Steuern und Militairpflichtigkeit, überhaupt eine gänzliche Umänderung der Verfassung, welche dem bekannten Worte: „Unter'm Krummstabe ist gut wohnen" ein Ende machen würde, — fürchtete für seine, die katholische, Religion, denn es herrschte die schrecklichste Meinung über die preußische Verfassung, und in allen Anordnungen sah man nur „Preußische Pfiffe." Stein trat möglichst schonend und mild gegen die Widerspenstigen auf, und da er alle Beamte, zu welchen die Münsterländer Zutrauen hatten, und die er als tüchtige Geschäftsmänner erkannte, in ihren Aemtern ließ, in die Commission, welche zur Regulirung des Münsterlandes von der Regierung bestimmt war, tüchtige und volksbeliebte Männer aufnahm, den katholischen Priestern überall die ihnen gebührende Achtung auch von den Nichtkatholiken zu erzeugen gebot, jeden Uebergriff der preußischen Beamten streng bestrafte, worin er von dem General Blücher, welcher das Land militairisch besetzt hatte, in Beziehung auf die Excesse der Soldaten willig unterstützt wurde, überall den Münsterländern Zuneigung und Achtung erzeigte, ihren Beschwerden schnell abhalf, so verringerte sich die durch das Domcapitel, dessen Mitglieder ihrer Sinecuren beraubt zu werden fürchteten, erregte Mißstimmung immer mehr und Stein konnte schon am 2. Decbr. 1802 einen sehr befriedigenden Bericht an die Regierung einsenden. — Damals waren Formalien, Titel, Weitschweifigkeit und Umständlichkeit die charakteristi-

schen Eigenthümlichkeiten, sowie des ganzen politischen und socialen deutschen Lebens, so des deutschen Geschäftsganges, der deutschen Schrift, der deutschen Rede. — Stein war ein abgesagter Feind von diesem Unwesen, er liebte die Kürze, Klarheit, Bestimmtheit, und er schaffte, wie er dies jetzt im Münsterlande that, wofür ihm die Bewohner später sehr dankbar waren, so später in den höchsten Stellungen, welche er bekleidete, jenes den Geschäftsgang erschwerende und in die Länge ziehende Unwesen, die Formalien und den Titelkram, so viel er konnte, ab. —

Eine große politische Begebenheit, in Folge derselben ein ihm sehr naher Verwandter dem Geifer der Schmähsucht ausgesetzt wurde, war nicht ohne Einfluß auf die Gemüthsruhe Stein's. Ein Jahr nach dem Frieden zu Luneville hatte auch England, welches bis jetzt unter Pitt mit Frankreich einen Kampf auf Leben und Tod geführt hatte, Frieden zu Amiens geschlossen (1802). Aber das englische Volk ward bald gegen diesen Frieden erbittert, der überhaupt nur das Werk eines augenblicklichen Bedürfnisses, nicht wahrhafter Friedensliebe war, da der Consul Bonaparte in Deutschland, Elsaß, Italien und der Schweiz gewaltsam und willkürlich verfuhr. England erblickte darin eine Verhöhnung seiner Macht und eine Beschränkung seines Einflusses auf die Angelegenheiten Europa's. Es zögerte darum, einzelne Bedingungen des Friedens von Amiens zu erfüllen, und seine Zeitungsschreiber, Organe des Volksgeistes, ergossen sich in bittern Schmähungen über Bonaparte's Wirken und Streben. So kam es zum Bruch (Mai 1803). Die Franzosen unter dem General Mortier besetzten das Stammland des englischen Königshauses, Hannover, unbekümmert, daß dieses Land ein deutsches Reichsland war, und die hannöversche Regierung zeigte ein sehr unmännliches Be-

nehmen. Statt das kriegslustige, tapfere hannöversche Heer dem Feinde entgegen rücken zu lassen, — erhielt der Commandeur desselben, der Feldmarschall Wallmoden, der Schwiegervater Stein's, die Weisung: „die Truppen der Bayonnete sich nur mit Moderation bedienen zu lassen, und durch seine Anstalten kein Ombrage (Argwohn) den Franzosen zu geben". — Dies traurige Verfahren bildet freilich nur eine Erbärmlichkeit des damaligen Deutschlands mehr, war aber die Ursache, daß die brave hannöversche Armee entwaffnet und das ganze Land den fürchterlichsten Erpressungen der Franzosen ausgesetzt wurde. Aber Tausende der Wackern gingen nach England und bildeten den Kern der durch ihre Thaten in Italien, Spanien, Frankreich, Deutschland hochberühmten englisch-deutschen Legion. Der Consul Bonaparte hatte aber durch die Besitzergreifung Hannovers ein französisches Heer in die Mitte Deutschlands eingeschoben und namentlich Preußen politisch gefährdet. Deutschland, obgleich von Georg III., als Churfürst von Hannover, zur Hilfe gegen einen solchen Gewaltstreich aufgefordert, schwieg, es war durch die Sünden der Jahrhunderte zu zermürbt und hatte sich ja nur noch unter der pflegenden Hand langer Gewohnheit als mürbe Schale erhalten, und Preußen — knüpfte erfolglose Unterhandlungen an, wo es zum Schwerte hätte greifen sollen. — Der Schmerz und Unwille Stein's über diese unweise Politik Deutschlands und undeutsche Politik Preußens ward dadurch nur erhöht, daß die Stimme des Volks das schmachvolle Benehmen der hannöverschen Regierung seinem Schwiegervater, dem Feldmarschall Wallmoden, aufbürdete, diesem eine verrätherische, vielleicht durch französisches Geld erzeugte Absicht bei der ein tapferes Heer entehrenden schmachvollen Entwaffnung Schuld gab, und Stein ward erst da wieder heiter, als der schwer Angeklagte in einer Vertheidigungsschrift die

eigentlichen Urheber dieser Entehrung eines Landes und Heeres nachwies. —

Der von Frankreich und Rußland sanctionirte Länderraub deutscher Fürsten, in der Sprache der Diplomaten Mediatisirung und Säcularisirung genannt, hatte diese, gleich dem Wolfe, wenn er Blut gekostet hat, nach neuer Beute lüstern gemacht. Es schien ihnen in dieser Zeit des Nehmens und Vertheilens ein Leichtes, auch an nicht mediatisirte Besitzungen ihre Hand zu legen, weil deren Eigenthümer schwächer waren als sie. Solche Besitzungen waren die der unmittelbaren Reichsritterschaft, einer adligen Corporation in dem fränkischen, schwäbischen und rheinischen Kreise, welche nur den Kaiser und das Reich als Oberherrn anerkannte. Sie übten landesherrliche Gewalt in ihren Besitzungen aus, ihre Rechte und Privilegien wurden durch die Wahlcapitulation, welche jeder Kaiser beschwören mußte, bestätigt. Die Fürsten, von deren Ländern die oft nicht unbeträchtlichen Besitzungen der Reichsritter Enclave waren, versuchten diese jetzt, wo die deutsche Reichsverfassung immer mehr zerlappt wurde, durch einen kecken Griff an sich zu bringen und deren Besitzer in ihren Unterthanenverband zu ziehen: Baiern machte den Anfang. Ob auch der Kaiser, seinem Titel „allezeit Mehrer des Reichs" zu Ehren, ja selbst das bei den deutschen Angelegenheiten unvermeidlich gewordene Frankreich Einspruch erhoben; — Hessen folgte und nach ihrem anlockenden Beispiele glaubten die Fürsten von Nassau auch zugreifen zu müssen. Sie nahmen von den Stein'schen Gütern, wie Frankreich von Hannover, militairisch Besitz, und untersagten deren Behörden, außer den Pachtgeldern eine andere Abgabe an Herrn vom Stein zu entrichten. Gegen diese widerrechtliche Besitzergreifung legte Stein bei dem nassauischen Usurpator Protest ein (Münster, 10. Januar 1804) und äu-

ßerte sich in einer Redeform so klar und kräftig, wie diese fürstliche Ohren wohl noch nicht oft gehört haben mochten. „Deutschlands Unabhängigkeit", sagt er unter Anderm in seinem Schreiben an den Fürsten von Nassau, „wird durch die Vereinigung der wenigen reichsritterschaftlichen Besitzungen mit deren sie umgebenden kleinen Territorien wenig gewinnen; sollen diese für die Nation so wohlthätigen großen Zwecke erreicht werden, so müssen diese kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchien, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhängt, vereinigt werden, **und die Vorsehung gebe, daß ich dieses glückliche Ereigniß erlebe**". — Stein hat die Erfüllung dieses Wunsches nicht erlebt, — es ist jetzt noch der fromme Wunsch aller derer, welche ein starkes, einiges, nicht in Staaten und Staatchen zersplittertes und darum fremdem Einflusse leicht Zugang gewährendes Deutschland wünschen. — Als er während seines Aufenthalts in Rußland gegen Alexander dieselbe Ansicht äußerte, erwiderte der russische Kaiser lächelnd: „Das würde schon aus Rücksichten, welche ich den russischen Prinzessinnen schuldig bin, nicht angehen. — Wo sollten diese Männer finden, wenn nicht unter der großen Zahl der deutschen Fürsten?" Alexander hätte der Wahrheit gemäß sagen müssen: — „Deutschland kann nicht unter einen oder zwei Fürsten vereinigt werden, weil dies dem Testamente meines Ahnherrn Peter's I. entgegen sein, und Rußland dann ein weites Feld für seine Machinationen verlieren würde." —

Weiter heißt es in Stein's Schreiben: „In dem harten Kampfe, von dem Deutschland sich jetzo momentan ausruht, floß das Blut des deutschen Adels. Deutschlands zahlreiche Regenten, mit Ausnahme des edeln Herzogs von Braunschweig, entzogen sich aller Theilnahme und suchten die Erhaltung ihrer

hinfälligen Fortdauer durch Auswanderung, Unterhandlung oder Bestechung der französischen Heerführer."

Dann macht er die Fürsten auf das Ungesetzliche einer solchen Gewaltthätigkeit, auf das Unhaltbare ihrer Gründe, auf die elende Existenz des Adels in kleinen Staaten aufmerksam und schließt: „Wird der ritterschaftliche Verein auf eine gewaltsame Weise zertrümmert, so entsage ich dem Aufenthalte in einem Lande, das mich mit Gegenständen bitterer Erinnerungen umgiebt, und mir alle die Gedanken an den Verlust meiner Unabhängigkeit und an meine neuen Fesseln zurückruft."

„Es ist hart, ein erweislich siebenhundertjähriges Familieneigenthum verlassen, und sich in entfernte Gegenden verpflanzen zu müssen, die Aussicht aufzugeben, nach einem arbeitsamen, und ich darf es sagen, nützlichen Geschäftsleben im väterlichen Hause unter den Erinnerungen seiner Jugend Ruhe zu genießen, und den Uebergang zu einem bessern Sein zu erwarten. Es ist noch härter, alle diese Opfer nicht irgend einem großen edeln, das Wohl des Ganzen fördernden Zweck zu bringen, sondern um der gesetzlosen Uebermacht zu entgehen, um — doch es giebt ein richtendes Gewissen und eine strafende Gottheit."

An seinen Amtmann, Rath Weiler, schrieb er: „Wird die Ritterschaft aufgelös't, so komme ich nie wieder nach Nassau und behandle dieses ganz als ein Bauerngut, verpachte die Gärten, setze den Stein ab u. s. w. Ich werde nie einen Räuber als meinen Landesherrn anerkennen."

Der Brief wurde gedruckt und erregte Aufsehn und Bewunderung durch die männliche und feste Sprache gegen einen Fürsten. Aber Stein war überall, und nicht blos bei dieser Gelegenheit,

der entschiedenste Gegner des Unrechts, und trat ihm stets, ohne Ansehn der Person, in ungeschminkter Rede, in dem verständlichen Deutsch kräftig entgegen, überall dem Worte getreu, welches er einmal gelegentlich aussprach: „Ich mache es nicht, wie ein begossener Kater, der den Schwanz zwischen die Beine zieht und sich davon macht; ich beiße tüchtig um mich!“ —

Indessen hatte die Commission, welche die territorialen Acquisitionen im Münsterlande reguliren sollte, ihre Arbeiten unter Stein's Vorsitz unausgesetzt fortgesetzt. Viel Schwierigkeiten boten dabei die Auseinandersetzungen mit manchen kleinen Fürsten dar. Allen diesen waren nämlich Entschädigungen in dem von Preußen nicht besetzten Theile des Münsterlandes für ihre Verluste 'jenseits des Rheins geworden, — dieses Getrenntwerden erregte vorzüglich den Unmuth der Münsterländer, und die sich mit den preußischen Ansprüchen durchkreuzenden der kleinern Fürsten erschwerten die Regulirungsangelegenheit. Und dennoch förderte Stein diese so sehr, daß die fürstlichen Abgeordneten Namens ihrer Herren den preußischen Bevollmächtigten eine Gratification von ein tausend Louisdoren übermachten. Stein wies dies Geschenk mit den an seine Behörde gerichteten Worten zurück: „Ich halte es unter der Würde der Staatsdiener der preußischen Monarchie, Geschenke von kleinen und selbst in diesem Augenblicke noch Geldunterstützung zum Theil benöthigten Ständen anzunehmen. Verdienen die Staatsbeamten dieser Monarchie eine Belohnung, so dürfen sie sie nur von Eurer Königlichen Majestät erwarten.“ Aber er wußte es, obgleich es ihm nicht leicht gemacht wurde, dahin zu bringen, daß die Münsterschen Beamten, welche durch ihn Mitglieder der Auseinandersetzungs-Commission geworden waren, und mit Gewandtheit, Fleiß, Eifer und Gewissenhaftigkeit gearbeitet hatten, als endlich die Auseinander-

setzung ihre vollständige Erledigung gefunden hatte, von der preußischen Regierung Belohnungen erhielten, welche theils in Erhebung in den Adelsstand, theils in der Beförderung in höhere Aemter bestanden. Und wie für die höheren Beamten, so sorgte er mit Sorgfalt und Treue für die brauchbaren, diensteifrigen Subalternen; da war keiner, welcher ihm nicht die Verbesserung seiner Stellung schuldig war. Gegen träge, pflichtvergessene Beamte konnte es aber auch keinen schärfer controlirenden und rücksichtsloseren Vorgesetzten geben, als Stein war. —

Das größte Verdienst um das Münsterland erwarb er sich durch die Verbesserung des sehr im Argen liegenden Schulwesens, namentlich des Volksschulwesens. Zunächst suchte er dem in Schwäche, Unwissenheit und Verderbniß versunkenen Volk, welches fast ganz in den Händen größtentheils ebenso unwissender, als bigotter Priester gewesen war, die großen Vortheile klar zu machen, welche mit Kraft, Einsicht und Sittlichkeit eines Staates verbunden, und wie planmäßige Erziehung und Bildung des Menschen in den Jahren der Jugend nicht nur für jeden Einzelnen, sondern auch für den bürgerlichen Verein, dem jeder angehört, von der größten Wichtigkeit sind. Dabei hatte er freilich an den unwissenden Priestern die erbittertsten Gegner, denen das bigotte Volk blind glaubte. Aber Stein war unermüdlich, — und viele aufgeklärte Katholiken unterstützten ihn in seinem Vorhaben treulich. Er selbst studirte zu diesem Zwecke die Pestalozzische Methode, welche ihn unter allem darum am mehrsten ansprach, weil sie den Unterricht auf sinnliche und intellectuelle Anschauung baute, und die Bildung des Kindes zum Menschen durch eine selbstthätige, lückenlos fortschreitende Uebung seiner Gesammtkraft an den naturgemäß auf einander folgenden Unterrichtsgegenständen bewerkstelligt. Mit dieser Methode mußten sich auf sein Geheiß strebsame junge Schulamtscandidaten bekannt

machen, und er berief sowohl tüchtige katholische wie protestantische Schul- und Kirchenräthe. Sein Streben für Volksbildung wurde auch bald allgemein im Münsterlande mit Achtung von dem Volke anerkannt.

Ein gleich großes Geschenk machte er Westphalen, daß er bei seinem Abgange nach Berlin, wohin er als Minister berufen wurde (1804), den Präsident v. Vincke zu seinem Nachfolger vorschlug. Es ist derselbe Oberpräsident, von dem jetzt noch jedes Kind in Westphalen eben so und in ähnlicher Weise zu erzählen weiß, wie in Preußen überhaupt von dem „alten Fritzen" erzählt wird. Seine unendlichen Verdienste um Westphalen haben ihm in den Herzen aller Bewohner ein dauerndes Denkmal errichtet. Schon als Landrath zeichnete er sich durch seine wissenschaftliche und gesellschaftliche Bildung vortheilhaft aus. Er wurde so jung zu dieser Stelle erwählt, daß der König Friedrich Wilhelm II. bei einer Reise durch die Provinz, und als der Oberpräsident Stein bei einer Präsentation ihn dem König vorstellte, diesen fragte: „Macht man hier Kinder zu Landräthen?" worauf Stein erwiderte: „Eure Majestät sehen hier einen Jüngling an Jahren, aber einen Greis an Weisheit!" — —

Ehe wir Stein's fünfjährige, nur kurze Zeit unterbrochene, für Preußen so segensreiche Wirksamkeit näher schildern, müssen wir, wenn auch nur kurz, daß eine Umgestaltung der Regierungsform in Frankreich statt gefunden, und zwar darum erwähnen, weil sie in ihren Folgen von dem bedeutendsten Einfluß auf Preußen und Deutschland, ja ganz Europa wurde.

Je mehr der Consul Bonaparte darthat, daß seine Organisationen in Frankreich nur zum Zwecke hatten, der Republik ein Ende zu machen, und einen Thron für sich aufzurichten, desto mehr

hielten die feindlichen Parteien sich für berechtigt ihn zu stürzen. — Sie stifteten mit Umsicht und mit großen Mitteln Complote an; denn England gab dazu Geld und die prinzliche Emigration den Impuls her. Man sah in ihm nur noch einen bloßen Thronräuber, gegen welchen man mit allen Waffen auftreten konnte, über die man zu verfügen hatte, — man glaubte berechtigt zu sein, der brutalen Gewalt seiner Bayonete, die brutale Gewalt der Höllenmaschinen und des Meuchlerdolchs entgegensetzen zu können. — Alle Complote mißglückten jedoch, wurden aber dazu ausgebeutet, Bonaparte's ehrgeizige Pläne zu realisiren. — Bonaparte war über die verschiedenen, gegen ihn gerichteten Attentate so aufgebracht, daß er unter anderm äußerte: „Die Bourbon's glauben, daß man mein Blut wie das des gemeinsten Thiers vergießen kann. Ich will ihnen den Schrecken zurückgeben, den sie mir einflößen wollen. Den ersten dieser Prinzen, der in meine Hände fällt, lasse ich ohne Erbarmen erschießen. Ich will ihnen zeigen, mit wem sie zu thun haben. Diese Prinzen, die sich für unverletzlich halten, compromittiren eine Menge Unglücklicher und verbergen sich dann jenseits des Meeres. Aber sie sollen sich in Acht nehmen; denn ich werde eben so rücksichtslos das Blut eines Bourbon's vergießen, wie das des letzten Chouans." — Er erfüllte seine Drohung, denn er ließ mit Verletzung des badischen Gebiets den sich in Ettenheim aufhaltenden französischen Prinzen, den Herzog von Enghien festnehmen, und ihn in Vincennes (22. März 1804) erschießen. — Und der deutsche Kaiser und das deutsche Reich bewiesen ihre Schwäche bei dieser völkerrechtswidrigen Gebietsverletzung durch Schweigen. — In Paris aber gaben die Attentate gegen das Leben des Consuls Bonaparte Veranlassung, auf die Nothwendigkeit einer erblichen Gewalt hinzuweisen, und schon am 18. Mai 1804 war in Napoleon I. der verwünschten

Republik ein Erbkaiser gegeben. Und dieser entfaltete seitdem mit dem ganzen Hochmuth seiner Seele die Absicht, Deutschland und Preußen, was ihn ohne Anstand anerkannt hatte, zu demüthigen. — Der römische Kaiser Franz II., im Vorgefühl, daß es mit dieser Würde bald zu Ende gehen würde, nahm die Würde eines Kaisers von Oesterreich an. —

Merkwürdige Fügung! In demselben Jahre, wo das größte Herrscher- und Kriegsgenie, der künftige Zwingherr Europa's, auf Frankreichs Thron erhoben wurde, erhob die Vorsehung in einem Staate, dessen Regierung in der Schule der Leiden den großen Gedanken fassen sollte, ihr Volk von der Bevormundung im Politischen, Religiösen und Geistigen zur Freiheit und Selbstständigkeit auf diesen drei Gebieten zu erheben, — einen Mann an den geeigneten Platz, von welchem aus er diesem Staate aus reiner, durch schöpferischen Geist unterstützten Vaterlandsliebe wenige Jahre später auf Freiheit und Volksthümlichkeit gegründete Einrichtungen gab, wodurch jener Staat der unbezwinglichste, siegreiche Gegner dieses Zwingherrn werden sollte. —

Stein ward im Jahre 1804 preußischer Staatsminister. — Er war der Nachfolger Struensee's, eines Predigersohnes, später geadelt, eines Mannes von festen Grundsätzen und strenger Ordnungsliebe, doch nicht frei von Nepotismus, und ein Feind aller Reformen, selbst wo seine Einsicht sie ihm als nöthig oder nützlich zeigen mußte, weswegen ihn Stein streng tadelt. — Der König wünschte Herrn von Schuckmann an Struensee's Platz. Der Cabinetsrath Beyme hielt diesen aber nicht fähig, eine solche Stelle zu bekleiden, und schlug Stein vor, „für den, als denkenden Kopf und Geschäftsmann, welcher damit eine seltene Festigkeit des Charakters verbinde, er alle Achtung habe, und der öfter übergangen, dem Staate verloren gehen dürfte.“ Der König trug Bedenken,

weil Stein ein Genie sei, — aber da alle, welche die Stelle interimistisch verwalteten, sich untauglich zeigten, so ernannte ihn der König am 27. Octbr. mit 6200 Thaler Gehalt und Dienstwohnung zum Minister für das Departement der indirecten Abgaben, Accise, Zölle, Fabriken, Handel, Salzwesen, Seehandlung, Bank und Staatsschuldenwesens. Der König erklärte dabei: „Die Größe und Wichtigkeit dieser Departements, worin Ihr einen so berühmten Vorgänger gehabt habt (Stein erklärte jedoch, man würde Struensee's Verwaltung loben, wenn man sie schlecht nennte, sie wäre gegen alle richtige Grundsätze und voll der gröbsten Mißbräuche gewesen), — muß Euch zum Beweise der Größe meines Vertrauens dienen, worauf Ihr Euch in Eurer bisherigen Amtsführung durch ausgezeichnete Fähigkeit, Einsicht, Thätigkeit und Rechtschaffenheit die gegründetsten Ansprüche erworben habt. Ihr werdet daher diesem Vertrauen auch in dem Euch nunmehro angewiesenen größeren Wirkungskreise entsprechen." —

Mit großer Bescheidenheit machte Stein, fern von allen persönlichen und selbstischen Rücksichten, den König darauf aufmerksam, „wie er wohl nur unvollkommen das zu leisten im Stande sein würde, was Se. Majestät von demjenigen erwarten müßte, dem die Leitung so wichtiger Theile des Staatshaushaltes anvertraut wäre", — er äußerte auch gegen Andere, „daß ihn über das Gefühl des Mißverhältnisses seiner Kräfte zu dem Umfange des ihm angewiesenen Geschäfts nur der Gedanke beruhigen könnte, in seinem Departement ausgezeichnete Geschäftsmänner zu finden." — Aber alle wahren Vaterlandsfreunde, welche Stein's Geschicklichkeit kannten, sich in jedes, auch das umfassendste, und seinen früheren Wirkungskreisen fremde Geschäft zu finden, freuten sich, ihn mit einer der höchsten Staatsstellen betraut zu sehen. Sein früherer

Vorgesetzter, der Minister von Angern, bezeugte seine Freude, Stein bald als seinen Amtsgenossen begrüßen zu können: „Da die Zahl der edeln, uneigennützigen und dabei fähigen Menschen sehr gering sei, und es ein Unglück wäre, wenn die ersten Stellen im Staate mit kriechenden, in der Cabale sich windenden Subjecten besetzt würden, welche ihrer Erhaltung jede andere Rücksicht aufzuopfern gezwungen sind..." Auch der König erklärte sich für ihn: „Die Bescheidenheit, womit Ihr Euch in Eurem Briefe vom 3. d. Mts. über Eure Kenntnisse von verschiedenen Theilen der Euch anvertrauten Departements erkläret, gereicht Euch zur Ehre und vermehret meine Achtung und mein Vertrauen. Eine ganz vollständige Kenntniß erlangt man von jedem Departement erst nach jahrelanger Verwaltung. Ihr aber bringet Vorkenntnisse dazu mit, die in Verbindung mit Euren Talenten und mit Eurem Fleiße Euch bald in den Stand setzen werden, an der Spitze dieses Departements dem Staate ausgezeichnete Dienste zu leisten." u. s. w.

Bald hatte sich Stein in das fremde Fach einstudirt. Mit klarem Auge fand er viele Mißbräuche, mit männlichem Muthe trat er ihnen entgegen, und eine Reform folgte der andern. Er blieb unbeirrt, obgleich er darüber manche Anfeindung bekam. Wie man von ihm dachte, mögen die Worte eines Zeitgenossen darthun:

„Struensee's Stelle ist durch den Baron Stein ersetzt. Er ist ein Ausländer; Nassau war sein Vaterland, woher er noch ansehnliche Revenuen bezieht. Er ist ein feuriger, vielwissender, energischer Mann; von einer in ihm entstandenen Idee geht er nicht ab; er fürchtet nichts über und neben sich und familiarisirt sich nicht mit dem, was unter ihm ist. Seine Rechtschaffenheit ist ohne Makel, seine Thätigkeit kennt keine Gränzen. Er wagt es, alte Formen, die ihm zweckwidrig scheinen, zu zerbrechen, und hat Kraft und Fantasie genug, etwas Anderes an die Stelle zu

setzen. Sein Platz wäre der eines Premierministers des preußischen Staates, und wenn er auch viele Mißgriffe machen, seine Ueberzeugung nicht immer die richtigste sein sollte, so würde er doch ein festes unabänderliches System annehmen und sowohl in den äußern als innern Staatsverhältnissen solches durchführen; und wenn selbst ein falsches System angenommen würde, so wäre es doch besser, als gar keins. Alle Oppositionen des Antagonismus zwischen Cabinet und Ministerium, das ewige Schwanken der Regierung, das Zaudern und Conferiren in Staatsangelegenheiten, die schnelle Entschlüsse fordern, alles Excentrische, kurz alle collegialische Behandlung der letzten Enden der Staatsgewalten, die uns an den Abgrund führen muß, würde aufhören, und große, mächtige Einheit, wie unter Friedrich, dann wiederkehren. Niedertreten würde dieser Starke alle Parteisucht, alle Cabale und den so verderblichen Einfluß aller heterogenen Wesen, die bisher auf die Staatsmaschine wirkten."

Dies wären die glänzenden Seiten dieses Mannes. Er hat aber auch Kehrseiten. Ist er nicht fähig, sich von Andern impulsiren zu lassen, da das Impulsiren auf Andere seine Sache ist, so muß er doch Informationen durch Andere über Oertlichkeiten annehmen, wenn er nicht Gott ist. Stein läßt sich aber auch selten unterrichten; er hört nicht genug, er fragt, und kaum hat der Antwortende zu sprechen angefangen, so will er schon Alles begriffen haben. Dies ist ein großer Fehler. Stein hat nichts Anziehendes, sondern viel Abstoßendes in seinem Aeußern; er ist ungefällig, hart und rauh gegen seine Officianten. — „Wenn irgend ein Mann", sagte derselbe Zeitgenosse ein ander Mal, „im Stande ist, den Staat wieder zu reorganisiren, so ist es dieser Mann. Er ist zwar eigensinnig, aber auch energisch und beharrlich; beide Prädicate fehlen unsern übrigen Machthabern. Er hat viel Absto-

ßendes und Rauhes in seinem Aeußern; er ist aber bei aller Härte rechtlich, und wenn er das Individuum gegen das Ganze nicht in Anschlag bringt, so verliert er dieses dennoch nie aus den Augen. Er kann falsche Maßregeln ergreifen, aber er setzt sie durch und bleibt consequent; immer besser, als ein ewiges Schwanken zwischen Wollen und Nichtwollen, woraus völlige Nullität entsteht. Stein ist übrigens voll Verstand, er ist frugal, voll reiner Sittlichkeit und wahren Ehrgefühls."

Groß und segensreich waren die Reformen, welche Stein in dem ihm übertragenen Departement vornahm. Aber keines hatte auch auf das Wohl und Weh des Staates in allen seinen Theilen einen solchen entschiedenen Einfluß. — Struensee, wie schon erwähnt, kein Freund der Reformen, hatte durch Alter und Kränklichkeit auch zuletzt weder Muth noch Kraft um Hand anzulegen. Seine Räthe, welche den Schlendrian liebten, waren ihm über den Kopf gewachsen; die Maximen der Abgabenerhebung bildeten ein wahres Chaos. Stein fühlte bald, daß das ganze System, sollte es für das Land von Nutzen sein, vereinfacht werden müßte. —

Die Finanzkunst ist eine eben so schwierige, als wichtige Wissenschaft, denn zur Bestimmung keiner Sache wird, wie Montesquieu mit Recht sagt, so viel Weisheit und Klugheit erfordert, als zur Bestimmung des Theiles von Vermögen, welchen man der Nation nimmt, und des Theiles, welchen man ihr läßt. Stein wurde ein eigentlicher Finanzwirth, wie ihn Preußen lange nicht gesehen hatte. Das Geheimniß der echten Finanzkunst liegt in Erweckung und Erhaltung der Lebenswärme emsiger Thätigkeit, nicht in Zahlen und todtem Metall; nicht der Ertrag einzelner Einnahmerubriken, sondern der ganze dauerhafte Ertrag der Finanzanstalt und seine Uebereinstimmung mit den höhern Beziehungen der Staatsverbindung bewährt die Güte des Finanzsystems.

Stein trat in seinen Wirkungskreis (10. Decbr. 1804) mit der Ueberzeugung, daß in einem Lande von sehr mittelmäßiger Ertragsfähigkeit die freie Benutzung des Bodens und eine möglichst geringe Beschränkung des menschlichen Fleißes die fehlenden Güter ersetzen müsse. In einigen Provinzen war Beides, Benutzung des Eigenthums und der menschlichen Kräfte bedeutend beschränkt durch Erbunterthänigkeit, Zwangsdienste, Eigenthumslosigkeit eines großen Theils der Landbewohner, in andern Provinzen fand eine Einschränkung des ländlichen Gewerbes statt, wieder in andern eine ungleiche Besteuerung desselben Gewerbes, in den Städten übermäßige Abgaben, Störung des innern Verkehrs durch Binnen-, Land- und Wasserzölle. Nachdem er durch eifrige Prüfung der Verhältnisse, so wie der Personen, und aller der angedeuteten Uebelstände erst einen Anhaltepunkt gewonnen hatte, ging er an die Verbesserung der verschiedenen Zweige seiner Verwaltung. Zunächst hob er die durch das für sie erforderliche Beamtenheer äußerst kostspielige Generalsalzadministration auf, und überwies deren Geschäfte dem Bergwerks-, Hütten- und Accisedepartement, so wie der Seehandlung. Dadurch wurde eine jährliche Ersparniß von 80,000 Thalern gemacht. — Um dem Verkehr des Landes eine mächtige Erleichterung zu verschaffen, und den Unterthanen von einer Menge Strafen und fiskalischen Untersuchungen zu befreien, dem Schmuggelhandel, oder, wie dieser damals hieß, dem Contrebandiren mit seinen die Sittlichkeit beeinträchtigenden Consequenzen ein Ende zu machen, erhielt er vom Könige die Genehmigung der Aufhebung aller Provinzial-, Wasser-, Land- und Binnenzölle. Namentlich wurde durch die Abschaffung der letztern den Unterthanen eine große Wohlthat erwiesen, weil diese die nachtheiligsten von allen deswegen sind, da sie nicht nur eine große Ungleichheit der Besteuerung der einzelnen Bürger bewirken, sondern zu gleicher Zeit

den wichtigsten Zweig des Nationalverkehrs, nämlich den Binnenverkehr, hemmen. — Um nicht auf Irrwege zu gerathen und für die verschiedenen Verwaltungszweige im Staate einen sichern Führer zu haben, welcher allein echte Notizen über die Beschaffenheit und Cultur des Bodens, den Gewerbefleiß der Einwohner, den Gang des Handels geben konnte, um mit einem Worte die politische Gestaltung des preußischen Staates nach den Ankündigungen seines innern Lebens im Kreise der Gegenwart im Zusammenhange darzustellen, schuf Stein das statistische Bureau (5. Mai 1805.) — Um durch eigene Anschauung von Ostpreußen, Pommern, Schlesien und den preußisch-polnischen Provinzen eine eben so genaue Kenntniß zu erhalten, wie er diese von den westphälischen Provinzen hatte, bereiste er jene und revidirte überall den Gang der Verwaltung, machte sich mit dem Zustande der Gewerbe und der Industrie, mit der Aus- und Einfuhr, mit der Art der Steuererhebung und mit dem Verhältniß der städtischen Abgaben und städtischen Einrichtungen genau bekannt, — überall vereinfachte er die Geschäftsführung, überall reformirte er durchgreifend die Verwaltung, so viel Opposition ihm auch der eingerostete Schlendrian der ältern höhern und subalternen Beamten und die Liebe derselben zum Altherkömmlichen bereiteten. Wie aber allen Neuerungen Wahrheiten oder Bedürfnisse zum Grunde liegen, so konnten selbst falsche Maßregeln, nur consequent durchgeführt, nützlicher werden, als halbe oder mangelhaft angewendete. Dabei stand ihm bald das Vertrauen des Volkes zur Seite. An seiner Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit zweifelte Niemand, wenn man auch die Hartnäckigkeit, mit welcher er seine Ansichten verfocht und Fremde abwies, tadelte, und ihm mehr Muth, das Alte zu zertrümmern, mehr Fähigkeit, fruchtbare Ideen zu erzeugen und anzuregen, als die Gabe, sie mit Ruhe zu prüfen und mit Besonnenheit in's Leben einzuführen zutraute. Die nächste

Zukunft sollte diese letztere Ansicht auf das Schlagendste widerlegen. — Auch sein entschiedener Franzosenhaß galt, ob er ihn schon, wie man der Wahrheit gemäß gestehen muß, zu manchen Unbesonnenheiten verleitete, bei Vielen nur als Tugend, bei Wenigen als Fehler. Immer aber wußte das Volk, wie es mit ihm daran war. Zu den beliebten politischen Wetterfahnen hat er nie gehört. Er hatte den Muth, feste Ueberzeugung zu haben, und die moralische Kraft, sein Dasein an sie zu setzen.

Er sollte kurz nach seiner Erhebung zum Staatsminister Gelegenheit bekommen, seinen Franzosenhaß, so wie den Muth fester Ueberzeugung zu beweisen. —

Wie wir wissen, war kaum ein Jahr nach dem Frieden zu Amiens die Feindseligkeit zwischen Frankreich und England wieder ausgebrochen (23. Mai 1803), und Hannover von den Franzosen, ohne daß Deutschland und Preußen widersprochen hatten, besetzt worden. Pitt, der große englische Minister, der unbeugsamste Bekämpfer der französischen revolutionairen Politik, und deswegen schon von dem französischen Convent feierlich für den Feind des menschlichen Geschlechts erklärt, war mit dem Beifall der ganzen Nation wieder an die Spitze der Staatsverwaltung gestellt. Um die Gefahr der Landung Napoleon's in England zu zerstreuen, bereitete er einen neuen Krieg in Europa vor, zu welchem ihm die Besitznahme Hannovers, die Willkür Napoleon's in Italien, Holland und der Schweiz die Gründe gaben. Frankreichs Uebermacht sollte durch einen großen Coalitionskrieg gebrochen werden. Daher schloß er mit Rußland den Concert-Tractat (11. April 1805), um eine Ordnung der Dinge herbeizuführen, durch welche Europa gegen die künftigen Anmaßungen Frankreichs sicher gestellt werde. Oesterreich und Schweden, dessen König Gustav IV. Adolph in

Napoleon nur das apokalyptische Thier sah, traten etwas später diesem Vertrage bei. —

Man wollte Preußen für diese Coalition gewinnen. — Die Jetztzeit wiederholt die Zeit von damals. Es gab auch damals zwei Parteien am preußischen Hofe. Wie jetzt eine Partei ohne Unterlaß die innigste Verbindung Preußens mit Rußland, — wenigstens eine Neutralität in dem begonnenen großen, durch die orientalische Frage erregten Kampfe anempfiehlt, — so wollte damals eine Partei Preußen mit Frankreich verbinden, wenigstens „das Neutralitätssystem Preußens imposant machen", wie Haugwitz sagte. — Gänzlich rücksichtslos gegen Deutschland und jeder nationalen Würde baar, behauptete jene Partei, daß Preußen Frankreich als dessen Verbündeten folgen, von den Früchten der Siege einen guten Theil sich zuwenden und in solcher Art zugleich mit Frankreich groß werden müsse. Die Führer einer solchen Politik waren im Rathe des Königs: Haugwitz, Lombard, die Generale Möllendorf, Kalkreuth, Zastrow, Köckeritz, Knobelsdorf. Auch in der Armee hatte außer diesen Generalen die französische Partei ihre Anhänger. Denkschriften wurden eingegeben, worin die vermeintlichen Vortheile eines Bündnisses mit Frankreich auseinandergesetzt wurden. „Nur durch eine Verbindung mit Frankreich," schreibt Oberst Massenbach, „kann der Ruhm meines Königs befördert werden." In dem Bunde mit Napoleon gestalte sich die Welt so, daß ein schöner Tag für Preußen aufgehen könne; in dem Bunde gegen ihn — Nacht, Verderben, Elend, Untergang. Wie man in Petersburg jetzt die Mitglieder der Berliner russischen Partei kennt, so kannte man damals die Mitglieder der französischen Partei in Paris. Diese Partei war es, welche mit dem französischen Gesandten intriguirte und cabalirte, und die Pläne Preußens den Franzosen verrieth.

Es gab aber auch eine nationale Partei, welche die Anschließung an Frankreich unablässig bekämpfte. Es waren der Prinz Louis, Hardenberg, Stein, Blücher, Vincke und Andere.

Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen, unter dem Namen Prinz Louis bekannt, und von uns schon einmal bei Gelegenheit eines väterlich ermahnenden Briefes Stein's an denselben erwähnt, war ein Neffe Friedrichs des Großen und im Jahre 1772 geboren. Er ist sehr verschieden beurtheilt worden. Während ihn Manche als das Ideal der Ritterlichkeit verehrten, sahen Viele in ihm nur den Typus der damaligen Officiersliebenswürdigkeit, welche sich in der Virtuosität, in allerlei gymnastischen Künsten, Tanzen, Reiten, Fechten und in Ausschweifungen, im Trunke und in der Liebe zeigte. Den ritterlichen Muth, welchen ihm jene beilegten, nannten diese Tollkühnheit, welche mehr mit der Verwegenheit eines Trunkenen, als mit der Gefahrverachtung eines gesinnungsvollen Mannes gemein hätte. — Verdient aber das Leben des Prinzen Louis auch in vieler Hinsicht Tadel, so findet er bei dem unparteiischen Richter auch eben so viele Entschuldigung durch die Verhältnisse, in welchen ein in körperlicher wie geistiger Hinsicht so reich ausgestatteter junger Fürst zu bewegen sich gezwungen sah. Mit den Vorzügen seiner Geburt verband er eine ausgezeichnet schöne männliche Gestalt, eine üppige Fülle von Gesundheit und Lebenskraft, Anstand und Gewandtheit in allen Bewegungen, einen über jeden Tadel erhabenen Muth, einen hellen klaren Verstand. Er durchblickte alles schnell; keine Wissenschaft, keine Kunst war ihm fremd, er wußte sich alle anzueignen. Ausgezeichnet war sein Talent für Musik. Aber seiner lebendigen Kraft, seinen glühenden Leidenschaften, seinen glänzenden Talenten fehlte richtige Leitung und gehöriges Maaß. Der Wirkungskreis eines apanagirten Prinzen, die Langweiligkeit des Kamaschendienstes convenirten ihm nicht;

für ihn war nur ein Thron, und da er den nicht besaß, wußte er seine Kraft nicht zu zügeln und verfiel in Ausschweifungen. „Er war voll Feuer und Enthusiasmus," sagt Frau von Staël, deren täglicher Gesellschafter er war (1804), „aber in Ermangelung des Ruhmes suchte er zu sehr die Stürme, welche das Leben aufregen." — Daher bei Tage Champagner, bei Nacht die Liebe, zur Abwechslung tolles Reiten, Jagd, Musik; unter diese theilte er sein Leben. — Als er im ersten Kriege Preußens gegen das revolutionaire Frankreich mit einem bewundernswerthen Muthe an den gefährlichsten Stellen jedes Kampfes focht, bei Mainz einen schwer verwundeten Oesterreicher auf seinen Schultern aus dem feindlichen Feuer trug, da erhob sich die Hoffnung auf den jungen Helden. Konnte der Prinz immer nur im Kriegsgetümmel, auf den Schlachtfeldern sein, so wäre er gewiß ein anderer Mensch geworden, als er war. Die glühende Liebe für Preußens Ehre verblendete ihn; er war der Stimmführer der militairischen den Franzosen feindlichen Partei, welche den Krieg gegen Frankreich vom Standpunkte der preußischen Kriegsehre aus predigte, obgleich jeder Unbefangene wußte, daß bei dem damaligen Zustande der preußischen Armee nur noch von Kriegsdünkel die Rede sein konnte, und die eigentliche militairische Ehre, welche der große König Preußen erworben hatte, nur noch eine historische Reliquie war. —

Die kriegerische Partei fand eine mächtige Bundesgenossin an der echt deutschgesinnten Königin Luise, welche überdies über den König jene zarte Gewalt ausübte, die ein Charakter von Sanftmuth und Grazie, vereint mit den Reizen einer rührenden Schönheit auf einen Mann von reinen Sitten auszuüben vermag, — aber der König wurde dennoch, weil er nur ein System hatte, seinem Staate und ganz Norddeutschland die Vortheile des Friedens und der Neutralität zu erhalten, zwischen beiden

Parteien unablässig hin- und hergeworfen. Dadurch erhielt die preußische Politik jenen Charakter des Schwankens, der Unschlüssigkeit und Unzuverlässigkeit, welcher stets verderblich wird, schon deshalb, weil sie das Cabinet, von dem sie ausgeht, verächtlich macht und dadurch schwächt.

Wie schon erwähnt, suchten die Mächte, welche den Concert-Vertrag geschlossen hatten, Preußen zur Theilnahme an demselben zu bewegen. Es schien ihnen, seitdem Haugwitz, der Koryphäe der französischen Partei, nicht mehr Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, um so wahrscheinlicher, Preußen für ihre Absicht zu gewinnen. Denn die Besetzung Hannovers durch die Franzosen erschien als ein sehr gefährlicher Schritt gegen die Neutralität des nördlichen Deutschlands, welche Friedrich Wilhelm III. bisher zu behaupten gesucht hatte, und dieser schien eine andere Ansicht von seiner politischen Lage erhalten zu haben. Ein neuer Geist schien Preußens Politik zu beseelen. Hardenberg vor Allem bewirkte diese Veränderung. Seine Bekanntschaft mit allen politischen Verhandlungen, seine Verbindungen und Talente gaben seiner Meinung Gewicht. Zur Freude der Kriegspartei nahm das preußische Cabinet eine überwiegende Neigung für England an. Dies bewog Haugwitz unter dem Vorgeben von Unpäßlichkeit seine Dimission zu nehmen, und Hardenberg kam an dessen Stelle (August 1805). Aber auch dieser machte gegen Erwartung wieder eine strenge Neutralität geltend. Vergebens bot Pitt Preußen alles Land auf dem linken Rheinufer bis zur Mündung des Rheins und wohl selbst die ehemaligen spanischen Niederlande, wenn es nur thätig mit erobern helfen wollte, — vergeblich war die Sendung des russischen Kammerherrn Nowosilzoff. Das Wort Friedrich's des Großen, welches Möllendorf geltend

machte: „Preußen müsse zwar im guten Vernehmen mit Rußland, aber kalt gegen Oesterreich und innig befreundet mit Frankreich bleiben," — wurde von dem König als politisches Dogma angenommen. — Darum ein häufiger freundschaftlicher, ja vertraulicher Briefwechsel zwischen ihm und dem französischen Imperator. Napoleon suchte den Hochmuthsteufel in der Seele des Königs aufzurufen, er hing als Köder „die Kaiserkrone von Preußen" an die Angel, aber der Nachfolger des großen Friedrich's wieß die Verlockung zurück. Russische und französische Diplomaten buhlten um die Wette in Berlin um Preußens Freundschaft. — Napoleon sprach durch seinen Großmarschall Duroc seinen lebhaften Wunsch aus Preußen zu vergrößern, — er bot ihm Hannover an, und ließ durch seinen Gesandten de la Forêt dem König alle Vortheile aufzählen, welche die Erwerbung dieses Landes für Preußen haben würde, — er wollte es zur mächtigen Vormauer gegen Rußland machen. „Nicht vor Frankreich," schrieb er dem König, „braucht man Furcht zu haben, aber vor jenem Reiche, dessen Arme vom baltischen bis zum Mittelmeere reichen, welches in Constantinopel gebietet und nur einiger Siege bedarf, um Europa, wie zur Zeit der Völkerwanderung zu überschwemmen. Gelingt es ihm, Oesterreich und Frankreich zu erschöpfen, so ist leicht vorherzusehen, gegen wen es dann seine Schläge führen wird. Rußland ist es, auf welches Europa und insbesondere Preußen seine Augen zu richten hat." — Der König ging jedoch auf die Pläne Napoleons, so wie der französischen Partei am Berliner Hofe, sich mit Frankreich zu verbinden, nicht ein, — aber auch die nationale Partei, welche dem König die drohende Lage, in welche er durch ein Bündniß mit dem ehrgeizigsten aller Eroberer kommen würde, in dem grellsten Lichte zeigte, und ihn auf die Seite der Coalition ziehen wollte, reussirte nicht; — der König wollte aber

durchaus den Vermittler spielen. Als der russische Gesandte in Berlin ohne weitere Umstände die Anzeige machte, daß ein russisches Heer durch Schlesien nach Mähren marschiren würde, ließ der König sich nicht einschüchtern, sondern 80,000 Mann mobil machen, und erklärte, Gewalt der Gewalt entgegensetzen zu wollen.

Der Krieg zwischen den Coalirten und Napoleon begann (October 1805). Die französische große Armee überschritt den Rhein. Würtemberg, Baiern, Baden machte sich des Reichsverraths schuldig und vereinigte sich mit den Franzosen. — Bei dem Vorrücken nach der Donau verletzte ein französisches Corps unter Bernadotte, dem spätern König von Schweden, die Neutralität Preußens und marschirte durch Ansbach. Diese Neutralitätsverletzung erregte bei der Hof- und Kriegspartei zu Berlin großen Scandal und den Unwillen des Königs. Hardenberg erließ (14. Oct. 1805) eine energische Note an Duroc und de la Forêt: „Sr. Majestät", heißt es in derselben, „wisse nicht, ob Sie sich über die ausgeübte Gewaltthätigkeit, oder über die unbegreiflichen Gründe verwundern solle, mit der man sie rechtfertigen wolle. Der König sähe sich nun genöthigt, seine Armeen diejenige Stellung einnehmen zu lassen, die für die Vertheidigung des Staates nothwendig werde." — Die Note blieb unberücksichtigt. — „Der König von Preußen," äußerte Hardenberg gegen den Gesandten de la Forêt, „ist kein König von Neapel, und wenn er sich dergleichen gefallen ließe, dann würde ein jeder Mann in Preußen ihn an die Würde seines Ranges erinnern." — Die Kriegspartei verlangte, daß zur Wiederherstellung der durch Napoleon verletzten Ehre Preußens ein entscheidender Schritt geschehen, — der Krieg an Frankreich erklärt werden müsse. Stein erklärte sich in demselben Sinne. Den Russen ward nun der Marsch durch Schlesien

gestattet, eine preußische Armee stellte sich in Thüringen und Franken, also im Rücken der Franzosen, auf, ein preußisches Corps besetzte Hannover.

Um die Wucht der Kriegspartei durch seinen persönlichen Einfluß zu verstärken, erschien der russische Kaiser Alexander unerwartet in Berlin (25. October), und seine ritterliche Courtoisie gegen die Königin, bei welcher er schon früher bei einer freundnachbarlichen Zusammenkunft in Memel (1802) eine viel muthigere Politik wahrgenommen hatte, als bei dem Könige, sein freies militairisches Auftreten, durch welches er den Berliner hohen Herrn imponirte, seine Galanterien, durch welche er die einflußreichen Damen entzückte, brachten es dahin, daß Preußen mit Rußland und Oesterreich einen Vertrag schloß (3. Novbr. 1805), worin es sich verpflichtete, unter bestimmten Voraussetzungen die Waffen gegen Napoleon zu ergreifen.

Die Niederlage der Oesterreicher durch die Capitulation Macks in Ulm war der Anfang dieses Kriegs, — die Schlacht von Austerlitz (d. 2. December) der für die Franzosen siegreiche Ausgang. — Die österreichisch-russische Armee wurde fast gänzlich vernichtet, ihr Verlust betrug gegen 40,000 Mann; 120 Kanonen fielen dem Sieger in die Hände. Vergebens hatte Alexander vorher den König von Preußen beschworen, eine, und wenn auch noch so kleine Heeresmacht mit der verbündeten Armee zu vereinigen, vergebens ihn anfmerksam gemacht, daß er jetzt noch der Schiedsrichter Europa's sein könne, wenn er thätig eingriff. — Der König wollte das Resultat der Sendung des Grafen Haugwitz abwarten, welchen er mit Propositionen zu Napoleon gesendet hatte. Der Feldmarschall von Möllendorf, welcher von Friedrich Wilhelm III. über die Zumuthungen des Kaisers Alexander zu Rathe gezogen war, erwiderte: „Die Billigkeit und

der Anstand erheischen es, daß man vor Allem die Antwort des Kaisers Napoleon auf die Botschaft des Grafen Haugwitz abwarte, übrigens sei die preußische Armee noch nicht schlagfertig, und unter allen Umständen bedürfe man noch einer Frist von einigen Wochen.“ —

Haugwitz war schon vor der Schlacht von Austerlitz in dem Hauptquartier Napoleon's angekommen, hatte sich als Ueberbringer wichtiger Depeschen melden lassen, wurde aber von dem französischen Kaiser an dessen Minister gewiesen. — Napoleon kannte längst schon den geheimen Potsdamer Vertrag und wollte einige Zeit gewinnen. Hätte der preußische Minister sich nicht abweisen lassen, hätte er kühn und entschieden die Kriegserklärung seines Hofes wirklich ausgesprochen und diesen unter schnellster Berichtserstattung gedrängt, die Eröffnung des Feldzugs mit der äußersten Anstrengung zu beschleunigen, so würde die sogenannte Dreikaiserschlacht nicht geschlagen sein, der Krieg eine ganz andere Wendung genommen haben.

Acht Tage nach der Schlacht empfing Napoleon den Grafen Haugwitz in dem Schlosse zu Schönbrunn. Noch war die Lage der Coalirten keine verzweifelte. Die preußische Armee von 200,000 Mann war noch ungebraucht, eine englische Armee war in Hannover gelandet, die Russen marschirten so langsam zurück, daß sie verstärkt durch eine neue Armee unter Benningsen schnell wiederkehren konnten, Erzherzog Carl stand mit seiner aus Italien zurückkehrenden Armee schon bei Wien, — was würde ein energischer und patriotischer Staatsmann unter solchen Umständen gethan haben? Wenigstens hätte er die Ehre und die Interessen der Nation nicht geradezu blosgestellt. Haugwitz vergaß, daß er der Gesandte eines mächtigen, kriegsgerüsteten Staates war, welcher immer noch durch kräftiges Einschreiten das Schicksal Europa's zu be-

stimmen im Stande war, er spielte dafür lieber den glatten, höfelnden Schmeichler. — Die Kriegserklärung in seiner Tasche verwandelte sich zu einem Blatte aus dem Complimentirbuche, er wünschte „dem unüberwindlichen Sieger zu den frischen Lorbeeren Glück, die er selbst in rauher Winterszeit für sein Haupt zu pflücken verstanden hatte.“ — „Das Compliment, welches Sie mir da zum Besten geben,“ erwiderte Napoleon trocken, „war für Andere bestimmt; das Schicksal hat die Adresse verändert.“ — Später sagte er: „Es würde für Ihren Herrn ehrenvoller gewesen sein, mir offen den Krieg zu erklären, er hätte dadurch seinen Verbündeten einen Dienst erwiesen, denn ich würde mich dann wohl gehütet haben, eine Schlacht zu liefern.“ — Als nun Haugwitz von Verbündeten nichts wissen wollte, da Preußen ja neutral geblieben sei, holte der Kaiser eine Abschrift der Potsdamer Convention aus seinem Portefeuille, hielt sie dem Grafen vor die Augen und fragte barsch: „Kennen Sie dies Document, wodurch Preußen hinlänglich seine Gesinnung gegen Frankreich an den Tag legte? — Von Neutralität kann also keine Rede mehr sein.“ — Dann stieß er die heftigsten Vorwürfe und Drohungen gegen den preußischen Hof aus und betheuerte nun im Besitz der Macht zu sein, denselben gänzlich zu verderben. „Ihr Preußen,“ schloß er, „wollt mit aller Welt Bundesgenossen sein, es mit keinem verderben, das ist unmöglich, man muß sich für eine oder die andere Partei offen erklären. Doch ich will diese vorübergehende Uebereilung vergeben, jedoch nur unter Bedingungen, die Ihnen Talleyrand vorlegen wird.“ — Diese waren ein Bündniß zwischen Frankreich und Preußen, Abtretung von Cleve und Neufchatel an Frankreich, von Ansbach an Baiern, Besitznahme Hannovers durch Preußen, Garantie Preußens für die Vollziehung des Friedens Frankreichs mit Oesterreich. —

Haugwitz war nun mit seiner Kunst am Ende, er unterzeichnete am 15. December, grade an dem Tage, wo er dem französischen Kaiser die Kriegserklärung Preußens hatte eröffnen sollen, die Demüthigung Preußens, durch welche alte treue Provinzen weggegeben wurden um neue, die man einem alten Freunde und Bundesgenossen raubte, und das zu derselben Zeit, wo Hardenberg mit dem englischen Gesandten Lord Harrowsby einen Freundschaftstractat geschlossen und erklärt hatte, Preußen werde Hannover gegen Frankreich schützen.

Sobald dieser Schönbrunner Vertrag in Oesterreich bekannt wurde, schloß Kaiser Franz II. zu Preßburg (26. December) Frieden, denn er konnte ja nun nicht mehr auf Preußen rechnen. — Dieser Friede war das Ende des letzten vom deutschen Kaiser geführten Kriegs, in welchem das deutsche Reich unterging. Eigentlich existirte dies schon längst nur noch in dem Actenschranke des Regensburger Reichstags. Seine factische Nullität bewieß sich auch darin, daß die Churfürsten von Baiern und Würtemberg die Königskrone annahmen, und Baden zu einem Großherzogthum sich erheben ließ (1. Januar 1806).

Wie aber diese Ereignisse auf das deutsche Volk, dessen südliche Länder von dem französischen Heere besetzt blieben, einen tiefen, schmerzlichen Eindruck machten, denn Freiheit, Vermögen, Ehre, Leben war in die Hände der fremden Kriegsknechte gegeben, so ergriffen dieselben Gefühle auch Stein auf das Tiefste. Die Ereignisse hatten seine Mitwirkung unmittelbar in Anspruch genommen. Voll glühenden Hasses gegen Frankreich und Napoleon war er eifrig für den Krieg, und bot als Finanzminister alle Mittel einer besonnenen gründlichen und nachhaltigen Finanzkunst auf, um dem König den freien Gebrauch seiner Macht möglich zu machen. Er machte durch eine Cabinetsordre dazu aufgefordert eine eben so

ausführliche, als vortreffliche Denkschrift, (9. October 1805), über die Herbeischaffung der auf dreißig Millionen veranschlagten Kosten eines einjährigen Feldzugs, durch Benutzung des Schatzes bis zu einer gewissen Höhe, durch Ausgaben von fünf Millionen zinsloser Schatzkammerscheine, durch Einlieferungen von Naturalien zu bestimmten Preisen, so wie durch Anleihen in Leipzig und Cassel.

Zur Deckung der Zinsen dieser Anleihen traf er vortreffliche, das Land durchaus nicht drückende, sondern dessen Wohl, so wie das Wohl der Individuen, der Gewerbtreibenden, wie des Landbebauers und des Kauf- und Handelsmanns fördernde Einrichtungen. Solche waren: Gleichheit der Verzehrungsabgaben und Verbrauchssteuer im ganzen Staate, Aufhebung der Beschränkung des Verkehrs zwischen Stadt und Land, so wie des Gewerbezwangs, Abschaffung vieler Mißbräuche in der Accise. Durch Einführung von Allem diesen wurde eine bedeutende jährliche Mehreinnahme nachgewiesen, welche dem Schuldentilgungsfonds zufloß, wodurch die Abwickelung der neuen, wie der unter der vorigen Regierung gemachten alten Schuld von zwei und zwanzig Millionen Thaler möglich gemacht wurde. —

Die Maßregel, Schatzkammer- oder Tresorscheine einzuführen, fand den lebhaftesten Widerspruch und viele Anfeindungen. Man setzte ihr entgegen, daß diese Scheine gar nicht fundirt und leicht nachzumachen wären, daß sie eine unsichere Aussicht der Realisation gewähren, daß sie nicht in kleineren Theilen, als zu fünf Thalern gebraucht werden könnten. Stein's Ansichten über die Nothwendigkeit, dies Staatspapier in Umlauf zu setzen, sind in dem königlichen Edict vom 4. Februar 1806 enthalten.

Es wurden fünf Millionen in Tresorscheinen in Umlauf gesetzt, die bald auf zehn Millionen erhöht wurden, da der Krieg nahe in Aussicht stand. Nach Haugwitz's Rückkehr von Wien, da

Frieden zu erwarten war, sollten sie wieder eingewechselt werden, und auf Stein's Antrag wurden durch die Comptoire der Bank und Seehandlung in verschiedenen Städten Einlösungs-Cassen gebildet, welche zwar während des Kriegs 1806 und 1807 verschwanden, indessen wurden die Tressorscheine auch später bei den königlichen Cassen zum Nennwerthe angenommen.

Eine bedeutende Veränderung der Bank und Seehandlung war in dieser Zeit gleichfalls das Werk Stein's. Beide Institute waren unter dem Minister Schulenburg so schlecht organisirt und durch unehrliche Beamte so betrügerisch verwaltet, ja gradezu bestohlen worden, daß er, um den Geschäftsgang gründlich zu verbessern, die Uebersicht zu vereinfachen und bei den täglichen Geschäften Schnelligkeit und Genauigkeit zu vereinigen, sie beide mit einander verschmolz. Durch überaus strenge Instructionen, welche alle Cassenbeamten erhielten, so wie durch die strengsten Strafen bei Uebertretung derselben, mehr aber noch durch die Berufung des Kopenhagener Bankdirectors Niebuhr suchte er der neuen Anstalt zur Beförderung des Nationalreichthums gründlich aufzuhelfen.

Haugwitz hatte den von ihm geschlossenen Schönbrunner Vertrag, gegen welchen, vorzüglich des Ländertausches wegen, das preußische Ehr- und Rechtsgefühl sich empören mußte, als unwillkommnes Weihnachtsgeschenk nach Berlin gebracht (25. Decbr.). Er ward mit Unwillen empfangen, erhielt vom König harte Vorwürfe, hörte von der Königin sehr bittere Worte und ward im Vorzimmer mit großer Geringschätzung behandelt. Wir wollen hier die weitere Geschichte der preußischen Politik nicht im Speciellen anführen, wie Haugwitz' Sendung nach Paris, welche den Schönbrunner Vertrag ermäßigen sollte, statt dessen jedoch nur einen noch härteren herbeiführte, das Verfahren Englands und Schwedens gegen Preußen, und andere derartige Dinge mehr — wir

wollen eben nur anführen, daß ein lebhafter Unwille über die Ungeschicktheit der preußischen Diplomatie und die dadurch herbeigeführte unglückliche Stellung Preußens das Herz aller Vaterlandsfreunde erfüllte.

Dieser Unwille sprach sich allgemein aus, aber es gab keine gesetzliche Einrichtung, diese Stimmung vor das Ohr des Königs zu bringen. Und, so groß auch der Unwille und der verbissene Zorn der Edlern und Feinsichtigern waren, welche sahen, wie der preußische Staat dem Verderben ohne Rettung zugeführt werde, sie gaben dennoch die Hoffnung nicht auf, daß er, durch ein Fegefeuer geläutert, seinen hohen Beruf, Deutschland eine große Zukunft zu bereiten, welche Oesterreich aufgegeben hatte, erfüllen werde. Zu diesen unerschütterten, in ihrem Glauben feststehenden Seelen gehörte vor allem Stein.

Er hatte so lange als möglich die Hoffnung auf ein kräftiges Eingreifen Preußens getheilt, seine Freunde dadurch beruhigt, daß er auf die mancherlei Hindernisse, die demselben im Wege ständen, hinwies, und indem er das Unabänderliche als Bestimmung einer weisen, allwaltenden Vorsehung aufnahm, treu seine Pflichten erfüllt und Andere dazu aufgemuntert. „Man muß auf die großen Beispiele aus der Geschichte zurückblicken und Vertrauen auf die Vorsehung haben", schrieb er an Vincke. Er ließ den Gesinnungen, Grundsätzen und der Arbeitsamkeit des Ministers Hardenberg in dieser schwierigen Zeit alle Gerechtigkeit widerfahren. Er hielt die Besetzung Hannovers für nothwendig, wenn auch die Mittel der Erwerbung nicht gebilligt werden könnten. Er schrieb, als Haugwitz nach Paris gesendet wurde, an den über diese Mission, so wie über das Verhalten Preußens überhaupt unwilligen Präsidenten Vincke in Münster: (3. Jan. 1806) „Ihr Unwille über die gegenwärtige Lage der öffentlichen

Angelegenheiten wird sich hoffentlich durch folgende Betrachtungen etwas mildern. Hätte eine große, moralische und intellectuelle Kraft unsern Staat gelenkt, so würde sie die Coalition, ehe sie den Stoß, der sie bei Austerlitz traf, erlitten, zu dem großen Zwecke der Befreiung Europa's von der französischen Uebermacht geleitet und nach ihm wieder aufgerichtet haben. Diese Kraft fehlte. Ich kann Dem, Dem sie die Natur versagte (dem Könige) so wenig Vorwürfe machen, als sie mich anklagen können, nicht Newton zu sein; ich erkenne hierin den Willen der Vorsehung und es bleibt nichts übrig, als Glaube und Ergebung. Hannover wird occupirt und administrirt. Sie denken sich den Fall, daß wir die Ereignisse benutzen und Hannover mit unserm Staate vereinigen. Es ist aber anders. Bonaparte hat Hannover besetzt und will es schlechterdings England im Frieden nicht zurückgeben. Oesterreich hat es für den Churfürsten von Salzburg gefordert, diesem aber hat es Bonaparte abgeschlagen und uns angeboten. Wir occupiren und administriren bis zum Frieden, wo es uns angeboten wird. Soll Preußen diese Vergrößerung, welche es abrundet, mit Menschen und Einkommen verstärkt, von sich stoßen? Soll es diesen Angriffspunkt für England, der seine eigene Sicherheit gefährdet, in demselben Zustande lassen? Was soll geschehen? Soll der Krieg im nördlichen Deutschland fortgehen, die alliirten Truppencorps (Russen, Engländer und Schweden hatten damals Hannover besetzt) zerstört oder in das Meer gesprengt werden? — Gesetzt, aber nicht eingeräumt, Ihr Unwille sei gegründet, wird dadurch Ihr Mißmuth und Ihre Abspannung gerechtfertigt? Hat die preußische Monarchie kein Interesse für Sie, als Ihre subjective Beziehung auf den Machthaber? In welchem Verhältniß steht dieser Staat zu Deutschland, zu der europäischen Civilisation? Ist sein Dasein gleichgültig? Ist er der Vered-

lung der Menschheit nachtheilig? Welchen Contrast macht unser beständiges Murren über die Regierung mit der Anhänglichkeit des Oesterreichers an seinen Monarchen, der einen Krieg unbesonnen angefangen, feig geendet?" u. s. w.

Stein änderte diese Ansichten nach dem Pariser Vertrage vom 25. Februar. Die Schmach dieses Schrittes, die Besitznahme der alten Provinzen durch die Franzosen, der Ruin des preußischen Handels durch den Krieg mit England, der Austritt Hardenberg's aus dem Ministerium, ergriffen Niemand mit solcher Heftigkeit als Stein. Die Hoffnung auf eine ehrenvolle Stellung Preußens, Freund und Feind gegenüber, schwand ihm gänzlich, und er hielt es für seine Pflicht, dem Könige den Abgrund zu zeigen, an welchen der Staat angekommen war. Er schrieb eine Denkschrift: „Darstellung der fehlerhaften Organisation des geheimen Cabinets und der Nothwendigkeit der Bildung einer Ministerialconferenz," — und begleitete sie mit folgendem Schreiben:

„An des Königs Majestät!

Die Stelle eines Staatsministers, welche Ew. Königl. Majestät mir unter'm 27. October 1804 anvertraut haben, legt mir die Pflicht auf:

„über wichtige allgemeine Angelegenheiten der Monarchie mit Freimüthigkeit und Unbefangenheit Höchstselben meine Meinung vorzutragen und mein Gutachten abzugeben."

Dieser Pflicht entledige ich mich in dem anliegenden Memoire, das die Mängel der gegenwärtigen Regierungsverfassung darstellt, und dessen Inhalt ich Ew. Königl. Majestät zu beherzigen und Selbst, ohne Theilnahme anderer, zu prüfen bitte.

Persönliche Bewegungsgründe zu dem Schritte, welchen ich

thue, habe ich nicht; in meiner bisherigen Geschäftsführung erhielt ich nur Beweise des Zutrauens Ew. Majestät; — Vortheile aus der möglichen Annahme meiner Vorschläge kann ich nicht erwarten, da ich hiermit mein Ehrenwort verpfände, alle diejenigen, so mir auf irgend eine Weise dadurch zufließen könnten, abzulehnen, Nachtheile aber kann der Schritt, zu welchem ich mich entschlossen, für mich haben, indem er mir vielleicht das Mißfallen Eurer Majestät zuzieht und mich nöthigt, meine Entlassung nachzusuchen. Ich glaube mich von allen persönlichen Absichten frei, und halte es für Pflicht, in meinen Dienstverhältnissen Ew. Königl. Majestät über die wichtigsten Angelegenheiten der Monarchie mit Freimüthigkeit meine Meinung zu äußern, die Folgen aber dieser Art, zu handeln, von der Vorsehung mit Gelassenheit zu erwarten, in deren Hand das Schicksal der Regenten und der Staaten und des geringsten ihrer Bewohner ist.

Zu der Untersuchung des Zustandes dieser Monarchie wird jeder bedeutende öffentliche Beamte aufgefordert durch die Gefahr, die sie bedroht, ihre Selbstständigkeit und die ergiebigsten Quellen des Nationalreichthums zu verlieren, und durch den Unwillen der Nation über den Verlust ihres alten wohlerworbenen Ruhmes."

Wenn schon der Ton dieser Zuschrift den König befremdete, welcher nur militairische Disciplin und Subordination auch in den Angelegenheiten des Civildienstes sich gegenüber gestattete und seine Umgebungen gewöhnt hatte, nur wenn sie gefragt wurden zu sprechen, so mußte die freimüthige, ungeschminkte, offene und männliche Sprache der Denkschrift seinen ganzen Willen herausfordern, in welcher Stein ohne allen Rückhalt die innere Zerrüttung des Staates aufdeckte, der keine Verfassung habe, der durch ein Cabinet unfähiger und verderbter Günstlinge, welche er namhaft machte, regiert werde und an den Rand des Abgrundes gebracht worden sei;

daß aber der Minister sich sogar erkühnt hatte, den Unwillen der Nation als eine nicht zu verachtende Macht zu bezeichnen, wurde ihm, selbst nachdem diese Macht zur Rettung des Staates und Thrones aufgerufen war und sie vollbracht hatte, niemals vergeben. Der wesentliche Inhalt jener berühmten, obwohl lange im Verborgenen gehaltenen Denkschrift ist aber der folgende.

„Der preußische Staat hat keine Staatsverfassung, die oberste Gewalt ist nicht zwischen dem Oberhaupte und den Stellvertretern der Nation getheilt. Er ist ein sehr neues Aggregat vieler einzelnen, durch Erbschaft, Kauf, Eroberung zusammengebrachten Provinzen. Die Stände dieser Provinzen sind örtliche Corporationen, denen eine Mitwirkung bei der Provinzialvertretung anvertraut ist, die aber nur örtliche und nicht allgemeine Verhältnisse zu beurtheilen und zu leiten berechtigt sind, wenn nicht der Gang der allgemeinen Angelegenheiten gelähmt und irre geleitet werden soll. Da der preußische Staat keine Staatsverfassung hat, ist es um so wichtiger, daß seine Regierungsverfassung nach richtigen Grundsätzen gebildet sei, und da er eine solche besitzt, da sie nur durch den Lauf der Zeit untergraben worden, so ist es nothwendig, sie in einer dem gegenwärtigen Zustande der Dinge angemessenen Form wieder herzustellen." Nachdem auf die mangelhafte Vertheilung der verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung aufmerksam gemacht, und Friedrich Wilhelm's I. Verdienst, als Gründers des Generaldirectoriums, angeführt worden ist, fährt das Memoire fort: „Friedrich der Große regierte selbstständig, verhandelte und berathschlagte mit seinen Ministern schriftlich und durch Unterredung, führte durch sie aus; seine Cabinetsräthe schrieben seinen Willen nieder und waren ohne Einfluß. Er besaß die Liebe der Nation, die Achtung seiner Bundesgenossen, das Zutrauen seiner Nachbarn.

Friedrich Wilhelm II. regierte unter dem Einflusse eines Fa-

voriten (Bischofswerder) und seiner Umgebungen, sie traten zwischen den Thron und seine ordentlichen Rathgeber.

Gegenwärtig verhandelt, berathschlagt, beschließt der Regent mit seinem Cabinet, mit dem, demselben affiliirten, Grafen Haugwitz, und seine Minister machen Anträge, und führen die, in jener geheimen Versammlung gefaßten Beschlüsse aus. Es hat sich also unter der jetzigen Regierung eine neue Staatsbehörde gebildet und es fragt sich: ist diese Anstalt nützlich? und ersetzt die Güte ihrer persönlichen Zusammensetzung das Unvollkommene der Einrichtung selbst? Diese neue Staatsbehörde hat kein gesetzliches und öffentlich anerkanntes Dasein; sie verhandelt, beschließt, fertigt aus in der Gegenwart des Königs und im Namen des Königs. Sie hat alle Gewalt, die endliche Entscheidung aller Angelegenheiten, die Besetzung aller Stellen, aber keine Verantwortlichkeit, da die Person des Königs ihre Handlungen sanctionirt. Den obersten Staatsbeamten bleibt die Verantwortlichkeit der Anträge, die Ausführung, die Unterwerfung unter die öffentliche Meinung.

Alle Einheit unter den Ministern selbst ist aufgelöst, da sie unnütz ist, da die Resultate aller ihrer gemeinschaftlichen Beschlüsse von der Zustimmung des Cabinets abhängen. Diese Abhängigkeit von Subalternen, die das Gefühl ihrer Selbstständigkeit zu einem übermüthigen Betragen verleitet, kränkt das Ehrgefühl der obersten Staatsbeamten; man schämt sich einer Stelle, deren Schatten man nur besitzt, da die Gewalt selbst das Eigenthum einer untergeordneten Influenz geworden ist. Wird der Unwille des beleidigten Ehrgefühls unterdrückt, so wird mit ihm das Pflichtgefühl abgestumpft und diese beiden kräftigen Triebfedern der Thätigkeit der Staatsbeamten gelähmt. Der Geist des Dienstgehorsams verliert sich bei den Untergebenen der obersten Vorsteher des Departements, da ihre Ohnmacht bekannt ist, und jeder, der den Götzen des Tages

nahe kommen kann, versucht sein Heil bei ihnen und vernachlässigt seine Vorgesetzten.

Der Monarch selbst lebt in gänzlicher Abgeschiedenheit von seinen Ministern, er steht mit ihnen weder in unmittelbarer Geschäftsverbindung, noch in der besondern Correspondenz; eine Folge dieser Lage ist Einseitigkeit in den Eindrücken, die er erhält, in den Beschlüssen, die er faßt, und Unabhängigkeit von seinen Umgebungen. Diese Einseitigkeit in den Ansichten und Beschlüssen ist eine nothwendige Folge der gegenwärtigen Einrichtung des Cabinets, wo alle innern Angelegenheiten nur durch einen und denselben Rath vorgetragen werden, der mit den verwaltenden Behörden in keiner fortdauernden Verbindung steht und dem die Geschäfte nur bei einzelnen Veranlassungen, sehr oft nur durch einzelne Berichte eines einzigen Ministers zukommen.

Man vermißt also bei der neuen Cabinetsbehörde gesetzliche Verfassung, Verantwortlichkeit, genaue Verbindung mit den Verwaltungsbehörden, und Theilnahme an der Ausführung. Da sich nun aus diesen Betrachtungen das Fehlerhafte der Einrichtung der neuen Staatsbehörde des Cabinets ergiebt, so entsteht die Frage: mildert ihre persönliche Zusammensetzung das Fehlerhafte ihrer Einrichtung? Das Cabinet, insofern es sich nicht auf die Militairverwaltung bezieht, besteht aus den beiden Cabinetsräthen Beyme und Lombard und dem mit ihnen vereinigten und von ihnen abhängigen Minister, Grafen Haugwitz. Der Geheime Cabinetsrath Beyme besaß als Kammergerichtsrath Achtung wegen seines graden, offenen Betragens, seiner gründlichen und gesunden Beurtheilung, seiner Arbeitsamkeit. Er besitzt Kenntnisse der Rechtsgelehrsamkeit; mit den zur Leitung der innern Staatswirthschaft nöthigen Kenntnissen ist er nicht im Mindesten vertraut. Das neue Verhältniß, in welches er als Cabinetsrath trat, machte ihn übermüthig und absprechend;

die gemeine Aufgeblasenheit seiner Frau war ihm nachtheilig, seine genaue Verbindung mit der Lombard'schen Familie untergrub seine Sittenreinheit, seine Liebe zum Guten und verminderte seine Arbeitsamkeit. Der Geheime Cabinetsrath Lombard ist physisch und moralisch gelähmt und abgestumpft, seine Kenntnisse schränken sich auf französische Schöngeisterei ein, die ernsthaften Wissenschaften, die die Aufmerksamkeit des Staatsmannes und des Gelehrten in Anspruch nehmen, haben diesen frivolen Menschen nie beschäftigt. Seine frühzeitige Theilnahme an den üppigen Gelagen der Rietzischen Familie haben sein moralisches Gefühl erstickt und an dessen Stelle eine vollkommene Gleichgiltigkeit gegen das Gute und Böse gesetzt. In den unreinen und schwachen Händen eines französischen Dichterlings von niederer Herkunft, eines Roués, der mit der moralischen Verderbtheit eine gänzliche physische Lähmung und Hinfälligkeit verbindet, der seine Zeit in dem Umgang mit leeren Menschen bei Spiel und Polissonerien (Gemeinheiten) vergeudet, ist die Leitung der diplomatischen Angelegenheiten dieses Staates in einer Periode, die in der neuern Staatsgeschichte nicht ihres Gleichen findet.

Das Leben des, mit dem Cabinet affilirten Ministers v. Haugwitz ist eine ununterbrochene Folge von Verschrobenheiten, oder von Aeußerungen von Verderbtheit. In seinen academischen Jahren behandelte er die Wissenschaften leicht und unkräftig, sein Betragen war süßlich und geschmeidig. Er folgte dann den Thoren, die vor dreißig Jahren das Kraft-Geniewesen trieben, strebte nach dem Nimbus der Heiligkeit, welcher Lavater umgab, ward Theosoph, Geisterseher und endigte mit der Theilnahme an den Gelagen der Rietz, an den Intriguen dieser Frau, verschwendete die dem Staate gehörige Zeit am L'hombre-Tische, und seine Kräfte in sinnlichen Genüssen jeder Art. Er ist gebrandmarkt mit dem Namen eines listigen

Verräthers seiner täglichen Gesellschafterin (der Gräfin Lichtenau), eines Mannes ohne Wahrhaftigkeit und eines abgestumpften Wollüstlings.

Die Zusammensetzung des Cabinets ersetzt also nicht durch seine Eigenschaften das Fehlerhafte der Einrichtung selbst, und eine nothwendige Folge der Unvollkommenheit der Einrichtung und der Auswahl der Personen ist: das Mißvergnügen der Bewohner dieses Staates über die gegenwärtige Regierung, und die Nothwendigkeit einer Veränderung.

Es ist demnach nothwendig, daß eine unmittelbare Verbindung zwischen dem Könige und den obersten Staatsbeamten wieder hergestellt werde, daß die Personen, welche den Vortrag der Staatsgeschäfte zur endlichen Entscheidung bei dem Könige haben, gesetzlich und öffentlich hiezu berufen, ihre Versammlungen zweckmäßig organisirt und mit Verantwortlichkeit versehen werden." Nach Stein's Entwurfe sollten: 1) das Kriegswesen; 2) die auswärtigen Verhältnisse; 3) die allgemeine Landespolizei (das Innere); 4) das öffentliche Einkommen, (die Finanzen); 5) die Rechtspflege in Zukunft besondere Ministerien bilden und die Minister in wichtigeren Angelegenheiten persönlichen Vortrag bei dem Könige haben. Der Geschäftskreis des Staatsraths sollte ebenfalls neu organisirt werden.

„Eine gänzliche Umschmelzung der Geschäftsformen," heißt es dann weiter, „erfordert eine Veränderung mit den Personen, welchen die Staatsverwaltung anvertraut ist. Die gegenwärtigen Mitglieder des Cabinets werden sich das untergeordnete Verhältniß, welches ihnen bestimmt ist, entweder nicht gefallen lassen, oder es untergraben, und hiezu den Einfluß, den Gewohnheit, Kenntniß der Individualität (des Königs) und Geschäftserfahrung giebt, benutzen. Die neuern Ereignisse, wo wir feierlich sanctionirte Verträge im Augenblick der Erfüllung umgangen und bald darauf umgestoßen

sahen, sind ein fürchterlich belehrendes Beispiel, wie nothwendig es ist, Personen zu ändern, wenn man Maßregeln ändern will. Die neue Staatsverwaltung kann auch nur durch die Entfernung der Mitglieder der alten Zutrauen erlangen, da diese in der öffentlichen Meinung sehr tief gesunken und zum Theil mit Verachtung gebrandmarkt sind.

Sollten Se. Königl. Majestät sich nicht entschließen, die vorgeschlagenen Veränderungen anzunehmen, sollten Sie fortfahren unter dem Einflusse des Cabinets zu handeln, so ist es zu erwarten, daß der preußische Staat sich entweder auflöst, oder seine Unabhängigkeit verliert, und daß die Achtung und Liebe der Unterthanen ganz verschwinde.

Die Ursachen und Menschen, die uns an den Rand des Abgrundes gebracht, werden uns ganz hineinstoßen; sie werden Lagen und Verhältnisse veranlassen, wo dem redlichen Staatsbeamten nichts übrig bleibt, als seine Stelle, mit unverdienter Schande bedeckt, zu verlassen, ohne helfen zu können oder an den sich alsdann ereigenden Verworfenheiten Theil zu nehmen.

Wer mit Aufmerksamkeit die Geschichte der Auflösung Venedigs, des Falls der französischen und sardinischen Monarchie liest, der wird in diesen Ereignissen Gründe finden zur Rechtfertigung der traurigsten Erwartungen.

April 1806. Stein."

Stein theilte die Denkschrift dem Minister von Schrötter mit, welcher mehrere der kräftigsten Stellen strich. Von diesem erhielt sie der beim König sehr beliebte General Rüchel, welcher damals das preußische Besatzungsheer in Hannover befehligte und ein vorzügliches Mitglied der antifranzösischen Partei war. Der Schluß eines Briefes, den Stein zu derselben Zeit ihm schrieb,

lautete: „Ich wünsche, daß Eure Excellenz durch die gegenwärtige verwickelte Lage der Angelegenheiten veranlaßt herüber kämen, um dem Könige die Nothwendigkeit der Veränderung von Maßregeln und Personen darzustellen. Ich werde zu gleicher Zeit Eurer Excellenz ein Schreiben an den König übergeben, worin ich ihn um meine Entlassung bitte, im Fall er nicht die verabredeten Vorschläge annimmt: der höchste Grad des Unverstandes ist, das Werkzeug der Verworfenheit Anderer zu werden." Zuletzt übergab Stein die Denkschrift der Königin, um sie sicher zu eignen Händen des Königs gelangen zu lassen. Sie blieb jedoch, wenigstens für diesmal, ohne Erfolg und wurde nur mit einem ungnädigen Schweigen abgefunden.

Nach der Lage, in welche sich die Krone Preußen durch ihre unselige Politik versetzt hatte, und bei der großen Entkräftung Oesterreichs war die Unabhängigkeit Deutschlands nur noch ein Schatten. Das heilige römisch-deutsche Reich war längst zum Kinderspotte geworden, man verglich es, seitdem Napoleon ihm noch einige gekrönte Häupter zugeführt, mit einem Kartenhause, welches nur darauf wartete, daß der Kaiser in Paris sich den Spaß mache, es umzublasen. — Dies geschah am 12. Juli 1806. An diesem Tage unterzeichneten 16 deutsche Fürsten, unter ihnen die Könige von Baiern und Würtemberg, — die Großherzoge von Baden und Berg (Mürat), Hessendarmstadt, Nassau, mehrere kleinere Fürsten eine Acte, in welcher sie in dem Rheinbunde unter dem Protectorat des französischen Kaisers zusammentraten, also sich zu Vasallen desselben erniedrigten, und am 1. August erklärten jene Fürsten und der französische Gesandte Bacher, — auch ein Deutscher, der altersgrauen Reichsversammlung zu Regensburg, „daß weder Napoleon, dessen Absichten sich stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend gezeigt hätten, noch sie von der

Existenz eines Kaisers von Deutschland und einer deutschen Reichsconstitution fernerhin Kenntniß nehmen würden.“ Franz II. legte nun das Reichsscepter nieder und nahm seinen vor zwei Jahren schon geschaffnen Titel eines Erbkaisers Franz I. von Oesterreich an. Also seit Carl der Große es gestiftet, ging im Ein tausend und sechsten Jahre das heilige römische deutsche Reich unter. Auf den Straßen aber sang man:

So ward das heilige römische Reich
In Regensburg verbachert
Und von den Fürsten Groß und Klein
In Regensburg verschachert.

Die Fürsten des Rheinbundes aber mediatisirten d. h. erklärten zu ihren Unterthanen alle reichsunmittelbaren Grafen und Herrn, welche in ihren Ländern lagen. So verloren auch die Herren vom Stein, welche durch Lehnbriefe und Kauf die Landeshoheit in bürgerlichen, peinlichen und in Kirchensachen auf ihren Besitzungen in Nassau erworben hatten, diese landesherrlichen Rechte und wurden Unterthanen dieses Herzogthums.

In Berlin befand man sich über die am 12. Juli in Paris unterzeichnete Rheinbundesacte, so wie über alle in den vorhergehenden Monaten getroffenen Arrangements zur Auflösung des deutschen Reichs vollkommen im Unklaren. Preußen war so tief in der Meinung Napoleons gesunken, daß es die Sache auf dem Wege der öffentlichen Blätter eher erfuhr, als der französische Kaiser sie ihm mittheilen ließ. Fast gleichzeitig besetzte Mürat die Abteien Essen und Verden in der Grafschaft Mark unter dem Vorwande, daß diese zu dem ihm überwiesenen Herzogthum Cleve gehörten, und Frankreich erkannte dessen Ansprüche als begründet (Mai 1806). Eine weitere empfindliche Geringschätzung gegen die Krone Preußen lag darin, daß Napoleon die Festung

Wesel, welches zwar an das Großherzogthum Berg abgetreten war, gegen sein Versprechen mit Frankreich vereinigte, daß er Fulda, welches dem Fürsten von Oranien, dem Schwager Friedrich Wilhelms III. gehörte, mit Berg vereinigte. Aber damit war das böse Spiel, welches Napoleon gegen Preußen trieb, noch lange nicht zu Ende. — Als Preußen den Rheinbund gegen sich geschlossen betrachtete, gab der französische Gesandte de la Forêt dem Minister Haugwitz zu verstehen: „sein Kaiser werde nichts dagegen haben, wenn Preußen die nicht zum Rheinbunde gehörigen Staaten zu einem norddeutschen Bunde vereine, ließ auch zum zweiten Male Friedrich Wilhelm III. aufmerksam machen, die Dynastie Hohenzollern zur Kaiserwürde von Norddeutschland zu erheben. Während Preußen einen solchen Bund verhandelte, rieth Napoleon Sachsen und Hessen dringend vom Beitritt ab, ja er untersagte ihn den Hansestädten völlig. Als nun vollends der preußische Gesandte in Paris, der Marchese Lucchesini entdeckt hatte, daß Napoleon, um einen Frieden mit England zu ermöglichen, diesem das Preußen kaum erst aufgezwungene Hannover, um Rußland zu gewinnen, demselben Preußisch-Polen angeboten habe, da erfüllte den König diese Treulosigkeit mit tiefer Entrüstung, und von dem Augenblicke an gab er der Kriegspartei Gehör und suchte neue Verbindungen mit Rußland, England und Schweden zu schließen. Nach Rußland ward der Herzog von Braunschweig gesendet, um den Kaiser Alexander über das Benehmen Preußens im vorigen Jahre zu besänftigen. Bei dieser Gelegenheit war es, wo die russische Regierung ihre Entrüstung über die preußische Politik äußerte: „Das Cabinet des Königs Friedrich Wilhelm III. legt eine merkwürdige Geschicklichkeit an den Tag, von einem Bündnisse plötzlich zu dem rein entgegengesetzten überzugehen. Heute ist es für Rußland und Oesterreich, morgen für

Frankreich; es ist weder kalt, noch warm, weder aufrichtiger Freund noch entschlossener Feind, und mit den besten Eigenschaften ausgerüstet, ist es doch dahin gekommen, sich allen Mächten zu entfremden." Dennoch, obgleich Rußland durch Oubril in Paris mit Napoleon Unterhandlungen pflog (20. Juli), brach es diese ab, sobald es die Wendung der Politik in Berlin erfuhr, und bot Preußen seine kräftigste Unterstützung an, wenn es die Schmach von Austerlitz mit dem Heere Friedrichs des Großen rächen wolle; auch Schweden und England stellten das gute Einvernehmen mit Preußen wieder her. Nur Oesterreich, durch die preußische Poitlik vor und nach der Schlacht bei Austerlitz zu tief gekränkt, lehnte jede Verbindung ab.

In einem Cabinetsrath, welchen man bald nach Lucchesini's Hiobsposten aus Paris hielt (10. August), faßte man den Beschluß, die gesammte Armee unverzüglich auf den Kriegsfuß zu bringen und nach der westlichen Gränze zu in Bewegung zu setzen, die Festungen zu armiren und zu verproviantiren, überhaupt aber Vorbereitungen zu treffen, um mit einem Heere von 200,000 Mann binnen wenigen Wochen einen Angriffskrieg gegen Frankreich zu beginnen. Aber die Aufstellung, Versorgung und Ergänzung des Heeres erfolgte unter dem Einflusse veralteter Formen und Bedürfnisse langsamer, als erforderlich, die ostpreußischen Truppen wurden gar nicht herbei gezogen, man hatte sich zwar mit Sachsen und Churhessen verbündet, aber nur die sächsischen Truppen erschienen später, denn der Churfürst von Hessen erklärte sich hier neutral, und die Friedenspartei bot immer noch Alles auf, um den Zusammenstoß zwischen beiden Reichen zu vermeiden, was ebenfalls Lähmung und Zwiespalt in die Vorbereitungen brachte. Eine von den Prinzen und einer Anzahl Generale, sowie auch von Stein

unterzeichnete Denkschrift, welche am 7. September dem Könige übergeben ward, in welcher eine offene Darstellung der mißlichen Lage des Staates, sowie eine Angabe der Mittel zur möglichen Abhilfe enthalten war, wurde sehr ungnädig aufgenommen.

Die Ereignisse traten bald mit unerwarteter Schnelligkeit ein.

Vierter Abschnitt.

1806 (September) bis 1807 (September).

Diplomatischer Verkehr. — Preußens Heerverfassung und Feldherrn. — Beginn des Kriegs. — Jena und Auerstädt (14. Octbr.) — Stein rettet Geldvorräthe von Berlin nach Preußen. — Ministerielle Zustände. — Stein lehnt das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ab. — Stein gegen Beyme. — Vorschläge zu einem Ministerconseil. — Zornbrief des Königs. — Ungnade. — Stein in Nassau. — Preußens Schmach und Erniedrigung. — Tilsit. — Napoleon empfiehlt Stein. — Wiederberufung. — Prinzessin Luise und Hardenberg an Stein. — Rückkehr. —

Trotz aller kriegerischen Maßregeln, welche man seit dem 10. August 1806 in Preußen traf, und welche so ziemlich einer Herausforderung gegen Frankreich gleich sahen, trugen doch die ersten diplomatischen Noten des außerordentlichen Gesandten in Paris, General Knobelsdorf, nichts weniger, als ein kriegerisches Gepräge; auch in Frankreich schien man nicht an einen Krieg gegen Preußen zu denken; — man schien sich gegenseitig dupiren zu wollen; man rüstete von beiden Seiten und wechselte freundschaftliche Noten. Während Knobelsdorf nach Hause schrieb: „Napoleon denke an keinen Krieg," concentrirte sich die preußische Armee in Thüringen, während man in Berlin erwartete, der französische Kaiser werde

darüber auf diplomatischem Wege eine Erklärung fordern, schwieg dieser, aber er handelte. Seine Armeecorps waren im vollen Marsche nach dem Rhein, um die in Deutschland stehenden Truppen zu verstärken. — Napoleon aber hatte dadurch einen großen Vorsprung gewonnen, und zugleich Unsicherheit in die Entschlüsse des Königs, Uneinigkeit in seine Umgebung, Verwirrung und Uebereilung in die militairischen, Verzögerung in die diplomatischen Vorbereitungen zum Kriege gebracht, denn erst jetzt (16. Septbr.) ging der General Krusemark nach Petersburg, um den Marsch der russischen Hilfstruppen zu beschleunigen. — Am 1. October ging das preußische Ultimatum nach Paris: „Preußen wolle, daß alle französischen Truppen bis zum 8. October über den Rhein zurückgehen sollten, daß Wesel sofort von Frankreich wieder getrennt würde, und dieses die Abteien Essen, Verden und Elten an Preußen herausgebe."

Die preußische Armee, unter dem greisen Herzog Ferdinand von Braunschweig, war in zwei große Abtheilungen zwischen Erfurt, Weimar und Jena gruppirt. Der Fürst Hohenlohe, die Generale Blücher und Rüchel waren die Befehlshaber der Flügel. Der letztere, eine aus lauter Preußenthum concentrirte Säure, wie Klausewitz sagt, war der vorzüglichste Repräsentant der militairischen Zeit Friedrich's des Großen. Sonst waren alle Generale, welche einzelne Heerhaufen befehligten, lauter Männer mit altersgrauem Kopfe, ohne alle Kenntniß der neuen Kriegskunst. Die ganze obere Leitung war ohne Geist. In den Kriegsanstalten, in den Plänen der Feldherren war überall Mangel an Ordnung, Umsicht, Einheit. Während Napoleon nach seinem Kriegsplan, den er mit außerordentlicher Schnelligkeit und Genialität entworfen hatte, der preußischen Armee das Schicksal Mack's bereiten, d. h. sie umgehen und vernichten wollte, stritt man sich in dem Hauptquartiere zu Erfurt noch, ob man angriffsweise oder vertheidigungsweise verfahren sollte, wenn es zum

Kriege käme. Jeder General hielt sich für befähigter als den Herzog von Braunschweig, das Obercommando zu führen. Der König hatte in Kriegssachen keine Autorität und ließ sich bald von diesem, bald von jenem bestimmen. In dem Hauptquartiere befand sich die ganze Berliner Hofparteiwirthschaft, wie Haugwitz, Lombard rc., wo sie, in dem Mittelpunkte der militairischen Operationen, durch Partei- und Intriguenwirthschaft und Rathgeberei aller Art, die Verwirrung, die schon durch die Uneinigkeit des Herzogs von Braunschweig und des Fürsten von Hohenlohe groß genug war, noch vergrößerte. —

Am 6. October ließ Napoleon sein Kriegsmanifest und eine entflammende Proclamation an sein Heer erscheinen, und, um Preußen zu verhöhnen, erließ er den Befehl, die Feindseligkeiten an demselben Tage zu beginnen, welchen die preußische Forderung für den Rückzug der Franzosen als letzten Termin (8. October) angesetzt hatte. Das preußische Kriegsmanifest erschien den 7. October. Es kam aus der Feder des Publicisten Gentz, war über alle Begriffe taktlos und compromittirte Preußen mehr, als es rechtfertigte. Auch der Operationsplan, den endlich ein in Erfurt abgehaltener Kriegsrath entwarf, zeugte von einer militairischen Taktlosigkeit und Unfähigkeit, und was das Uebel auf den Gipfel brachte, war: daß nicht einmal die zur Ausführung dieses Planes nöthigen Anstalten mit der erforderlichen Umsicht getroffen wurden. — Die Folgen waren wenige Tage nachher das Gefecht bei Saalfeld (10. Octbr.), wo Prinz Louis den Tod heroischer Verzweiflung starb, die unglückliche Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt (14. Octbr.), in welcher jedoch die Truppen, trotz aller angeführten Uebelstände, sehr tapfer fochten. Die Preußen durften nun über das, was Jahres vorher in Ulm vorgegangen, nicht mehr spotten. —

Die ferneren, oft schmachvollen Einzelheiten des Krieges, wie

z. B. die Capitulationen einzelner Corps und Uebergabe vieler Festungen gehören nicht mehr hierher; wir müssen uns begnügen, die kriegerischen Ereignisse nur in Beziehung auf ihre politischen Folgen zu erwähnen. —

Stein ward gerade von einem heftigen Podagra gequält, als die Nachricht von der Niederlage bei Jena und Auerstädt anlangte, so wie, daß die Franzosen in Eilmärschen heranrückten. — Die Minister conferirten, ob nicht Gegenwehr zu versuchen sei. Aber der Gouverneur von Berlin, der General Graf Schulenburg-Kehnert, ließ in einem berüchtigten Placate an allen Ecken anschlagen: daß Ruhe die erste Bürgerpflicht sei, und zog (18. Octbr.) mit der Besatzung ab. Mit Recht ist diese Phrase wegen ihrer Albernheit sprüchwörtlich geworden und geblieben. Sein Schwiegersohn, der Fürst Hatzfeld, widersetzte sich der Wegschaffung oder Vernichtung der bedeutenden Munitions- und Waffenvorräthe in Berlin, „weil dies den französischen Kaiser zornig machen könne." Während man aber so vieles, was man außer den unermeßlichen Armeevorräthen hätte mitnehmen können, z. B. Kostbarkeiten, so wie die wichtigen Correspondenzen des Königs und der Königin vergaß, vergaß man doch den unglücklichen Lieutenant Heinrich v. Bülow nicht, der, weil er die traurigen Zustände der Armee und die Mißgriffe der preußischen Diplomatie schonungslos aufdeckte, und aus ihnen mit prophetischem Geiste Preußens unglücksvolle Zukunft prophezeit hatte, als „Raisonneur" und „Wühler" in Berlin gefangen gesetzt wurde. Man schleppte ihn als französischen Spion nach Königsberg und lieferte ihn den Russen aus. Auf dem Wege nach Riga wurde er von den Kosaken dergestalt mißhandelt, daß er (Juli 1807) im Gefängnisse einem Nervenfieber erlag. Niemals fand ein Patriot, wie Bülow, der jeden Zoll nach ein solcher war, ein so wenig dankbares Vaterland.

Stein war über das Treiben Schulenburg's und Hatzfeld's im höchsten Grade empört. Schon längst hatte er die Geldvorräthe sämmtlicher königlichen Kassen, so wie der Bank- und der Seehandlung einpacken lassen und sandte sie sofort nach Stettin und Königsberg. Ein paar Tage Zögerung hätten sie in die Hände der Feinde gebracht. Mit Hilfe dieser Gelder ward der Krieg bis zum Tilsiter Frieden fortgesetzt. — Von den Schmerzen, welche mit seiner Krankheit verbunden waren, gequält, verließ er (20. Octbr.) Berlin. Vier Tage später rückten die ersten Franzosen ein, und am 27. October hielt Napoleon an der Spitze eines großen und glänzenden Heeres unter Glockenläuten und Kanonendonner von Potsdam aus seinen feierlichen Einzug in die Residenz Friedrich Wilhelm's III. — Das eroberte Land übergab er der Verwaltung des Generalintendanten Daru. Dieser verpflichtete die königlichen Beamten für ihren neuen Dienst. Selbst mehrere Minister verstanden sich dazu, ohne Erlaubniß des Königs dem Feinde den Eid der Treue zu leisten. —

Da Friedrich Wilhelm III. überzeugt war, daß auf einen Erfolg der Waffen nicht mehr zu rechnen sei, sandte er den Marchese Lucchesini zu Napoleon, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Sie wurden mit Duroc, dem Bevollmächtigten des französischen Kaisers, in Wittenberg eröffnet. — Der Kaiser der Franzosen wollte sich begnügen, wenn der König von Preußen alle seine Länder zwischen der Elbe und dem Rhein abträte, hundert Millionen Kriegskosten bezahle und fortan aller Einwirkung auf die Machtverhältnisse der deutschen Höfe sich enthalte, insbesondere auf die Schutzrechte über den nördlichen Theil Deutschlands verzichte. Als Duroc dem Marchese Lucchesini dringend rieth, auf diese Bedingungen den Frieden abzuschließen, um weitern Nachtheil für Preußen vorzubeugen, meinte dieser, die Befehle des Königs erst

einholen zu müssen. Eine Ministerialconferenz war nach Graudenz berufen, bei welcher auch Stein zugegen war. Die Bedingungen wurden angenommen. Zu spät! Denn die schmachvolle Capitulation mehrerer Truppencorps, die noch schändlicheren Ueberlieferungen der preußischen Festungen, welche unterdeß stattgefunden hatten, steigerten Napoleon's Forderungen, vorzüglich da seine siegreiche Armee schon nach Polen und Preußen vorgedrungen war. Danzig, Glogau und Graudenz sollten den Franzosen übergeben werden, die Franzosen den größten Theil Polens und Schlesiens besetzt behalten und die heranziehenden russischen Heere Ostpreußen verlassen. In Osterode wurden diese neuen Bedingungen in einer Ministerialconferenz geprüft (20. Novbr.) — Prinz Heinrich, die Minister Haugwitz und Schrötter, mehrere Generale, unter ihnen Kalkreuth, empfahlen die Annahme der Bedingungen, — der Minister Voß und vor allem Stein erklärten sich heftig dagegen. Sie überzeugten den König, daß solche Bedingungen ihm gegen den Feind keine Sicherheit gewährten, und ihn seiner letzten Hilfsmittel, des noch übrigen Vertrauens der Nation, so wie Rußlands und Englands berauben würden. Der König verwarf die französischen Bedingungen, „auf die Unterstützung der Nation" wie es in dem Manifeste vom 1. Decbr. heißt, und „auf den Beistand des mächtigen und großmüthigen russischen Kaisers Alexander vertrauend."

Der erste Theil dieser Erklärung ergab sich offenbar als erstes Anzeichen, daß die preußische Regierung endlich zur Besinnung kam, und den Weg ahnete, welcher allein zur Rettung des Landes führen konnte. Es war eine Appellation an das Volk. Das Söldnerheer hatte Preußen nicht zu retten vermocht, die Namen seiner feldflüchtigen Officiere, aus alten, hochadligen Geschlechtern, hatte der König an den Schandpfahl anschlagen lassen müssen, wäh-

rend Napoleon befahl, die Namen seiner Tapfern, die dem Bürger- und Bauernstande angehörten, in einem zu Ehren der französischen Armee errichteten Monumente auf Tafeln von Gold und Silber einzugraben. — Einen größern Contrast konnte es nicht geben, seine Ursache lag sehr nah, die Stütze des Thrones ist allein das Volk, und der König hoffte auf die Unterstützung der Nation.

Was aber von dem zweiten Theile der Erklärung, „dem Beistande des großmüthigen Alexander" zu halten war, werden wir später sehen.

In Folge des heldenmüthigen Entschlusses Friedrich Wilhelm's III., den Kampf gegen Napoleon fortzusetzen und seine Truppen, welche der brave l' Estocq befehligte, mit den Russen zu vereinigen, legte Haugwitz „wegen plötzlicher Kurzsichtigkeit" — diplomatisch kurzsichtig war er schon lange gewesen, — seine Ministerstelle der auswärtigen Angelegenheiten nieder. Für den schlimmsten Fall, wenn nämlich der Feind auch Ost- und Westpreußen, unterstützt durch den Aufstand der polnisch-preußischen Provinzen, welchen die Franzosen schürten, erobern würde, beschloß der König nach Rußland zu gehen. Stein, gefragt, was er dann zu thun gesonnen sei, erklärte, „daß er dem Könige überall hinfolgen, ihn nie verlassen würde, wohin auch sein Schicksal ihn führen werde." — Der König nahm diese Aeußerung freundlich und gütig auf. Sie that seinem Herzen wohl, denn seit das Unglück wie ein Meer über ihn hereinbrach, waren nur Wenige noch um ihn, welche ihm ihre Liebe und Treue durch Wort und That bewiesen.

Der König ließ Stein am 20. November das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten anbieten, doch lehnte dieser den Antrag bescheiden ab, „weil es ihm an Kenntniß der Sachen und der Formen fehle, und an der Fertigkeit in ihrer Anwendung, die zur Verwaltung der Stelle erforderlich ist..."

. Ohne Rücksicht hierauf zu nehmen, und obgleich Stein noch immer sehr leidend in Königsberg war, suchte der König Stein's Bedenken durch den folgenden Brief zu erledigen.

„Mein lieber Staatsminister Freiherr vom Stein! — Der Staats- und Cabinetsminister Graf von Haugwitz leidet jetzt so sehr an der Gicht, die ihm auf die Augen gefallen ist, daß er schlechthin genöthigt ist, sich auf eine Zeit lang den Geschäften ganz zu entziehen. Ich muß daher das Portefeuille der Auswärtigen Angelegenheiten ad interim anderen Händen anvertrauen, und habe mein Zutrauen auf Euch gerichtet, indem Ich von Euren Talenten und Kenntnissen Mir versprechen kann, daß Ihr die Geschäfte des auswärtigen Departements ganz in dem Geiste führen werdet, den die jetzige Lage des Staats mit sich bringt, Ich auch überzeugt bin, daß Ihr das Vertrauen der Höfe erhalten werdet, mit denen Ich jetzt die engste Verbindung zu unterhalten habe. Für die interimistische Verwaltung Eurer Departements habt Ihr mir Vorschläge zu thun. Ich muß Euch aber zur Pflicht machen, Eure Einrichtungen zur Uebernahme des auswärtigen Departements zu beschleunigen, weil der Graf Haugwitz schon morgen abgehen will und ich die Geschäfte also bis zu Eurer Ankunft dem Geheimen Cabinetsrath Beyme übergeben muß. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Ortelsburg, den 29. November 1806.

Friedrich Wilhelm.

An

den Staatsminister Freiherrn von Stein."

Selbst Beyme, obgleich er es wußte, daß Stein in der schon früher erwähnten Denkschrift auf seine Entfernung aus der Nähe des Königs gedrungen hatte, besaß so viel Selbstüberwindung, daß er dem Schreiben des Königs einen Brief beifügte, worin er

sagt: „daß er sich ganz malplacirt und sehr unglücklich fühlen würde, wenn Stein Sr. Majestät Wünschen nicht nachgeben und sich sehr bald zu Allerhöchstdemselben begeben würde.“ „Ein Mann,“ schreibt er ferner, „von Ihrem Geiste und von Ihrer Charakterstärke jetzt an diesem Posten, kann unserer Regierung einen totalen Umschwung geben, den sie höchst nöthig bedarf, wenn das Ganze nicht unwiderbringlich verloren gehen soll. Nur diese und keine andere Betrachtung kann auf einen Mann von Ihrer Denkungsart wirken, um eine Stellung ganz gegen seine Neigung anzunehmen . . . . Kommen Ew. Excellenz doch ja und das recht bald zu uns, ich sehe in Ihnen den von der Vorsehung für unser Vaterland bestimmten Retter.“ —

Das Cabinet des Königs, die preußische Camarilla, war zwar durch den Abgang des Grafen Haugwitz, so wie durch den des Geheimen Cabinetsraths Lombard, des Orakels des Grafen gesprengt, aber Beyme galt noch bei dem König so viel, daß Stein sein System gegen diesen mächtigen, vielvermögenden Anhänger der bisherigen Verwaltung nicht mit Erfolg durchführen zu können fürchtete. Er lehnte also nochmals ab, und erlaubte sich in einem ausführlichen Schreiben dem König bemerklich zu machen: „daß, nach seiner Ansicht, der Beruf eines Diplomatikers, eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, ein Beruf viel umfassender, schwer und langjährig erworbener Kenntnisse sei, mit dem derjenige, welcher sich ihm nicht ganz und von der ersten Jugend an gewidmet habe, nie in dem Grade vertraut werde, wie der, welcher sich demselben früh und ganz hingegeben,“ — er empfiehlt dem Könige den Freiherrn von Hardenberg, welcher anscheinend von jenem vergessen in tiefer Stille und Zurückgezogenheit von den Geschäften in Königsberg lebte.

Der König konnte sich nicht bestimmen, Beyme gegen Har-

denberg aufzugeben. Er befahl deswegen Beyme einen Plan zur Vereinigung der drei wichtigsten Ministerien, d. h. zu einer Ministerconferenz zu entwerfen, neben welcher jedoch das Cabinet beibehalten werden sollte.

Der König überzeugte sich in seiner Lage höchster politischer Bedrängniß von der Nothwendigkeit, die letzten Streitkräfte in der ihm allein noch übrig gebliebenen Provinz Ostpreußen aufzubieten und den Oberbefehl einem tüchtigen General anzuvertrauen. Seine Wahl fiel auf den General Rüchel, obschon dieser bei Jena zu spät gekommen, mit Hardenberg und Stein gegen das Cabinet verbündet war, und obschon er, was ihm als Militair Allerhöchsten Ortes zum größten Vorwurfe gereichte, für ein Genie galt. Allein sein feuriger Patriotismus, sein origineller Geist, seine Strenge gegen die Officiere, die er einmal in Königsberg mit den Worten hart anließ: „im großen Federbusch steckt's nicht, hier in der Brust, hier muß es sitzen", — seine Thätigkeit in Kleinigkeiten machten, daß der König, dem jetzt keine große Auswahl übrig blieb, ihn zum General-Gouverneur in Preußen ernannte, „weil er bei Jena so wunderbar erhalten sei (Rüchel hatte einen Prellschuß bekommen), daß er, der Mann von Thatkraft und Genie, ihm (dem König) das von der Vorsehung zu der glänzenden Rolle des Erretters und Befreiers erwählte Werkzeug dünke." — „In ein paar Tagen," so schloß der König sein Schreiben an Rüchel, „hoffe ich nach Königsberg zu kommen, wo ich, wie ich hoffe, Gelegenheit haben werde, Ihnen mündlich die Versicherung der vollkommensten Hochachtung und Werthschätzung wiederholen zu können, mit der ich jetzt bin Ihr wohlaffectionirter Freund Friedrich Wilhelm."

Am 14. December 1806 übergab Rüchel dem Könige einen von ihm, Stein und Hardenberg unterzeichneten, aus ihrer gemeinsamen Berathung hervorgegangenen Entwurf zu einer neuen

Organisirung der Regierung, wodurch Sr. Majestät die Geschäfte erleichtert, so wie Einheit und Vereinigung mit allen Zweigen der Staats-Regierung, Schnelligkeit in der Ausführung kräftiger Maßregeln und Vertrauen im In- und Auslande bewirkt werden sollte. Und dies Alles würde statt finden

1) wenn Se. Majestät an die Stelle des bisherigen Cabinets eine Behörde von wenigen Staatsministern um Ihre Person versammeln, mit der Allerhöchstdieselben selbst arbeiten und welche nachher die Verantwortlichkeit und die Pflicht habe, die Ausführung zu leiten und zu controliren.

2) Wenn keine K. Behörde in dem bisherigen Cabinet fortdauert, wodurch der obengenannte Zweck vereitelt würde. Unnachlässig müßten die jetzigen Cabinetsräthe veranlaßt werden, selbst um ihre Entfernung zu bitten, diese könnte auf eine ehrenvolle Art mit anderweiter Anstellung oder Belohnung ihrer Dienste geschehen.

3) Wenn zwar alles Aufsehen, wie es sich von selbst versteht, vermieden werde, wodurch dem, jeden getreuen Patrioten am Herzen liegenden Ansehn und der Autorität Sr. Königl. Majestät geschadet würde, wenn aber dennoch die neue Behörde, wie es durchaus nothwendig sei, um ihre Wirksamkeit zu sichern, auf eine angemessene Art öffentlich eingesetzt werde. Das königliche Ansehn werde dadurch gewinnen, nicht verlieren, denn bei der im Inlande, wie im Auslande laut und allgemein herrschenden Meinung, daß die Glieder des bisherigen Cabinets Alles ohne öffentliche Existenz, Responsabilität und Antheil an der Ausführung regierten, kann eine Veränderung nur die Selbstständigkeit des Königs beweisen und ihm Liebe und Vertrauen sichern.

Hardenberg gab überdies dem General Rüchel noch eine schriftliche Erklärung zum beliebigen Gebrauche, wo er nochmals

ausspricht: daß neben dem Cabinetsministerium keine Camarilla sein dürfe, die beiden Cabinetsräthe Lombard und Beyme von der Person des Königs entfernt werden müßten, weil weder der englische noch der russische Hof, die doch bei dem jetzigen Misere allein den preußischen Staat retten könnten, Vertrauen zu diesen Männern hätten, weil ferner alles darauf ankomme, das Volk an den König und den König an das Volk durch Vertrauen festzuknüpfen, dies aber nie der Fall sein würde, so lange das Volk glaube, der König werde von diesen Männern gegängelt, daß er (Hardenberg) fest entschlossen sei, keine Stelle im Ministerio anzunehmen (Beyme hatte ihn in seiner Organisation zum Minister des Auswärtigen vorgeschlagen), so lange wie erwähnte Männer um den König blieben. „Endlich, mein verehrungswürdiger General," so schließt Hardenberg, „wünsche ich gewiß zu sein, daß ich das Vertrauen des Königs wirklich besitze. Mit Unterwerfung habe ich es geduldig getragen, daß ich, obgleich ich Sr. Majestät mit dem reinsten Eifer und der treusten Hingebung gedient habe, in dieser ganzen wichtigen Epoche ganz vergessen und bei allen Gelegenheiten und Deliberation zurückgesetzt worden bin. — Wenn der König nicht unbedingtes Vertrauen zu mir hat, und es nicht durch Bewilligung der genannten Bedingungen bewährt, die ich ja nicht für mich, sondern für ihn, für seine eigene Sache mache, dann werde ich um meine gänzliche Entlassung bitten, ohne irgend einen Vortheil oder Pension zu verlangen, um dem Staate in seiner jetzigen Lage eine ganz unnütze Pension zu ersparen, um ein Verhältniß aufzuheben, das unter solchen Umständen dem Könige und mir selbst zur Last und äußerst drückend sein würde."

Die Unterhandlungen dauerten mehrere Tage. — Der König zog den Minister Schulenburg zu Rathe. Stein lehnte es ab,

ohne Hardenberg in das neue Ministerium einzutreten, bestand auf der förmlichen Entlassung Haugwitzen's und Lombard's, und verlangte die ausdrückliche Annahme der in der Denkschrift vom 14. December dargelegten Grundsätze. Halbe Maßregeln, um vielleicht diese zu umgehen, erklärte er einer gänzlichen Verweigerung gleich. Sein Spruch war: „Es darf nichts gethan werden, was nicht gerade, offen, ganz gethan würde." — Schulenburg wagte es nicht, Sr. Majestät Beyme's Entlassung anzurathen, weil sie den König zu sehr demüthigen würde, er stellte dem König anheim, den Geschäftsgang nach seinem Allerhöchsten Ermessen so einzurichten, daß Beyme ohne Einfluß bleiben und den dem Lande verantwortlichen Ministern keine Ursache zur Eifersucht geben könne. Aber der König fuhr ihn heftig an: „Hält man mich für eine Schlafmütze, daß wenn ich mich aus Ueberzeugung zu etwas entschließe, ich mich bestimmen lassen würde, mein eigenes Werk zu vernichten? Glaubt man, daß ich mich zu einem Ministerrathe gegen meinen Willen entschließe, so ist der Gedanke zu anmaßend und ich versichere Sie, daß ich es aus Ueberzeugung thue."

So war, außer dem „äußern Kriege", ein Kampf in der Nähe des Thrones entbrannt, ein in der preußischen Geschichte Epoche machender Kampf Stein's und Hardenberg's gegen das absolute Königthum. Der König, durch Beyme belehrt, fühlte auch recht gut, worauf es abgesehen sei; auf den Rath desselben suchte er durch ein Palliativmittel, eine halbe Maßregel, den Sturm zu beschwören. Er wollte zwar ein Ministerconseil aus drei Mitgliedern bilden, aber — neben seinem Cabinet, und weil Hardenberg wegen seiner Feindschaft gegen Beyme abgeneigt war, einzutreten, so sollte der General Zastrow statt dessen Minister des Auswärtigen werden. Zastrow war zwar schon bei den Friedens-

unterhandlungen mit Napoleon (November) neben Lucchesini thätig gewesen, war aber früher ein Mitglied der Haugwitz'schen Partei und ohne alle Erfahrung. Sehr bald würde ihn Napoleon gewonnen, und Beyme ihn von sich abhängig gemacht haben. In einer Cabinetsordre (Königsberg 19. Decbr.) ernannte der König den General v. Rüchel zum Kriegsminister, Stein, „der mir," so heißt es in der Cabinetsordre, „als denkender, großer Conceptionen (Gedanken) fähiger Kopf so sehr rühmlich bekannt ist," zum Finanzminister, und „im Vertrauen auf seine Kenntnisse und Einsichten" den General von Zastrow zum Minister des Auswärtigen. — Beyme sollte Protokollführer sein.

General Zastrow nahm die Stelle an. Rüchel meinte, die ganze neue Einrichtung der obersten Staatsbehörde schien ihm nur, mit einigen unwesentlichen Veränderungen, eine Copie des alten, von ihm bekämpften zu sein. Stein sprach sich ebenfalls dahin aus und erklärte ganz bestimmt, daß, so lange Beyme bei den Verhandlungen der Ministerversammlungen auch nur gegenwärtig wäre, er nicht Mitglied derselben werden könnte. Er wolle in dieser kritischen Zeit seine Geschäfte wie früher besorgen, dem Könige im Glück und Unglück nach Kräften nützlich sein, sich nach des Königs Befehl auch mit den andern Ministern besprechen, auch bei den Berathungen in Gegenwart des Königs erscheinen, aber er könne, als ein Mann von Ehre, keine Verantwortlichkeit gegen den König und das Land auf sich laden ohne die vollständige Erfüllung der Bedingungen, welche in der von ihm mit unterschriebenen Denkschrift vom 14. December enthalten seien. Davon solle Rüchel den König in Kenntniß setzen. Der Kriegsminister übernahm die schwierige Verpflichtung, dem König die Willensmeinung Stein's mitzutheilen, bat diesen jedoch noch um eine schriftliche Erklärung. Stein, den an Wahrhaftigkeit, Redlichkeit, Offenheit kein Mensch

übertraf, der, ging es das Recht an, ohne Ansehen der Person seine Ansichten enthüllte, schrieb „per Billet zum nöthigen Gebrauch" an Rüchel (20. Decbr.):

„Der Zweck aller bisherigen Bemühungen und Verhandlungen war: eine Administration zu gründen, die Achtung und Vertrauen im In- und Auslande besäße, — und die Personen aus der Administration zu entfernen, die ein Gegenstand der allgemeinen Abneigung und des Mißtrauens sind. Das Letztere ist nicht geschehen, also fällt auch die Möglichkeit, den ersteren Zweck zu erreichen, um so mehr weg, als die gegenwärtige Administration nur interimistisch angestellt, und mit Personen aus der alten zusammengeschmolzen wird. Diese precäre Existenz verhindert die Ergreifung fester und bestimmter Maßregeln, und dieses Verbinden sehr ungleichartiger Theile läßt Collisionen und wechselseitiges Bestreben, den Einfluß zu untergraben, mit Gewißheit voraussehen. Alle diese nachtheiligen Folgen werden besonders meinen Geschäftskreis treffen und ich bin daher um so mehr veranlaßt, mich dagegen sicher zu stellen. Die wenig schonende und unfreundliche Art, wie man den Herrn Staatsminister v. Hardenberg jetzt behandelt, ist nicht sehr aufmunternd für mich, um in Verhältnisse zu treten, die in sich selbst schon die Principien der Zerstörung und Auflösung tragen. Hierzu kommt, daß meine, jetzt wenigstens nicht wieder hergestellte Gesundheit es zweifelhaft läßt, ob ich im Stande sein werde, zu seiner Zeit den mir angewiesenen ausgedehnten Geschäftskreis auszufüllen.

Aus diesen Gründen muß ich die mir im Conseil angewiesene Stelle ehrfurchtsvoll verbitten."

Wollte nun der König weder auf den mündlichen Rapport Rüchel's, noch auf das Schriftwort Stein's Rücksicht nehmen, — oder hatte er sich das Verhältniß nicht klar genug gemacht, um einzusehen, daß bei diesen Erklärungen das Conseil, trotz der Cabi-

netsordre, gar nicht zu Stande gekommen war, — genug, mit Verweisung auf die Cabinetsordre vom 19. Decbr. ließ er Stein durch den General Köckeritz einen Bericht in Betreff eines Kostenersatzes an Napoleon zufertigen. Stein schickte die Sache unerledigt an Köckeritz zurück. Der König schickte sie zum zweiten Male, und Stein lehnte zum zweiten Male ab.

Nach einer Reihe Gefechten, unter denen das von Pultusk (26. Decbr.) furchtbar mörderisch war, und in dem von Soldau (26. Decbr.), 6000 Preußen unter Lestocq mit alter Tapferkeit fochten, mußten sich die Russen und Preußen nach den Gränzen Rußlands zurückziehen. Die königliche Familie, welcher der Aufenthalt in Königsberg keine Sicherheit mehr bot, ging nach Memel. Stein, seinem Worte getreu, den König auch in dem größten Unglück nicht zu verlassen, traf, obschon selbst krank, Anstalten, um mit Hinterlassung der Seinigen und eines todtkranken Kindes zu folgen, als ein Feldjäger ihm Abends 7 Uhr das folgende eigenhändige Schreiben des Königs überbrachte:

„Ich hatte ehemals Vorurtheile gegen Sie! Zwar hielt ich Sie immer für einen denkenden, talentvollen und großer Conceptionen fähigen Mann; ich hielt Sie aber auch zugleich für excentrisch und genialisch, das heißt mit einem Worte, für einen Mann, der, da er immer nur seine Meinung für die wahre hält, sich nicht zum Geschäftsmanne an einem Flecke paßte, wo es immerfort Berührungspunkte giebt, die ihn bald verdrossen machen würden. Ich überwand diese Vorurtheile, da ich mich von jeher bestrebt habe, nicht nach persönlichen Launen die Diener des Staats zu wählen, sondern nach vernünftigen Gründen. Am auffallendsten hiebei bleibt es, daß gerade diejenigen Personen, die jetzt von Ihnen angefeindet und gestürzt werden sollen, eben diejenigen sind, die damals Ihre

kräftigsten Fürsprecher waren, — und, ich gab nach. Sie ersetzten den verstorbenen Struensee. Ich überzeugte mir bald, daß Ihre Departementsführung musterhaft war. Schon regte sich bei mir der Gedanke, Sie näher an mich zu ziehen, um Sie dereinst für größere Wirkungskreise zu bestimmen. Ein ironischer Ausfall über die Handlungsconjuncturen im vergangenen Sommer, unpassend in einem ministeriellen Bericht, zog Ihnen einen verdienten Verweis von mir zu. Sie schwiegen, ob aus Ueberzeugung Ihres gehabten Unrechts? will ich dahin gestellt sein lassen. Nicht lange darauf erblickte ich Ihren Namen unter einer von mehreren unterzeichneten Schrift, die ich ihrer seltsamen Form wegen, lieber ganz mit Stillschweigen übergehen will. Diesem allen ohnerachtet, fuhr ich fort Ihnen mein Vertrauen zu schenken, und Sie bei allen Hauptverhandlungen zu Rathe zu ziehen. Ihr Urtheil war stets dasjenige eines scharfsinnigen Kopfes. Ich dachte demnach auf Mittel, Sie den ersten Wirkungspunkten der großen Staatsmaschine zu nähern, dieserhalb übertrug ich Ihnen das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten wenigstens interimistisch zu übernehmen. Sie verweigerten in einem bombastreichen Aufsatz die Annahme dieser ehrenvollen Stelle; hauptsächlich unter dem Vorwande Ihrer Unkunde in diesem Geschäft. Ohnerachtet mir diese abschlägliche Antwort damals in große Verlegenheit setzen mußte, gab ich demohnerachtet Ihren Gründen nach, und um Ihren Absichten in Ansehung eines zu verbessernden Geschäftszweigs in den Regierungsangelegenheiten noch mehr zu entsprechen, erließ ich unter dem 17. December v. J. die Ihnen vermuthlich bekannt gewordene Ordre. Ich sage vermuthlich, da mir Ihr beharrliches Stillschweigen, das ich anfänglich auf Rechnung Ihres Gesundheitszustandes brachte, sonst ganz unerklärlich bleiben muß. Zwar weiß ich wohl, in welcher trotzigen Art Sie sich hierüber mündlich und schriftlich gegen die Generale

v. Rüchel, v. Zastrow und v. Köckeritz geäußert haben,*) und daß Sie jetzt eben zu zweien malen die Berichtserstattung über eine Angelegenheit verweigert haben, die mir von Ihnen selbst zugeschickt, und die also, als zu Ihrem Ressort gehörig, vollkommen anzusehen war.

Aus allem diesen habe ich mit großem Leidwesen ersehen müssen, daß ich mir leider anfänglich in Ihnen nicht geirrt habe, sondern, daß Sie vielmehr als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Caprice geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt. Dergleichen Staatsbeamte sind aber gerade diejenigen, deren Verfahrungsart am allernachtheiligsten und gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirkt. Es thut mir wahrlich wehe, daß Sie mich in den Fall gesetzt haben, so klar und deutlich zu Ihnen reden zu müssen. Da Sie indessen vorgeben, ein wahrheitsliebender Mann zu sein, so habe ich Ihnen auf gut Deutsch meine Meinung gesagt, indem ich noch hinzufügen muß, daß, wenn Sie nicht Ihr respectwidriges und unanständiges Benehmen zu ändern Willens sind, der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen kann.

Königsberg, den 3. Januar 1807.

Friedrich Wilhelm."

Einen solchen Ausgang seiner Bemühungen für das Vaterland, einen solchen königlichen Undank hatte Stein nicht erwartet. Schon

---

*) „... und kann ich ohnmöglich Ihr Stillschweigen für bloßen Trotz oder Ungehorsam gegen meine Befehle ansehen, denn sonst müßte ich für Sie ein passendes Quartier bereiten lassen."

(Diese Stelle war von dem Könige wieder durchgestrichen worden.)

durch seine Krankheit reizbar und verstimmt, und unwillig über die unverdiente Behandlung bat er um seine Entlassung:

„Ew. Königliche Majestät Allerhöchste Cabinetsordre d. d. 3. Januar a. c. habe ich in dem Augenblicke erhalten, wo ich mich zu einer, in sehr vielen Hinsichten beschwerlichen und bedenklichen Reise nach Memel vorbereitet hatte, und im Begriff war, diese Nacht abzugehen. Da Höchstdieselben mich für einen

„widerspenstigen, trotzigen, hartnäckigen und ungehorsamen Staatsdiener ansehen, der auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Caprice geleitet, aus Leidenschaft und persönlichem Haß handelt"

und ich gleichfalls überzeugt bin, daß

dergleichen Staatsbeamte am allernachtheiligsten und gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirken,

so muß ich Ew. Königl. Majestät um meine Dienstentlassung bitten, der ich hier entgegensehe, da ich unter diesen Umständen den Vorsatz, nach Memel zu gehen, aufzugeben genöthigt bin."

Tags darauf erhielt Stein folgenden Bescheid:

„Da der Herr Baron vom Stein unter gestrigem Dato sein eigenes Urtheil fällt, so weiß ich nichts hinzuzusetzen.

Königsberg, den 4. Januar 1807.

Friedrich Wilhelm."

Die Erwiederung Stein's darauf:

„Ew. Majestät danke ich unterthänigst für die Bewilligung meines Gesuchs und muß nunmehr dahin antragen, daß mir meine Entlassung in der gewöhnlichen Form expedirt werde, welches unter den gegenwärtigen Umständen unumgänglich nöthig ist.

Königsberg, den 4. Januar 1807. Stein."

ward weder beantwortet noch berücksichtigt.

Stein setzte sogleich die Staatsminister Grafen Schulenburg, v. Voß und v. Schrötter von seinem Schritte in Kenntniß (3. Jan. 1807), und indem er ihnen alle harten und ungerechten Ausdrücke und Beschuldigungen des Königs mittheilt, fügt er hinzu: „Man wird Mühe haben es zu vereinigen, wie man einem Manne, dessen Charakter in einem solchen Zustande von moralischer Verwilderung sich am 3. Januar 1807 befindet, im Monat November 1806 das auswärtige Departement, und im December ej. a. eine Stelle in dem Conseil hat antragen können. Da ich das Glück habe, seit 27 Jahren Ew. Excellenz in meinen Privat- und öffentlichen Verhältnissen bekannt zu sein, so bedarf es von meiner Seite keiner Rechtfertigung, sondern Sie sind vollkommen in den Stand gesetzt, über meinen Werth zu urtheilen. Ich würde freudig in das Privatleben zurücktreten, mit reinem Gewissen und unbefleckter Ehre, begleitete mich nicht das Gefühl, welches der Sturz der Monarchie und das gränzenlose Elend seiner Bewohner in jedem Deutschen erregen muß."

Die Kunde dieses Ereignisses machte bei allen wahren Freunden des Vaterlandes und des Königs einen tiefen, schmerzlichen Eindruck. Wenn Männer, so klagte man, von solchem Talent, solcher Rechtlichkeit, solchem redlichen Eifer in so schwerer Zeit das Opfer einer Anwandlung launenhafter Gereiztheit werden, — was soll aus dem Vaterlande werden? Was würde man von dem der Schifffahrtskunde unkundigen Schiffseigner urtheilen, welcher in dem Augenblicke, wo das Schiff der Alles verschlingenden Brandung sich nähert, den geschickten Steuermann, weil er jene Anordnungen nicht gut geheißen, in Ketten werfen läßt? Wie kann der Fürst selbst ein so öffentliches Unglück veranlassen? Von überall her empfing Stein Beweise des tiefsten Schmerzes, der treuesten Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Der Geheimerath Niebuhr, welcher auf

Stein's Anordnung bei dem Heranrücken der Franzosen die Gelder der Bank und Seehandlung nach Memel gerettet hatte, schrieb: (7. Jan.) „Erlauben Sie mir es zu sagen: die treueste Anhänglichkeit für Sie war nicht allein die Folge einer tiefen Verehrung für einen Minister, der zuerst ganz dem Ideal entsprach, welches mir nirgend noch erfüllt war; sie entstand auch aus dem Gefühle, durch das Verhältniß zu Ihnen veredelt und gekräftigt zu werden: und welchen bessern Segen kann man erreichen? Mögen Ew. Excellenz den Kummer, ein Land, welches Ihnen so theuer war, dem Untergang entgegen geführt und hineingestürzt zu sehen, den Unwillen, daß jede treue Hilfe schnöde verschmäht ward, unter dem freundlichen Himmel Ihrer schönen Heimath vergessen können!"

Während dieser Verfassungskämpfe am preußischen Hofe drangen die Franzosen, von der Insurrection der Polen, denen Napoleon als Befreier erschien, unterstützt, immer weiter in Ostpreußen ein. Es kam (8. Febr.) zwischen der russisch-preußischen und der französischen Armee bei Eilau zu einer der blutigsten, aber unentschiedenen Schlachten, welche die Kriegsehre der Preußen unter Lestocq und Scharnhorst wieder herstellte. Nach dieser Schlacht trat für einige Zeit Waffenruhe ein, und weil während derselben der Weg nach Danzig offen, und es ihm unerträglich, langweilig und lästig war, in Königsberg zu bleiben, so reiste Stein dorthin, „denn man hörte in Königsberg immerfort Dinge, die wegen ihrer Gemeinheit lächerlich und wegen ihrer Folgen betrübend waren." „Immer aufgereizt, ohne handeln zu können," schreibt er an Niebuhr, „geschäftslos, und diese unpassende Stellung des Tagelöhners, der an der Straßenecke steht, bis er gerufen wird, hierzu das innige Gefühl der Verachtung, das durch kleine Anekdoten genährt wird, ich konnte es nicht länger ertragen." Damals war er auch entschlossen, die auf seine Dienstentlassung sich beziehenden Acten-

stücke im Auslande drucken zu lassen, um „einen interessanten Beitrag zu der Geschichte der Auflösung des preußischen Staats und der fehlerhaften Einrichtung der obersten Behörde zu liefern und sich gegen Verleumdungen der Clique zu sichern und diese zu entlarven."

Von Danzig begab sich Stein mit seiner Familie über Berlin nach Nassau, wo er Ende März ankam. Niemand wurde durch seinen so wie durch Hardenberg's Entfernung ein größerer Dienst erwiesen als Napoleon. Mit politischem Scharfblick erkannte er in diesen beiden Staatsmännern diejenigen, welche früher oder später gegen ihn die einzige Macht, welche sein Militairdespotismus zu fürchten hatte, die Macht des seiner selbstbewußten Volksgeistes heraufbeschwören würden. — Wir werden jedoch bald erfahren, wie die Macht der öffentlichen Meinung und die Staatsverhältnisse mächtiger wurden, als der Eigenwille des Einzelnen, und wie dieser so schnöde verworfene Stein zum Ecksteine des neuen Staatsaufbaues zur Freude eines ganzen Volks wieder geholt wurde. —

Geben wir nun mit wenig Worten die politischen Begebenheiten dieser Zeit bis zur Rückkehr Stein's. —

Der Festungskrieg in Schlesien, so wie in Pommern wurde fortgesetzt. Zastrow, der neue Minister des Auswärtigen, hatte keine entschiedne Ansicht, weder Rußland noch England hatten Vertrauen zu ihm, ja man wollte von einer Correspondenz zwischen ihm, Talleyrand und Duroc wissen. Als nun nach der Schlacht bei Eilau der französische General Bertrand mit Vorschlägen zu einem Separatfrieden nach Memel kam, zog der König endlich Hardenberg wieder zu Rathe. Hardenberg war gegen einen solchen Frieden. Der König nahm seine Meinung an, Hardenberg war seit dieser Zeit wieder in der Nähe des Königs, und gewann von Neuem Einfluß, wenn er auch kein Departement hatte. Dieser stieg, als Kaiser Alexander bei seinem Aufenthalt in Memel (2. April),

während welches er dem König die feierlichsten Versprechen gab ihn niemals zu verlassen, Hardenberg auffallend auszeichnete, und ihn dem König dringend empfahl. Er wurde Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und schloß mit Rußland den Vertrag zu Bartenstein (26. April), welcher beide Mächte dauernd und innig verbinden sollte, bis Preußen sein letztes Dorf wieder gewonnen hätte. Hardenberg gewann das Vertrauen des Königs immer mehr. Vergeblich suchten seine alten Gegner Zastrow, Beyme, Köckeritz seinen Einfluß zu untergraben, er zog die wackern Patrioten Schön, Niebuhr, Stägmann in seinen Geschäftskreis, — schon hoffte er bald die Arbeit mit Stein zu theilen, als der Fall Danzigs (24. Mai) und die Niederlage der Russen bei Friedland (14. Juni) die russische Politik änderte. Alexander schloß mit Napoleon einen Waffenstillstand (21. Juni), ging von der Freundschaft gegen Napoleon zur Bewunderung über, widmete ihm dieselbe schwärmerische Anhänglichkeit, welche er früher gegen den König von Preußen an den Tag gelegt hatte, und Friedrich Wilhelm III. mußte die Friedensbedingungen zu Tilsit ganz so annehmen, wie sie Napoleon unter Zustimmung Alexanders dictirt hatte (9. Jul. 1807). — Preußen verlor westwärts bis zur Elbe alle Länder, an 2500 Quadratmeilen mit 5 Millionen Menschen; — was es behielt, „verdankt es nur der Freundschaft Napoleons zu Alexander". — Der Kaiser von Rußland entblödete sich nicht von dem Raube auch ein Stück, Bialistock, zu nehmen, vielleicht zum Andenken an die am Sarge Friedrich's des Großen beschworne Freundschaft. — Mit Hardenberg wollte Napoleon nicht unterhandeln, „lieber vierzig Jahre länger Krieg führen." — Darum gab jener seine Entlassung, empfahl dem König aber vorher die Zurückberufung des Freiherrn vom Stein, als des einzigen Mannes, welcher den

Staat aus seinem Unglück wieder aufrichten könne. Auf die Aeußerung des Königs gegen Napoleon, „er könne Hardenberg, diesen erfahrnen Geschäftsmann, nicht entbehren," soll Napoleon auch geäußert haben: „Prenez le baron de Stein, c'est un homme d'ésprit." — Nach der Entfernung Hardenberg's hatten die Franzosen mit dem preußischen Unterhändler des Friedens, dem Feldmarschall Kalkreuth, leichtes Spiel, — er unterschrieb ohne weiteres die entsetzlichen Forderungen, welche Preußen in die Periode seiner tiefsten Erniedrigung versetzten.

Stein lebte unterdeß in Nassau der Herstellung seiner Gesundheit. Damals war es nahe daran, daß er in russische Dienste trat. Alexander wollte, wie er selbst äußerte, gern solche Talente und Kenntnisse für sein Reich nützen. Es wurde schon über Stein's Stellung zum Kaiser, seinen Wirkungskreis, sein Gehalt u. s. w. verhandelt, — nur die mit dem Kriege verbundenen Störungen verhinderten die Vollziehung, — zum Glück für Preußen und Deutschland. Aber er, der nie den Gedanken aufgeben konnte, daß Preußen von der Vorsehung berufen sei, der Sauerteig für Deutschland zu werden, um dessen heilsame Gährung zu fördern, beschäftigte sich fortwährend mit Ideen über eine umzugestaltende Verwaltung dieses Landes, um es, nach dem Friedensschlusse, zu erkräftigen und ihm dadurch an innerer Stärke wieder zu geben, was es an Landgebiet und Einwohnerzahl verloren hätte. Sein Grundgedanke dazu war: Freiheit der Person und des Eigenthums unter einer einfachen kräftigen Verwaltung. Er wollte die Fesseln brechen, wodurch die Bureaukratie den Aufschwung der menschlichen Thätigkeit hinderte, er wollte die Nation daran gewöhnen, ihre eignen Geschäfte zu verwalten und aus diesem Zustande der Kindheit herauszutreten, worin der Bureaukratismus die Menschen hielt. —

Man wird aus diesen Gedanken Stein's erkennen, daß er die unumstößliche Gewißheit in seinem Innern trug, wieder nach Preußen zurückgerufen zu werden, und mit dieser Gewißheit stand der Wunsch des von ihm geliebten Landes im Einklang. Denn alle, die es redlich mit dem Vaterlande meinten, und welche den Glauben an eine Zukunft Preußens nicht verloren hatten, erwarteten die einzige Hilfe für das unglückliche, zerrissene, zertretene Land von Stein. Die Königin, die Prinzessin Luise Radziwill, Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, Hardenberg, selbst Beyme drangen mit solcher Unabweisbarkeit auf den König ein, daß er gleich an dem entsetzlichen 10. Juli, dem Tage des Friedensabschlusses zu Tilsit Hardenberg beauftragte, in seinem Namen an Stein zu schreiben und ihn zur Rückkehr nach Preußen einzuladen, um das Ministerium der Finanzen und des Innern zu übernehmen. Die Herzen aller Patrioten fühlten sich bei dieser Nachricht von dem Entsetzen der Gegenwart, welches wie ein Alp auf ihnen lastete, erleichtert, — sie bauten auf Stein's Großmuth, das Vergangene zu vergessen, sie waren von ihm überzeugt, daß er dem von jedem Beistande, — außer dem des wackern Hardenberg, verlassenen Könige zu Hilfe eilen würde. Hardenberg schrieb, nachdem er den Gang der Verwaltung bis zu diesem Augenblicke geschildert:

„Mußte ich nicht darauf rechnen, daß Sie jede persönliche Rücksicht bei Seite setzen werden, um die Befriedigung zu haben den Staat zu retten, dem Sie seit Ihrer Jugend Ihre Kräfte geweiht haben? Sie sind in der That der Einzige, auf den alle gute Vaterlandsfreunde ihre Hoffnung setzen; würden Sie sich weigern sie zu erfüllen? Ich verwerfe diesen Gedanken. Der König wird Ihnen das Ministerium des Innern und der Finanzen übertragen; machen Sie Ihre Bedingungen, aber bei dem König selbst; es wird ohne Zweifel nur von Ihnen abhängen, sich in unmittelbare

Beziehung zum König zu setzen und darin gleich mir zu erhalten. Es ist von der größten Wichtigkeit, daß Sie sich ohne Zögern zum König begeben. Die ersten Augenblicke werden die größte Sorgfalt erfordern. Der König wird Ihnen bestimmt sein ganzes Vertrauen schenken, und Ihnen die Sorge für die Wiederherstellung des Staats mit der Wahl der Mittel und Personen überlassen. Von dem was zwischen Ihnen beiden vorgefallen ist, sei niemals wieder die Rede. Der König hat durch das Unglück viel gewonnen, und seine Ausdauer macht ihm Ehre. Treffen Sie die rechte Weise die Geschäfte mit ihm zu behandeln, so werden Sie ihn zu Allem bestimmen was gut und nützlich ist, wie mir dieses vollkommen gelungen war. Vermeiden Sie besonders das Ansehen ihn regieren zu wollen. Er besitzt die gute Eigenschaft, Widerspruch zu ertragen und denjenigen zu schätzen, der ihm die Wahrheit sagt, wenn es mit der Ehrerbietung geschieht, die man dem Fürsten schuldig ist, ohne Bitterkeit und aus wahrer Liebe für ihn und seinen Dienst."

Die Prinzessin Luise Radziwill, eine Schwester des Prinzen Louis, schrieb zugleich mit Hardenberg. Nachdem sie den Austritt dieses, weil es Napoleon so gewollt, beklagt, ihm darthut, wie der König die Theilnahme Aller verliere, wie dessen Muth und seine Festigkeit durch die letzten Unfälle nicht erschüttert seien, wie er lieber edel fallen, als mit Schande leben wolle, ihm den König als allein rathlos geschildert hat, fährt sie fort:

„Auf Sie, mein lieber Stein, wenden sich alle unsere Blicke in diesen traurigen Augenblicken; von Ihnen hoffen wir Trost und Vergessen der Unbilden, welche Sie von uns entfernt, und deren sich zu erinnern Sie zu großmüthig sein werden, zu einer Zeit, wo derjenige, welcher Sie beleidigt hat, nur noch Ihre Theilnahme und Ihre Hilfe verdient. Könnten Sie sich unsern Bitten ent-

ziehen? Könnten Sie dieses Land unglücklich und verlassen sehen, und ihm diese Talente, diese Einsichten verweigern, die allein uns noch von unserem Falle erheben können? Hardenberg hofft nur auf Sie; er sieht für seinen Herrn keine Hoffnung als in Ihnen, und wenn Sie uns nicht zurückgegeben werden, wenn Sie den Wünschen derer nicht folgen, welche Sie verlangen und flehentlich fordern, was soll aus dieser traurigen Zukunft werden? — Ich gebe zu, Sie aufforderen, unser Loos zu theilen heißt Sie der größten Opfer fähig halten, und man hat Nichts gethan, um sie zu verdienen; aber Ihre Seele ist zu edel, um sich in diesem Augenblick der Beleidigungen zu erinnern, und ich kenne Sie zu gut, um nicht versichert zu sein, daß wenn Sie hier wären, Sie ohne Bedenken zur Hilfe dieses so unglücklichen Fürsten kommen würden, der seit fünf Monaten gerechte Ansprüche auf Theilnahme und Anhänglichkeit besitzt. Selbst in den gegenwärtigen Augenblicken behauptet er seine Würde; er hat Freunde, eifrige Anhänger erworben, und er ist mir nie achtungswerther erschienen als seit diesen schrecklichen Unfällen, unter denen ich ihn einen geistigen Muth, eine Festigkeit, eine Entsagung entwickeln sah, welche ich ihm niemals zugetraut hätte . . . .

Möge die Hoffnung, Sie wieder zu sehen, bald unsern niedergeschlagenen Muth erheben, und unsere Wiedervereinigung meinen Schauder vor jener Zukunft zerstreuen, in der ich nicht mehr das Glück finden kann, aber in der das Glück so vieler Wesen, welche mir theuer sind, noch von Ihnen abhängen wird. Versagen Sie sich unsern Bitten nicht, mein lieber Stein, und seien Sie nicht so grausam wie das Schicksal, welches uns alle die ausgezeichneten Wesen nimmt, die mit dem Leben und den Menschen versöhnen könnten." —

Graf Finkenstein, preußischer Gesandter am Wiener Hofe, schrieb an Stein: „Sie allein werden im Stande sein, mit kräf-

tigem Arme das Ungeziefer der Selbstsüchtigen, der Verräther, und, was eben so viel ist, der Dummköpfe auszurotten, welche den Staat bis in seine Grundlagen untergraben haben, und die vorzüglichste Ursache unseres Verderbens sind." —

Stein war sehr krank, als er diese Briefe erhielt; die Nachricht von dem Tilsiter Frieden erhöhte die Krankheit. Manche in seiner Nähe zweifelten daran, ob er dem Rufe folgen könne, — manche in der Ferne, ob er, da er so schnöde beseitigt war, dem Rufe folgen würde. Aber sein Wille schien seine Krankheit zu bewältigen, und sein ritterlicher Sinn ließ ihn alle Unbill vergessen, wo es galt, ein ganz zu Grunde gerichtetes Land aus dem Verderben herauszureißen und im Innern herzustellen. — Zu schwach, selbst die Feder zu führen, dictirte er seiner Frau, daß er dem Rufe sogleich Folge leisten würde.

Wie sehr man sich nach seiner Ankunft sehnte, zeigt eine Stelle in einem Briefe der Königin Luise, als der nach Paris gesendete General Knobelsdorf, um für so manche schwebende Differenz eine billige Entschädigung zu erlangen, dort nichts als Hohn, Anmaßung, Härte, kalten Uebermuth und Rücksichtslosigkeit erfahren hatte. Sie schrieb (Septbr. 1807): „Wie es uns geht, ist nicht zu glauben. Gestern erhielten wir Nachrichten von Knobelsdorf aus Paris, wo er behandelt wird wie ein Lakai." — Und nachdem sie neue Ungerechtigkeiten aufgezählt, die man gegen Preußen verübt, schließt sie: „Sagen Sie selbst, ob das nicht zum Verzweifeln ist? Ach! mein Gott, warum hast du uns verlassen! Wo bleibt nur Stein? Dies ist noch mein letzter Trost. Großen Herzens, umfassenden Geistes, weiß er vielleicht Auswege, die uns noch verborgen liegen."

Stein war schon auf dem Wege nach Memel (Anfangs September). In Berlin besuchte er alte, gleichgesinnte Freunde, aber auch den Generalintendanten Grafen Daru, welcher an der Spitze

der französischen, das Land aussaugenden Verwaltung stand, und drang bei diesem auf Verminderung der Contribution von 154 Mill. Francs und auf terminliche Zahlung. — Daru meinte, der Kaiser müsse darüber bestimmen. — In allen Provinzen, welche er durchreis'te, nichts als Jammer, Noth, gräßliche Verwüstung des Kriegs, Uebermuth der Feinde, — aber auch Erbitterung in den Herzen der Bewohner. Am 30. Septbr. 1807 traf er in Memel ein und hatte schon den folgenden Tag Audienz bei dem Könige. Er fand ihn niedergedrückt, glaubend, das Unglück sei an seine Fersen geheftet, so daß alle seine Unternehmungen mißlingen müßten; die Königin war weich, wehmüthig, voll Besorgniß, aber auch voll Hoffnung. —

In Stein's Wesen lag etwas so Ermuthigendes, Zuverlässiges, daß sich sogleich nach seiner ersten Unterredung mit dem Könige, dessen Muth aufrichtete, und er ihm die oberste Leitung aller Civil-Angelegenheiten verhieß. Stein erklärte sich zur Annahme bereit, unter der Bedingung, wenn Beyme entfernt und er selbst Mitglied der Militair-Organisations-Commission würde, zu welcher auch Scharnhorst und Gneisenau gehörten. Es wurde ihm dies nicht nur alles bewilligt, er erhielt auch den Stern des rothen Adlerordens. Die Cabinetsordre, welche ihn an die Spitze sämmtlicher Civilbehörden stellt, ist vom 4. October 1807. — Weil Beyme nicht gleich eine Anstellung erhalten konnte und man den Unwillen Stein's fürchtete, so schrieb die immer milde und versöhnliche Königin an diesen: „Ich beschwöre Sie, haben Sie nur Geduld mit den ersten Monaten. Der König hält gewiß sein Wort. Beyme kommt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie nach. Daß um Gottes willen das Gute nicht um drei Monate Geduld und Zeit über den Haufen fällt. Ich beschwöre Sie, um König, Vaterland, meiner Kinder, mein selbst willen, darum Geduld. Luise."

Fünfter Abschnitt.

1807 (October) bis 1809 (Januar).

Wichtige Staatsreformen in Preußen in der Civil- und Militairverfassung. — Scharnhorst. — Gneisenau. — Der Tugendbund. — Preußens Wiedergeburt. — Der verhängnißvolle Brief. — Stein's Entlassung. — Sein politisches Testament. —

Fürwahr, es gehörte viel Muth dazu, an die Spitze eines unglücklichen, halb auseinander gerissenen, um 5 Millionen Seelen und 2500 Quadratmeilen ärmer gewordenen, von der ersten in die dritte Rangordnung der Staaten geworfenen Reichs zu treten. Preußen glich nach dem Frieden zu Tilsit einem Schwerverwundeten, dem mehr als eines seiner Glieder abgeschlagen ist, und dem des Feindes Waffe selbst noch im Leibe steckt, so daß er sich nicht rühren, noch aufrichten kann. — Noch lag in Preußen ein französisches Heer von 200,000 Mann, welches unentgeltlich verpflegt werden mußte, nur der Strich zwischen der Memel und der Weichsel war geräumt. Die Termine der festgesetzten Räumung der übrigen Landesstriche wurden nicht gehalten, Preußen solle erst die ihm auferlegte Contribution bezahlen. Nachdem dieselbe auf 112 Millionen festgesetzt war

(Ende Octbr.), bot Stein sofort theils Baarbezahlung, theils Bürgschaft an. Die Franzosen nahmen das Anerbieten nicht an, woraus klar wurde, daß sie das Land bis zur Erschöpfung aussaugen wollten, darum verwalteten sie auch fort und fort das Land, zogen die Steuern ein, beraubten die Staatskassen, selbst die Bank, die Wittwen- und Waisenkassen, die Stiftungskassen der Kirchen und Schulen. Die Noth des Volks war über alle Beschreibung groß. Die Vorräthe der Einwohner waren durch die Einquartierungen und Lieferungen fast gänzlich aufgezehrt; dazu kamen ansteckende Krankheiten, Nervenfieber und Ruhr, welche durch die feindliche Armee überall hin verbreitet wurden, so wie eine furchtbar verheerende Viehseuche, zahllose, durch die Unvorsichtigkeit der Franzosen erzeugte Feuersbrünste, und eine entsetzliche Theuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse. Da viele Einwohner so verarmt waren, daß sie die ihnen auferlegte Contribution nicht bezahlen konnten, so wurden in eine große Anzahl von Ortschaften französische Executionstruppen eingelegt, welche den unglücklichen Einwohnern ihre letzte Habe abpreßten.

Niedergebeugt von allen diesen namenlosen Leiden seines Landes sendete der König seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, den Gemahl der allgemein hochgeachteten Prinzessin Marianne, nach Paris, um das Elend des preußischen Landes zu schildern, und um die Räumung Preußens von den französischen Truppen zu erwirken (Novbr. 1807), auch über die Abbezahlung der festgestellten Contribution zu unterhandeln. Nach vielen Umschweifen und Ränken der Franzosen schloß der Prinz ein Abkommen (8. September 1808), vermöge dessen Preußen bis zur Zahlung der Contribution die drei Festungen Glogau, Küstrin und Stettin an Frankreich überlassen mußte. Die französische Besatzung in denselben sollte auf preußische Kosten erhalten werden; sieben Kriegsstraßen sollten das Land durchschneiden,

Ländereien mußten noch abgetreten werden, welche in dem Tilsiter Frieden nicht erwähnt waren, und der König mußte versprechen, binnen der nächsten zehn Jahre nicht mehr als 42,000 Mann unter den Waffen zu halten. Zugleich mußte Preußen der Continentalsperre gegen England beitreten, wodurch sein Handel vollends ruinirt wurde; auch wurde der preußischen Regierung angedeutet, ja nicht wieder in ihren alten Geist (feindliche Gesinnung gegen Frankreich) zurück zu fallen. Letzteres war ohne Zweifel eine Anspielung auf die Ernennung Stein's, den, troz der erwähnten Empfehlung Napoleon's, die französische geheime Polizei bald als das Haupt der patriotischen Richtung in Preußen heraus erkannte. —

Aber wie gewaltig auch der Druck von Außen, das Elend im Innern, wenn auch Preußen am Rande der Vernichtung war, Stein zögerte nicht, das Steuerruder des lecken Staatsschiffs zu ergreifen; denn er war nicht nur von echter Vaterlandsliebe, Nationalgefühl und freisinnigen Staatsgrundsätzen erfüllt, sondern trug auch Kraft eines genialen Aufschwunges eine Fülle schöpferischer und organisirender Gedanken in sich. Seine Ideen über den nothwendigen Uebergang zu neuen, edlern und bessern Staatszuständen waren bereits abgeschlossen, — sein schönes Werk weiser und zeitgemäßer Staatsreformen konnte sofort beginnen. —

Die Zeit hatte große Lehren gegeben. Aufgenöthigt, aufgedrungen hatte die Katastrophe vom October 1806 allen preußischen, wahren Vaterlandsfreunden, die klare Ueberzeugung, daß des dahinsinkenden Staates Schwäche und Unhaltbarkeit hauptsächlich in seiner fehlerhaften innern Organisation und Befolgung eines nachtheiligen staatswirthschaftlichen Systems beruhe, daß eine gänzliche Reform nöthig sei, wenn die gebeugte Nation wieder gehoben, der zerrüttete Wohlstand wieder hergestellt und weiter befördert, und jemals für die Enkel Friedrich's des Großen ein Tag der

Ehre und des Ruhmes wiederkehren solle. — Stein fand deswegen für seine Reformen schon einen empfänglichen Boden. Stein hatte das Wesen seiner Aufgabe nicht nur sehr scharf begriffen: Milderung der Noth in der Gegenwart und Vorbereitung für die Zukunft durch die kräftige Wiedererhebung des preußischen Staats und in deren Folge von ganz Deutschland, sondern auch über die Mittel zur Lösung derselben sich sehr klare und bestimmte Ansichten gebildet. Sie waren einfach, groß, seiner würdig.

„Was dem Staate", so lauteten die Grundsätze, welche er verwirklichen wollte, „an äußerer Größe abgeht, muß er an innerer Kraft gewinnen. Das Alte ist vergangen, es muß Alles wieder neu werden, wenn das zertrümmerte Preußen wieder Bedeutsamkeit im Staatenbunde erhalten soll. In den Ueberbleibseln des ehemaligen größern Staats sind feindselige Elemente vorhanden, diese müssen weggeschafft werden, damit Alles sich zu einem Ganzen gestaltet. Die verschiedenen Stände im Staate sind wegen der Gunst, die der eine genoß, mit den minder begünstigten im Streit. Eintracht giebt Stärke. Gleiches Recht, was alle Staatsglieder umfaßt, und dem einen Stande nicht mehr gewährt, als dem andern, muß herrschen, wenn Eintracht einkehren soll. Allen Einwohnern gleiche Pflichten gegen den Staat. Jeder muß persönlich frei sein und nur einen Herrn haben, den König mit seiner Gesetztafel in der Hand. Und damit Pflicht und Recht gleich, und die erstere keinen Einzelnen drückend werde, steht eine Nationalrepräsentation da, durch deren Mitwirkung bessere Gesetze zu Stande kommen, als durch Beamtenrath. Freier Gebrauch seiner Kräfte, Fähigkeit und Geschicklichkeit muß jedem Menschen im Staate gewährt werden, so lange er nicht die Schranken verletzt und bricht, welche Religion, Sittlichkeit und Staatsgesetze, die das Ganze umfassen, vorschreiben.

Alles Grundeigenthum muß jedem Erwerber zugänglich sein; Erleichterung des Besitzes und Erwerbes muß durch eine tüchtige Gesetzgebung gefördert werden. Die Bevormundung der Gemeinden durch die Behörden oder durch einzelne Privilegirte ist ein gefährlicher Uebelstand, der allen Gemeinsinn unterdrückt; sie muß enden. Niemand im Staate, weder eine Corporation, noch ein Individuum, dürfen Richter in eigner Sache sein. Daher Trennung der Justiz von der Verwaltung. Für Alle nur die nämlichen Gesetze, also auch nur die eine richterliche Behörde, deren gesetzlicher Ausspruch für den Höchsten wie für den Niedrigsten gilt. Keiner unfrei im Staate, nur der Verbrecher, der Religion, Sittlichkeit und heiliges Recht mit Füßen tritt. Auch der Dienstbote ist persönlich frei; ein Vertrag, welcher den Grundsätzen staatsbürgerlicher Freiheit nicht entgegen sein darf, bindet ihn an seinen übernommenen Dienst. Dasselbe Gesetz schützt ihn und seinen Herrn. Bildung erhebt ein Volk und der höhere Grad derselben weist ihm seine höhere Stellung im Verein der civilisirten Staaten an, sie ist die wahre Lebensbedingung gedeihlicher Fortschritte in Ordnung, Kraft und Wohlfahrt. Der Staat muß diese Bildung fördern."

Solche Ideen erhielten den Beifall der Vaterlandsfreunde; denn wenn es gelang, diesen in Preußen eine gesicherte Heimath zu verschaffen, alle die tausenderlei Einrichtungen und verwitterten Zustände in der Staatsverwaltung über den Haufen zu werfen, die ihrer Natur nach der freien Ausbildung des Volkes und dem wahren National-Wohlstande entgegenstanden, und nicht anders als erschlaffend, die Volkskraft hemmend und lähmend, jeden freien Aufschwung hindernd wirken konnten, so war voraussichtlich, daß Preußen in nächster Zukunft in Kraft und Vollmacht des welthistorischen Prinzips des Fortschritts in den Kampf gegen die

Reaction und den Rückschritt, deren Vorfechter Napoleon geworden, ziehn und siegreich daraus hervorgehn würde.

Obenan verdient von diesen der Freiheit und dem wahren Nationalwohlstand entgegenstehenden damaligen Zuständen genannt zu werden: die Leibeigenschaft, diese weiße Sclavin neuerer Zeit, als Erbunterthänigkeit, wie die Aristokraten es gern milder ausdrücken; dann der Dienstzwang, welcher viele Härte enthielt. Der Gutsherr und die Domainenbeamten bestimmten, wo jeder Knecht und jede Magd dienen sollten; auch war der Lohn, wofür sie dienen mußten, sehr gering und bestimmt. Sodann das Frohnwesen und die Vorspannpflichtigkeit, bei welcher der Ackerbau tief heruntergesunken war und der Charakter der Nation verdorben wurde. — Die größte Zahl der Güter war in den Händen des Adels, und sie durften weder vereinzelt, noch an einen Bürgerlichen verkauft werden. Der Adlige durfte kein bürgerliches Gut oder Bauernhof und der Bauer kein bürgerliches Grundstück besitzen. Auch die Benutzung der Güter war nicht frei; es durfte z. B. Niemand Forstgrund zu Aeckern machen, nicht einmal das Holz auf seinen eigenen Gütern nach Gefallen benutzen; auch durfte Niemand holzverzehrende Fabriken ohne Erlaubniß anlegen. Um Alles bekümmerte sich die Administration, die überdem noch die Ausfuhr der rohen Producte durch hohe Ausfuhrzölle erschwerte und oft ganz verbot, wie es bei der Wolle, dem Getreide, dem Holze u. s. w. oft der Fall war. Auch Brennereien, Brauereien, Ziegeleien, Mühlen durften nicht ohne Erlaubniß des Staates angelegt werden, nicht einmal Schmieden innerhalb der Bannmeile. Zu allem diesen kam noch das Zunft-, Kasten- und Monopolwesen, welches alle Fabrikate sehr theuer hielt und sie schlecht anfertigen ließ, der Absatz blieb ja den Fabrikanten immer gesichert, sie mochten schlecht arbeiten oder gut. — Dazu kam noch der Bierzwang, Mühlzwang, ja der Musikzwang in der Bann-

meile, denn so wie in diesem Kreise nur in bestimmten Mühlen gemahlen, aus bestimmten Brauereien Bier getrunken werden durfte, so hatte auch der Stadtmusikus seinen Sprengel, in welchem er allein Musik machen durfte.

Sobald Stein an die Spitze der Verwaltung trat, ging es rasch an ein Einreißen des Unhaltbaren von alten morschgewordenen Staatsgebäuden. — So große unsterbliche Verdienste durch die gleich zu erwähnenden Verordnungen in dieser Beziehung der neue Premierminister aber auch hatte, wir müssen, wollen wir nicht ungerecht sein, auch der Verdienste anderer Männer, wie eines Hardenberg, Stägemann, Schön um die heilige Wiedergeburt Preußens gedenken.

Mit ungewohnter Schnelligkeit traten die Reformen Stein's in das Leben und brachten auf die Volksstimmung eine an's Wunderbare gränzende Wirkung hervor.

Schon vier Tage nach seinem Eintritt (5. October) erschien eine organische Verordnung, welche über den Geist der von ihm beschlossenen Staatsverjüngung Aufschluß gab (Edict Memel 9. October 1807).

In Preußen hatten sich nämlich die Nachwirkungen des Princips der deutschen Reichsverfassung in der Urzeit und dem Mittelalter, die allzuschroffe Trennung der verschiedenen Stände, Begünstigung des adligen und Zurücksetzung des bürgerlichen Elementes, trotz aller Freisinnigkeit Friedrich's des Großen bis in das neunzehnte Jahrhundert fortgepflanzt. Der Adel, insofern er auf genetischen Unterschieden, auf organisirenden Kräften selbst beruht und durch höhere Berufsfähigkeit, wahre Erhabenheit des Geistes, der Gesinnung und des Charakters sich äußert, ist in dem wohlgeordneten Staate der Civilisation ein zu wichtiges Element, als daß eine unweise Beeinträchtigung desselben dem großen Ganzen nütz-

lich sein könnte; allein nie darf seine Auszeichnung auf der Unterdrückung des Bürger- und Bauerstandes beruhen, nie durch Verachtung, Beeinträchtigung und Unterdrückung und Verkümmerung dieser wichtigen Staatselemente erkauft werden. Solches war aber in Preußen selbst nach dem erleuchteten Zeitalter Friedrich's des Großen noch geschehn und man hatte den Adel nicht nur durch unbillige, nicht mehr zeitgemäße Vorrechte übermäßig begünstigt, sondern schien seine hochmüthige Verachtung der übrigen Stände ganz in der Ordnung zu finden. — Eine hochmüthigere Kaste als die Adelskaste in Preußen, welche dem größeren Theile nach mit diesem Hochmuth Ignoranz verband, fand man kaum in einem andern deutschen Lande, — in einem außerdeutschen, selbst in Rußland und Polen gar nicht. Unter ihr fanden sich auch die größten Cabalenschmiede gegen Stein und dessen Reformen, und diese waren doch eben so sehr von der Nothwendigkeit, wie von der Gerechtigkeit geboten. Nur wenige, und dies waren gerade die hochgestelltesten, gebildetsten, theilweise begütertsten, sahen es ein, daß Standesvorrechte unverträglich mit dem allgemeinen Staatsbürgerthum seien, welches zur Geltung gebracht werden mußte, sollte das große Ziel, welches Stein unausgesetzt verfolgte: Vorbereitung des Volks zum Befreiungskampfe, erreicht werden, wodurch der Krone wieder Macht und Ehre, dem Vaterlande Selbstständigkeit, dem preußischen Namen Achtung verschafft werden sollte. — Wie aber die eigensüchtige Natur der Menschen sich immer sträubt, einen Vortheil, ein Vorrecht, und wenn das auch ein Unrecht gegen Viele Andere ist, zu Gunsten Anderer aufzugeben, so schien dies schon auch einem Theil des preußischer Adels etwas Unerhörtes, Unerlaubtes, — darum suchte nun das Junkerthum Stein's Pläne überall zu durchkreuzen, oder, nach der Ansicht: „Zeit gewonnen, viel gewonnen", ihre Ausführung zu ver-

zögern. — Vielleicht war dies der Grund, als Stein später es an der Zeit hielt, alle Hebel in Bewegung zu setzen für Erhebung des Volkes zum Kampfe auf Leben und Tod gegen die Fremdherrschaft, daß er in einer der geheimen Berathungen (Aug. 1808), denen nur Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann und Boyen beiwohnten, den Vorschlag machte: bei Ausbruch des Krieges die Aufhebung des Adels zu proclamiren; der König sollte nur den Adel derer anerkennen, welche sich im Kriege auszeichnen, überhaupt um das Vaterland verdient machen würden.

Durch eine organische Verordnung vom 9. October wurde das bisherige Verhältniß des grundherrlichen Eigenthums wesentlich verändert. Das ausschließliche Vorrecht des Adels auf den Besitz der ritterschaftlichen Güter hörte auf und es war von nun an auch Bürgern und Bauern erlaubt, dergleichen zu erwerben, nicht minder aber auch dem Adel, bürgerliche und bäuerliche Grundstücke an sich zu bringen und bürgerliche Gewerbe zu treiben, ohne durch diesen Betrieb, wie dies bisher zu geschehen pflegte, bei seinen Standesgenossen mit dem Banne der Verachtung belegt werden zu dürfen. Dann richtete diese Verordnung ihr Augenmerk auf die Verminderung der Fesseln des Grundeigenthums, indem sie die Zertheilung der großen Güter, die sogenannte Dismembration erleichterte, also unter Vorbehalt der Rechte der Gläubiger den Eigenthümern großer Bezirke erlaubte, einzelne Grundstücke davon zu verkaufen, was bisher verboten war. Hiernächst ermäßigte die Verordnung die Strenge des Lehenverbandes durch die Ermächtigung der Grundeigenthümer, Lehensverbindungen, in so fern es die Rechte eines Obereigenthümers nicht beeinträchtigte, durch Familien-Uebereinkünfte abzuändern oder ganz aufzuheben. Endlich griff die Verordnung mit starker Hand an die Wurzeln eines alten Hauptschadens, indem es die Leibeigenschaft mit Eintritt des 11. Novem-

ber 1810 für gänzlich erloschen erklärte. Es hörte also die bisher den größten Theil der Landesbewohner an ihre adligen Gutsherren bindende Unterthänigkeit mit Dienst= und Loskaufungszwange auf, und von allen Verbindlichkeiten zu Geldzinsen, Hand= und Spanndiensten und ähnlichen Frohnden wurden keine für rechtlich erkannt, als solche, die auf einem Abkommen beruhten. Dieses Gesetz brachte dasjenige, was in und außer Frankreich als das bleibendste und wohlthätigste Ergebniß der französischen Revolution angesehn ward, in gemäßigter Gestalt nach Preußen. Das gealterte Gebäude ritterlicher Grundherrlichkeit ward nicht gewaltsam zertrümmert, aber auch nicht ferner gewaltsam auf Kosten der nationalen Entwicklung gestützt, und ein freier Bauernstand durfte fortan des eigenen Bodens sich erfreuen. — Schon am 28. October erfolgte ein Erlaß des Königs, welcher die Leibeigenschafts= und Hörigkeitsverhältnisse auf sämmtlichen Gütern und Domainen der Krone mit dem nächsten 1. Juni 1808 für erloschen erklärte. —

Stein war aber nicht nur ein Staatsmann im wahren Sinn des Worts, er war auch ein erfahrner und gewandter Geschäftsmann, der den Geldmarkt, die Börsen, Bank und Wechselgeschäfte genau kannte. Alles kam jetzt darauf an, das Geld zur Bezahlung der dem Lande auferlegten ungeheuern Contribution herbeizuschaffen. „Haben ja", äußerte der König zu Stein, „früher im Bergwerkdepartement gearbeitet, müssen neue Goldgruben entdecken." Am 4. März 1808 traf Stein in Berlin ein und es gelang ihm, den eiteln französischen Generalintendanten für sich zu gewinnen. Als dieser nun die Bezahlung von einhundert Million Francs, eine für den damaligen Zustand des Staats und seiner Hilfsquellen fast unerschwingliche Summe, und zwar sogleich, verlangte, erwiederte Stein zu Daru's großer Ueberraschung: „er würde das Unmögliche möglich machen." — Er hoffte durch

Verkauf und Verpfändung der Domänen und anderer Staatsbesitzungen, durch Erhöhung des Pachtzinses, jene bedeutende Summe zur Verfügung zu erhalten; er zählte hierbei auf die patriotische Unterstützung der westpreußischen, pommerschen, märkischen und schlesischen Stände und der Banquiers in den großen Städten, — er hoffte auf den Patriotismus des ganzen Landes, — er war überzeugt, bei dem Urquell der Macht, bei dem bisher in unbefragter Unterthänigkeit regierten Volke Hilfe, Rath, Heilung zu finden. Und seine Hoffnung täuschte ihn nicht. — Das Volk, welches in der organischen Verordnung vom 9. October einen neuen schönen Morgen, den Morgen des Staatsbürgerthums anbrechen sah, und mit Recht noch andere ähnliche Verordnungen erwartete, durch welche Preußen das Vaterland einer harmonischen Civilisation, ein wohlbearbeitetes Feld werden mußte, worauf die unausbleibliche Gestaltung der europäischen Zukunft, das Weltbürgerthum den am meisten bereiteten Boden finden und die ersten und schönsten Früchte tragen würde, — das preußische Volk zeigte sich des Vertrauens seiner Regierung würdig, überall fand der König eine, ihn selbst mit tiefster Rührung erfüllende Hingebung, — und Stein war bald im Stande, die hundert Millionen zu decken.

Mitten in seinen Verhandlungen mit Daru erhielt Stein ein Schreiben von dem Könige: „(Königsberg 15. Mai) . . . es wird mir angenehm sein, wenn Sie Ihre Zurückkunft nicht zu lange verzögern, zumal, da unsre pekuniairen Mittel zu Ende gehen und ich glaube, daß wir trotz unsrer Einschränkung noch auf neue Ersparnisse denken müssen. Ich bewundre zu gleicher Zeit den Muth, die Festigkeit und die Selbstverläugnung, welche Sie bei allen Ihren Schritten begleiten. In der Erwartung glücklicher Resultate, nach so vielen Opfern, welche Sie dem allgemeinen Wohle

bringen, und deren ganzen Werth ich anerkenne, verbleibe ich Ihr 2c. Friedrich Wilhelm."

Auch die Königin verlangte seine Rückkehr nach Königsberg. Sie schrieb ihm unter dem 1. Mai von einer häßlichen Cabale, welche um sich greife, von unverschämten Menschen, welche durch ihn zurechtgesetzt werden müßten u. s. w.

Es war dieselbe Partei, welche früher mit Frankreich cabalirte und intriguirte, die Zastrow, Köckeritz, Knobelsdorf 2c., welche mit dem verstockten Junkerthum eine unselige Alliance bildete, zur Erhaltung der russischen Gutsunterthänigkeit der Bauern, Stein's Sturz durch Verleumdungen, jedoch vergebens herbei führen wollte, und seinen Reformen opponirte.

Unbeirrt durch diese verleumderischen Wühlereien eines Theiles der privilegirten Adelskaste ging der große preußische Staatsreformator seinen ruhigen, sichern Gang fort.

Wie Stein durch die Verordnung vom 9. October den mittlern Ständen schon im Augenblick namhafte Erleichterung verschafft und den ersten Grund zu einer großartigen Zukunft gelegt hatte, so kam es auch darauf an, der Noth des Augenblicks wirksam zu steuern. Bei der Zerrüttung des Staats und der großen Verarmung der Bevölkerung in Folge des verheerenden Kriegs war es natürlich, daß sowohl Geschäftsleute, als Bauern und Gutsbesitzer häufig mit ihrer schuldigen Zahlung nicht aufkommen konnten. Ausklagungen und gerichtliche Executionen mußten sich daher ungewöhnlich vermehren, zugleich aber die zahlungsfähigen Käufer bei Subhastationen von Gütern übermäßig vermindern. Unter solchen Umständen war zu besorgen, daß bei den Zwangsversteigerungen die Güter unerhört verschleudert werden möchten, und daß so der wichtige Stand der Grundeigenthümer binnen kurzer Zeit an den Bettelstab gebracht werde.

Um dem namenlosen Elende, welches dadurch entstehen mußte, vorzubeugen, ertheilte Stein durch die Verordnung vom 24. November 1807 allen Eigenthümern von Häusern, Gütern und Grundstücken in den Städten und auf dem Lande eine allgemeine Zahlungsnachsicht (Moratorium oder Indult) bis zum 24. Juni 1810. Vom Tage der Erlassung dieser Verordnung bis zu dem letztgenannten Termine durften die Hypothekengläubiger, unter welchem Namen sie dies auch waren, ihre Capitalien nicht kündigen, und eben so wenig die Gerichte Klagen wider die Schuldner auf Abtragung des Capitals annehmen oder Execution bewilligen. Diese Maßregel war sowohl für die Schuldner als für die Gläubiger eine äußerst heilsame, da bei hastigen Versteigerungen in der allgemeinen Noth aus den Pfandgegenständen oft so wenig erlöst wurde, daß sogar die ersten Hypotheken noch bedeutend verloren. Jedoch mußten bei Strafe des Verlustes der Rechtswohlthat die Schuldner während der allgemeinen Zahlungsnachsicht ihre Zinsen pünktlich abführen. Die Rechtswohlthat erstreckte sich auch auf Geschäfts- und Gewerbeleute, zu gleicher Zeit wurden alle schon anhängige Schuldklagen eingestellt. Durch diese umsichtige Staatsmaßregel des Indults erwarb sich Stein ein unvergängliches Verdienst; denn es steht geschichtlich fest, daß vorzüglich durch sie der gänzlichen Auflösung des preußischen Staats vorgebeugt wurde.

Noch weit mehr lag Stein sein zweiter Hauptzweck am Herzen, die Vorbereitung der künftigen Widererhebung Preußens und Deutschlands. Er war auch in dieser Beziehung äußerst klar und sich deutlich bewußt, daß seine Aufgabe nur durch Verbesserung der Gesinnung, nur durch Anregung und Förderung der freisinnigen Richtung, durch Erweckung des Freiheitsgefühls und der Vaterlandsliebe und zu dem Ende durch Emporhebung der mittlern und der untern Stände gelöst werden könne. Allein in dieser Hinsicht

mußte er äußerst behutsam verfahren. Denn schon hatte er das Mißtrauen des französischen Kaisers erregt, und war von den Argusaugen der französischen geheimen Polizei umlauert. Er wußte dies, und verschob darum die tiefer greifenden Reformen. Oeffentlich ging er zunächst an das Heerwesen. Dies zu reorganisiren war eine besondere Militair-Immediat-Commission niedergesetzt, deren Mitglied Stein gleichfalls, mit Gneisenau, Grolmann, Boyen &c., deren Präsident der General Scharnhorst war, denn am Ende waren es doch nur die Waffen, durch deren Anwendung man das Ziel aller liberalen Bestrebungen erreichen konnte.

General Scharnhorst (geb. 1756), der Sohn eines hannöverschen Pachters, früher Fähnrich in der hannöverschen Artillerie, seit 1801 in preußischen Diensten, bekannt als militairischer Schriftsteller, und ausgezeichnet durch Besonnenheit, Entschlossenheit, seine rastlose und vorsichtige Thätigkeit, war seit 1807 Generalmajor und Kriegsminister, wirkte für das Heerwesen und gegen dessen Gebrechen, wie wir schon oben geschildert haben, ganz wie Stein für das Civilwesen. Im Februar 1808 wurde unter dem Vorsitze der Prinzen Wilhelm und Heinrich ein Ehrenreinigungstribunal niedergesetzt, vor dem sich alle Officiere der Armee, ohne Ausnahme, in Betreff ihrer Gefangennahme, Flucht, oder der unter ihren Augen erfolgten Verluste zu rechtfertigen hatten, vor welchem alle im letzten Kriege vorgefallenen Feigheiten, Verräthereien und Pflichtverletzungen gebrandmarkt, mit den härtesten, aber gerechten Strafen belegt wurden. Dies Gericht wirkte sehr heilsam und säuberte die Armee von vielem Unrath. — Auch ertheilte der König den Officieren eine von Scharnhorst entworfene, strenge Instruction, worin er ihnen verbot, in die Ungezogenheiten der vorjenaischen Zeit, in das Bramarbasiren, die Verachtung des Bürgers, das liederliche Treiben, Spielen, Schuldenmachen &c. wieder zu verfallen, und im Hinblick

auf das allgemeine Landesunglück mit den Bürgern Hand in Hand zu gehen, einig zum Heil des Vaterlandes.

In seinen Plänen unterstützte ihn der Oberst von Gneisenau, bekannt durch seinen bewunderungswürdigen, militairischen Blick, rasche Uebersicht und durchdringenden Scharfsinn, und der Major von Grolmann, ein Mann von redlichstem Charakter, an sich selbst als Soldat große Anforderungen stellend, und daher streng gegen die Andern. — Die wichtigste Reform bestand in der Abschaffung des Werbesystems, welches durch die allgemeine Verpflichtung der Staatsbürger zum Kriegsdienst ersetzt wurde. Die natürliche Folge dieses Princips war die Errichtung einer Art Volksbewaffnung, welche den Namen Landwehr erhielt. Das ausschließende Anrecht des Adels auf Officierstellen wurde aufgehoben (6. August 1808), ebenso die demoralisirenden Strafen des Spießruthenlaufens und der Stockschläge. Es war wunderbar, wie diese Maßregeln den Geist der Soldaten wie mit einem Schlage veredelten. Zu gleicher Zeit wurde der äußere und mechanische Theil des Heerwesens neu eingerichtet, zweckmäßiger geordnet und von den Uebelständen befreit, über welche Alter und Gewohnheit nur allzu lange getäuscht hatten. Die Heermassen und die Kriegsbehörden wurden einfacher eingetheilt, die Mannschaften angemessener bekleidet und geübt, und trotz der von Frankreichs Machtgebot später aufgezwungenen Zahlbeschränkung (42,000 Mann) ein neuer Truppenkern durch jährliche Aushebung der Neulinge und Wiederentlassung der Geübtern unter dem Namen „Krümper“ gebildet. So konnte denn Napoleon mit vollem Rechte sagen, was er, — wie man erzählt, gesagt haben soll —: Preußen habe, dem Tilsiter Frieden zufolge, freilich nur 42,000 Uniformen, aber in jeder Uniform stäken drei Soldaten. —

Eine Menge der vortrefflichen Einrichtungen Scharnhorst's,

ein wehrhaftes, waffengeübtes Volk zu bilden, können hier, des Raumes wegen, nicht erwähnt werden. Man glaube aber ja nicht, daß die Scharnhorst'schen Einrichtungen diejenigen sind, die gegenwärtig noch in der Armee bestehen, — sie sind alle modificirt worden. — Auch fanden sie, namentlich unter den alten Officieren, viele Gegner, vorzüglich die Abschaffung der Stockprügel. „Denn was soll es bedeuten," schreibt der General Marwitz, „einen faulen Bauerbengel, oder einen durchtriebenen bürgerlichen Racker aus der Stadt mit süßer Milde zu behandeln, wie einen gefühlvollen Herrn, und von Ehre mit dem zu reden, der nur thierischen Trieben zu folgen gewohnt ist." Von der Art waren die Ansichten und Vorurtheile derjenigen Männer, vor deren „Cabalen" die Königin Stein warnte, und die mehr als einmal in offenen Angriff ausarteten.

Uebrigens lebte Scharnhorst, der überlegend, nie leidenschaftlich, beharrlich langsam sein Ziel verfolgte, mit Stein, welcher sich leidenschaftlich heftig gegen jede Anmaßung und Dummheit, rücksichtslos, ohne Umschweif zeigte, in dem besten Vernehmen, und er war vielleicht der Einzige, welcher es wagen durfte, dem Ungestüm und der Heftigkeit des Freundes beschwichtigend entgegen zu treten.

Wir reihen jetzt die Verordnungen Stein's aneinander, welche er erließ, theils das materielle, theils das geistige Wohl des Staates zu fördern, theils die patriotischen Gesinnungen für seine großen Zwecke zu nähren, theils die Staatsverwaltung zu vereinfachen.

Am 24. October 1808 wurde der Zunftzwang aufgehoben und die Gewerbefreiheit eingeführt. Aus der letztern ging zu gleicher Zeit die Aufhebung der Bannrechte, des Mühlzwanges und sonstiger Zwangsgerechtigkeiten hervor, wodurch der Verkehr des Ganzen zum Vortheile Einzelner gehemmt worden war. —

Um das Selbstgefühl der Bürger zu wecken, den Einfluß derselben auf die Leitung der Staatsangelegenheiten vorzubereiten, und auf eine freiere Bewegung der Kräfte hinzuwirken, erschien am 19. Novbr. 1808 von Königsberg aus eine umfassende Verordnung über die Verbesserung der Gemeinde- und Städteverfassung, — die Städteordnung. Sie gab den städtischen Bürgern der preußischen Monarchie die alten Municipalrechte wieder, die sie in der Blüthezeit des deutschen Lebens erworben und durch mehrere glückliche Jahrhunderte besessen, in dem letzten Jahrhunderte aber verloren hatten, und darum in die kläglichste staatsbürgerliche Erbärmlichkeit und Ohnmacht versunken waren. Das städtische Gemeinwesen war nie, nur das Heer und die königliche Beamtenschaft als Staat in Betracht gekommen. Als aber das erstere zerstreut, die letztere gelähmt, entflohen, oder dem Sieger verpflichtet, Volk und Staat aber noch übrig war, und die Bürgergemeinden der meisten größern Städte wohlmeinende und muthige Gesinnungen zeigten, da ward anerkannt, welcher Hilfe sich der Staat durch die Ansicht entschlagen, die im Bürger, wie im Volke überhaupt nur todten, von oben herab zu bearbeitenden Stoff gesehen hatte.

Diese Städteordnung hob den Unterschied zwischen unmittelbaren und mittelbaren Städten auf, und theilte diese nur in große, mittlere und kleine. Sie gab die Leitung und Verwaltung der Städte, besonders des bisher von den Regierungen und Behörden (Kammern) sehr mißbrauchten Communalvermögens in die Hände der Bürger, ihrer selbstgewählten Magistrate, und selbstgewählter unentgeltlich dienender Stadtverordneten. Bis dahin hatten die Kammern das städtische Vermögen ganz als ihr Eigenthum behandelt, nach der kleinlichsten Sparsamkeit nur den Betrag der jährlichen städtischen Ausgaben bewilligt und die Ueberschüsse nicht für die besondern Bedürfnisse der Stadt, sondern für die all-

gemeinen des Staates verwendet. Durch die Städteordnung wurde Bürgersinn und lebendige Theilnahme des Bürgers an seinen Interessen erweckt, da die Erhaltung, so wie die Förderung des Gemeindewesens in materieller, so wie in geistiger und sittlicher Hinsicht seiner Sorgfalt anvertraut war. Durch sie erlangte im preußischen Staate der Bürger eine Bedeutung und öffentliche Thätigkeit, deren er, außer England und der Schweiz, sonst nirgends in Europa genoß, und es war durch sie das im deutschen Volksgeiste vorhandene demokratische Element in einem Kreise in Thätigkeit gesetzt, in welchem allein es nützlich zu wirken vermag. Diese Städteordnung sollte eine wahrhaft wirkliche Volksvertretung, die Reichsstände vorbereiten helfen. —

Noch nach Stein's Austritt erschien das von ihm bearbeitete wichtige Publicandum vom 16. Decbr. 1808, betreffend die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden der Monarchie, in Beziehung auf die innere Landes- und Finanzverwaltung, in welchem der König Friedrich Wilhelm III. verkündete, „daß er beschlossen habe, den obersten Verwaltungsbehörden eine verbesserte, den Fortschritten des Zeitgeistes angemessene, und der veränderten Lage des Staates entsprechendere Verfassung zu geben. Die neue Verfassung bezwecke daher, der Geschäftsverwaltung die größtmöglichste Einheit, Kraft und Regsamkeit zu verleihen, sie in einem obersten Punkte zusammen zu fassen und die Geisteskräfte der Nation und des Einzelnen auf die zweckmäßigste und einfachste Art für solche in Anspruch zu nehmen." „Die Nation," heißt es darin weiter, „erhält eine, ihrem wahren Besten und dem Zwecke angemessene Theilnahme an der öffentlichen Verwaltung, und dem ausgezeichneten Talente in jedem Stande und Verhältnisse wird Gelegenheit geöffnet, davon zum allge-

meinen Besten Gebrauch zu machen. Hiermit war also durch Stein bestimmt ausgesprochen, daß Preußen allgemeine Vertretung, Reichsstände, erhalten, mit einer wirklichen repräsentativen Staatsverfassung ausgestattet werden sollte. In Beziehung auf die Formation der obersten Verwaltungsbehörde wurde angeordnet, daß sich die oberste Leitung in einem Staatsrathe unter unmittelbarer Aufsicht des Königs concentriren solle; und statt der früher 16 Ministerien wurden fünf (Inneres, Finanzen, Auswärtiges, Krieg und Justiz) mit untergeordneten Sectionen eingerichtet. Damit standen die Instructionen für die Oberpräsidenten in den Provinzen, (23. Decbr.) und die Geschäftsinstructionen für die Regierungen, die statt der Kriegs- und Domänenkammern eintraten (26. Decbr.), in genauer Verbindung. Die Oberpräsidenten sollten nur die allgemeine Aufsicht auch über die ständische Verfassung und Versammlung der Provinzialvertreter führen, und sich selbst zweimal jährlich in Berlin versammeln.

Im hohen Grade wichtig war der Geist dieser neuen Staatseinrichtung und die Reihe von Folgen, die später sich daraus entwickeln mußten; denn der deutlich ausgesprochene Grundgedanke derselben bestand darin, daß das Volk durch die Organe seiner fähigsten und tüchtigsten geistigen Kräfte auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Einfluß ausüben sollte. Da dieses sowohl Preßfreiheit als Volksvertretung voraussetzte, so hatte die preußische Staatsverfassung im Grundsatz mit der absoluten Regierungsart gebrochen, und war in die Bahn der repräsentativen Verfassungsart unwiderruflich übergetreten. Noch am 26. Decbr. 1808 ward die Religionsfreiheit proclamirt, so daß aller Religionszwang aufhörte und eine Gleichberechtigung aller christlichen Confessionen eintrat.

Wir haben die Gesetzgebung und die Verwaltungsmaßregeln

Stein's nur andeuten, nicht sie in ihrer ganzen Ausführlichkeit darstellen können; wir wollen nur noch hinzufügen, daß sie dem preußischen Staate seine wahre Richtung, seinen naturgemäßen Entwickelungsgang so fest und sicher und unwiderstehlich bezeichnete, daß er nicht mehr die betretene Bahn verlassen kann, wenn Menschenwillkür in selbstsüchtiger Kurzsichtigkeit auch noch so sehr streben sollte, ihn davon abzulenken. Die preußische Gesetzgebung von 1807 bis 1811 steht wie eine feste eherne Mauer, sie läßt sich nicht übersteigen, nicht durchbrechen; diese Gesetzgebung ist mit bewundernswürdiger Schnelligkeit in die Köpfe und Herzen der Preußen eingedrungen, und zwar mit allen ihren Consequenzen. Diese müssen sich realisiren im Laufe der Zeiten mit derselben Nothwendigkeit, wie aus der Blüthe die Frucht sich bildet; sie haben die Nothwendigkeit eines logischen Schlusses in sich.

Indeß hatte Stein nicht blos solche allgemeine Zwecke, sondern auch ein näheres unmittelbares Ziel vor Augen. Indem er, voll glühenden Hasses gegen den Unterdrücker Deutschlands und Preußens, den Vorschub überschlug, welchen die frühere Entgeisterung, Abgestorbenheit und Trennung demselben geleistet hatte, hoffte er durch Wiederbelebung des öffentlichen Sinnes, durch Weckung der Volkskraft und durch Vereinigung gleichgesinnter Männer die Befreiung des Vaterlandes wohl bewerkstelligen zu können. Da er aber seine Absichten wegen der Eigenthümlichkeit der Zeitumstände in den Verordnungen nicht so kräftig ausdrücken konnte, als er wollte, so suchte er zunächst auf Einigung unter den Männern der patriotischen und freisinnigen Partei hinzuwirken und dieselben zu bestimmen, daß jeder in seinem Kreise seinen Einfluß zur Veredlung des Volkes anwende. Bei diesem Unternehmen ward er durch die vaterländische Gesinnung aller Preußen unterstützt. Unter ihrem Einflusse trat im Jahr 1808 eine Erschei-

nung hervor, welche Anfangs unbedeutend zu sein schien, belächelt und selbst bespöttelt wurde, aber dessenungeachtet eine Wirkung auf Deutschland hervorbrachte, welche welthistorisch genannt zu werden verdient.

Gespräche und Schriften, welche nach dem Tilsiter Frieden über das Unglück Preußens und die Mittel zu seiner moralischen Wiedererhebung gewechselt wurden, führten zwanzig Bürger und Officiere in Königsberg auf die Idee, einen Verein zu gründen, der sich folgende Aufgabe stellen sollte: „Beruhigung der durch das allgemeine Unglück aufgeregten Gemüther durch Ermahnung zur Geduld und Hoffnung; — Erweckung und Vermehrung der Liebe für den König und das Vaterland: — Erforschung der Uebel des Staats, Aufsuchung und Anwendung der Mittel zu ihrer Heilung; Erzielung einer volksthümlichen Militaireinrichtung; — Verbesserung der Jugenderziehung und Erweckung eines patriotischen Sinnes; — Abhilfe der Noth Einzelner; Belebung der Literatur im patriotischen Sinne. — Diese Verbrüderung gab sich den Namen sittlich-wissenschaftlicher Verein, wurde aber später allgemein der Tugendbund genannt.

Um dem Bunde einen festen Zusammenhang zu gewähren, gab man ihm eine bestimmte Einrichtung, welche nach dem Bilde der Staatsverfassung bemessen war. An der Spitze stand ein oberster Rath von sechs Mitgliedern und unter diesem Provinzialräthe, welche mit der Leitung der einzelnen Vereine, oder der sogenannten Kammern in den Provinzen betraut waren. Ein Schatzmeister oder Kassirer erhob die freiwilligen Geldbeiträge der Mitglieder des Vereins, ein Obercensor, Mitglied des obersten Bundesrathes hatte mit den Untercensoren in den Provinzialräthen dafür zu sorgen, daß keine unwürdigen Mitglieder in den Bund sich einschleichen konnten. Wenn aber auch die in

den Statuten des Bundes genannten und von der Regierung, ja von dem Könige selbst gebilligten öffentlichen Zwecke die obengenannten waren, so gab es doch noch einen geheimen: Vorbereitung zur Abwerfung des französischen Jochs.

Durch die edle patriotische Richtung des Vereins und die kluge Vorsicht, die Erlaubniß der Staatsregierung für den Bund einzuholen, wurde er schnell über ganz Preußen verbreitet. Zunächst trat seine Wirkung in vielen Unterstützungen hervor, welche der Verein den Nothleidenden gewährte, aber noch größer war seine Wirkung in Beziehung auf die Wiederbelebung des Muthes und der Vaterlandsliebe des Volks. Alle gleichgesinnten Männer waren durch ein natürliches Band vereinigt, vermehrten dadurch wechselseitig ihr Selbstvertrauen und erhöhten ihre moralische Kraft, auf die Stärkung des Volksgeistes einzuwirken. Die einflußreichsten Männer, deren Namen später in einem größern Wirkungskreise berühmt geworden sind, gehörten zu dem Bunde: v. Boyen (später Kriegsminister), v. Witzleben (desgl.), v. Grolmann (später General der Inf.), v. Ingersleben (Oberpräsident), v. Ladenberg, Schill, Schleiermacher, Prof. Krug, Arndt, Jahn, Niebuhr, Fichte und Andere. — Stein, Scharnhorst und Gneisenau konnten nach ihrer amtlichen Stellung nicht Mitglieder des Tugendbundes sein, indessen begünstigten und beförderten sie ihn im Stillen aus allen Kräften und ermunterten die Mitglieder zur Thätigkeit und Ausdauer. Stein galt allgemein als Protector des Bundes.

Ein solcher Verein entging natürlich der besondern Beachtung der französischen Polizei nicht. In vielen französischen Berichten, in diplomatischen Noten und Geschichtswerken wurde der Tugendbund als eine gefährliche, schreckliche, ausgebreitete Verbindung, als ein wahres Vehmgericht dargestellt, und als der König Friedrich Wilhelm III. nach Berlin zurückgekehrt war (23. Decbr. 1809),

mußte er, von Napoleon gedrängt, ein altes Gesetz gegen geheime Verbindungen von 1798 gegen den Tugendbund in Kraft treten lassen. Die Vorsteher erklärten in einer letzten Versammlung den Bund für aufgelöst, aber der wahre Bürgersinn, der Sinn für das Gute, die Empfänglichkeit für das Große und Edle war durch ihn unter dem Volke verbreitet, und wurde von jedem einzelnen Mitgliede durch Wort und That unterhalten 'und das heilige Feuer genährt, das bald die Herzen mit dem Muthe zur Wiedererringung der Freiheit entflammen sollte.

Elf Monate hindurch hatte Stein als Premierminister so in segensreicher Vorbereitung zum großen und schönen Zwecke gewirkt, als ein Ereigniß sich begab, welches auf Betreiben Napoleons seine Dienstentlassung und späterhin seine Verbannung aus dem Vaterlande, seine Aechtung und Confiscation seiner Güter zur Folge hatte, — Ereignisse, die so unerwartet für ihn, wie für Jederman sich begaben. —

Es war damals der Aufstand in Spanien ausgebrochen (1808), es gaben sich Anzeichen eines neuen Bruchs zwischen Oesterreich und Frankreich kund, Stein's feuriger, hochstrebender, unternehmender Geist meinte, daß die Zeit der Erhebung Deutschlands nicht mehr fern sei. — Stein, Scharnhorst, Gneisenau und Grolmann hielten es für den geeigneten Zeitpunkt mit Oesterreich und England ein geheimes Bündniß zu schließen, Napoleon durch vorgespiegelte Freundschaft zu täuschen und bei sich darbietender Gelegenheit mit den beiden andern Mächten ihn anzugreifen. Dieser Ansicht arbeitete die französische Hofpartei, deren vorzüglichste Führer jetzt Fürst Hatzfeld, Kalkreuth, Voß, Wartensleben, Golz 2c. waren, aus allen Kräften entgegen. Diese Partei wünschte einen innigen Anschluß an Frankreich, um dessen For-

derungen, die sich grade in dieser Zeit gegen den Prinzen Wilhelm in Paris auf das Unverschämteste steigerten, zu mildern, um Napoleon's Zorn zu besänftigen, — um die Bemühungen der großen Reformer Preußens, in denen sie nur Unheil, ja Verrücktheiten erblickten, zu Schanden zu machen. —

Stein überreichte damals dem Könige eine Denkschrift: „Darstellung der Lage von Europa und der von Preußen zu befolgenden Politik," in welcher er darthat, daß der gegenwärtige Zustand der Dinge für die Völker wie für die Fürsten ein unheilvoller, und daß es an den letztern sei, das ihnen durch die französische Zwingherrschaft drohende Schicksal von sich zu entfernen. Das könne nur mit Hilfe des Volkes geschehen. Man müsse dies also mit dem Gedanken der Selbsthilfe vertraut machen und gewisse Ideen beleben und verbreiten, wie eine Insurrection zu erregen und zu leiten sei. England und Oesterreich müßten bei dieser Insurrection mitwirken, darum müsse man ihnen den Plan vorher mittheilen. „Aber," heißt es weiter, — „man muß auch die Möglichkeit des Mißlingens fest im Auge halten und wohl erwägen, daß die Macht, die man angreift, groß und der Geist, der sie lenkt, kräftig ist, daß der Kampf begonnen wird weniger auf die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs, als auf die Gewißheit hin, daß ohnehin eine Auflösung nicht zu vermeiden und daß es pflichtmäßiger gehandelt ist gegen die Zeitgenossen und gegen die Nachkommen, und ruhmvoller für den König und sein Volk, mit den Waffen in der Hand zu unterliegen, als sich geduldig in Fesseln schlagen und gefangen halten zu lassen. Man muß sich mit dem Gedanken der Entbehrung jeder Art, mit dem Gedanken des Todes selbst vertraut machen, wenn man die Bahn betreten will, die man jetzt zu gehen sich vornimmt. Hat man auf diese Art sein Inneres vorbereitet und treten günstige Umstände ein, so fange man in Gottes Namen

die Sache an, und erinnere sich, daß durch Muth und Unerschrockenheit, durch kleine Mittel große Zwecke erreicht worden sind."

Seine militairischen Freunde forderte Stein auf: einen Plan zu entwerfen, um das Volk zur Insurrection zu bearbeiten, und einen zweiten, wie der Aufstand militairisch auszubilden und anzuwenden sei. Gneisenau überreichte dem König eine Denkschrift: „über Volksbewaffnung in Verbindung mit den stehenden Truppen", welche Stein zur Begutachtung erhielt. Dieser sprach sich (14. Aug. 1808) nur anerkennend über die in dieser Schrift enthaltenen Ansichten aus, bat den König dringend, diese zu den seinigen zu machen, und die zu ihrer Ausführung nöthigen Pläne, sobald sie ihm vorgelegt würden, zu genehmigen. „Wird diese erfolgen," schließt er, „so unternehme man sie mit Klugheit, Muth und Vertrauen auf Gott und entferne alle die gemeinen, erbärmlichen Egoisten, die, mit der Schande vertraut, nur ihre Trägheit und Sinnlichkeit zu befriedigen suchen."

Acht Tage später (21. August) übergab Stein dem Könige den von Scharnhorst verfaßten, klaren, lichtvollen, den glücklichsten Erfolg verheißenden „Entwurf über die dem österreichischen Hofe und England zu machenden Eröffnungen." Nachdem in demselben schlagend dargethan, daß in einem bevorstehenden Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich Preußen dem letztern mit allen seinen Kräften zu Hilfe kommen müßte, ein allgemeiner Aufstand in Deutschland (an einem Tage sollte man suchen, sich aller festen Plätze zu bemächtigen) vorgezeichnet ist, welcher mit den Bewegungen der österreichischen und preußischen Armee in Verbindung gesetzt werden sollte, schließt Scharnhorst: „Eine kleinliche Eifersucht hat die Staaten Europa's in's Verderben gestürzt, — nur Vertrauen im Glück und Unglück kann sie wieder herstellen; also: fort mit der elenden

Sprache der Diplomaten! die sich nur wechselseitig betrügen wollen; eine grade, freie Sprache sei unter den Mächten, die das große Werk, die Befreiung Europa's auf sich nehmen; vereint zu siegen, oder vereint zu fallen, sei ihre ganze, ihre innigste und heiligste Verbindung." — Stein hatte dazu die Bemerkung gemacht: „Der Krieg muß geführt werden zur Befreiung der Deutschen durch Deutsche. Auf den Fahnen des Landsturms muß dieses ausgedrückt sein, und führt als ein Provinzialabzeichen eine jede Provinz ihr Wappen oder ihren Namen auf der Fahne. Man sollte nur eine Kokarde haben, die Farben der beiden Hauptnationen in Deutschland, der Oesterreicher und Preußen: Schwarz, Weiß und Gelb."

Nachdem der König die ihm vorgelegten Pläne in gewissenhafte und ernste Ueberlegung gezogen hatte, beschied er Stein, Scharnhorst und Gneisenau zu sich und erklärte ihnen, daß er nur in Gemeinschaft mit Rußland und nicht eher, als bis Oesterreich einen entscheidenden Sieg erfochten haben würde, Theil an einem Kriege gegen Napoleon nehmen werde. Von einer Befreiung des Landes durch Volksaufstand wollte er nichts weiter hören und erklärte, daß er zu einer Nation, die ihn 1806 so gänzlich verlassen habe, alles Zutrauen verloren hätte. — Die drei patriotisch-begeisterten Männer entfernten sich schweigend und betroffen. Gegen die geheimen Unterhandlungen mit Oesterreich und England hatte der König jedoch eben so wenig, wie gegen den unausgesetzten Fortgang der Neubildung des Heeres. Noch einmal versuchten es Stein, Scharnhorst und Gneisenau, den König für den Anschluß an Oesterreich bei einem vorauszusehenden Ausbruche des Kriegs, so wie für ihre Insurrectionspläne zu gewinnen, als Napoleon den Prinzen Wilhelm in Paris zum Abschluß der Abrechnung und zum Eintritt in den Rheinbund drängen ließ

(August 1808). — Stein erklärte sich entschieden gegen den Beitritt zum Rheinbunde, „welcher Preußen in der öffentlichen Meinung in Deutschland und Europa noch mehr herabsetzen würde", rieth aber an, im Falle der König sich für Napoleon entschiede, alle Personen aus seinem Rathe und von dem Commando des Heeres zu entfernen, welche nicht dem französischen System huldigten.

Nicht unerwähnt darf es bleiben, daß mitten unter diesen vielumfassenden Plänen auch die Erziehung des Kronprinzen, jetzigen Königs Friedrich Wilhelm's IV., Stein's Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Der Prinz, damals dreizehn Jahr alt, war gefühlvoll, gut, heftig, lernbegierig und mit einer lebhaften und fruchtbaren Einbildungskraft begabt. Sein damaliger Lehrer Delbrück schien weder durch seine Kenntnisse noch durch seinen Charakter und seine pädagogische Geschicklichkeit geeignet, den künftigen Regenten Preußens auszubilden. Stein schlug deswegen den vielseitig gebildeten, geistreichen, beredten und durch seine äußere Haltung imponirenden Ancillon der Königin zum Erzieher des Prinzen vor. Die Königin versicherte ihn durch ihre Freundin, die Frau von Berg, und in einem eigenhändigen Briefe ihrer lebhaften Verbindlichkeit für seine Fürsorge, die ihre aufrichtige Dankbarkeit für Alles, was er für den König, das königliche Haus und das Land thue, noch erhöhe. Als der König fürchtete, Delbrück dadurch zu kränken, drang Stein wiederholt darauf, diesen zu entfernen, da der Prinz in einem Alter sei, welches nothwendig erheische, daß man sich sehr ernstlich mit seiner geistigen und sittlichen Ausbildung beschäftigen müsse. „Soll der Kronprinz," schrieb er an den König, „zu seinem zukünftigen Berufe gebildet werden, so ist es mit der allgemeinen Erziehung zu einem sittlichen und unterrichteten Manne nicht hinreichend, sondern es muß frühzeitig seine Aufmerksamkeit auf die Kenntniß der Geschichte der Nationen und ihrer

Beherrscher, auf die Ursachen ihrer Größe und ihres Verfalles geleitet werden, durch einen Mann, der mit diesen Ideen vertraut ist und damit Welt- und Menschenkenntniß verbindet, der einen Reichthum von Ideen besitzt, die er mittheilt und dadurch den Geist seines Zöglings belebt und auf ihn wirkt. Diese Gattung der Kenntnisse, diesen Reichthum der Ideen und Gefühle, diese lebendige Kenntniß des Gewirres des menschlichen Lebens besitzt Herr Delbrück nicht. . . Die Aufsätze des Kronprinzen beweisen, daß er das, was um ihn vorgeht, ruhig und besonnen auffaßt; man hätte ihn zur Aeußerung mehrerer eigenthümlichen Ansichten und Urtheile veranlassen und gewöhnen sollen." — Ancillon, welcher sich als Geschichtsschreiber und Publicist viel Verdienste um die Menschheit erworben hat, wurde auch später Hofmeister des Kronprinzen und Staatsrath. —

Mit seiner Familie blieb Stein auch in dieser, ihn unausgesetzt durch die wichtigsten Geschäfte in Anspruch nehmenden Zeit in einem steten brieflichen Verkehr. Die Briefe an seine Gattin, welche sich damals auf seinen Gütern in Nassau aufhielt, athmen alle die Liebe des sorgsamen Gatten, des treuen, um die Erziehung seiner Kinder ängstlich besorgten Vaters, des guten Sohnes, der die Liebe zu den verstorbenen Eltern noch treu in dem Herzen bewahrt. „Ich bin entzückt," schreibt er an seine Gattin, „daß Du mit Frücht (Stein'sche Besitzung in Nassau) zufrieden bist. Ich liebe diese Besitzung vorzugsweise, — meine Eltern sind dort begraben. Ich wünschte sehr, daß ihr Grabmal hübsch bepflanzt und vorgerichtet würde. Meine Absicht ist, mich neben meiner Mutter begraben zu lassen." — Aber ein trübe Ahnung schien ihn auch zu beschleichen, wenn er die damaligen politischen Zustände, sein Wirken, deutschen Sinn und deutsche Volksthümlichkeit durch seine Reformen in Preußen wieder zu beleben und das mit der französischen

Gewaltherrschaft verbundene Spionirsystem in's Auge faßte. „Wer weiß, was uns noch bevorsteht," schrieb er an seine Gattin (28. Juni), „und wann der Kelch, der uns bestimmt ist, geleert sein wird. Seien wir auf Alles gefaßt, fassen wir die Zukunft muthig in's Auge, sie kann uns noch auf harte Proben stellen."

Und die Zukunft stellte ihn auf sehr harte Proben.

Es kamen die Tage des Erfurter Congresses (27. September bis 14. October 1808). Um durch eine glänzende Schaustellung des französisch-russischen Bündnisses den Kaiser Franz von Oesterreich, welcher seit Anfang des Jahres rüstete, einzuschüchtern und sich dadurch bei dem in hellen Flammen aufschlagenden Volksaufstande in Spanien, dahin er selbst gehen wollte, den Rücken zu sichern, — um dem russischen Kaiser seine in Deutschland festgegründete Macht zu zeigen, gebot Napoleon seinen deutschen vier Vasallen-Königen und einer Menge anderer Vasallen-Fürsten, sich um ihn zu versammeln , und lud den Kaiser Alexander nach Erfurt zu einer Zusammenkunft ein. —

Stein aber fürchtete, daß sich die Komödie von Tilsit in Erfurt wiederholen würde, — die für Preußen zu einer so schrecklichen Tragödie wurde.

Am 18. September traf der Kaiser Alexander auf seiner Reise nach Erfurt in Königsberg ein. — Nur drei Tage bestimmte er für den Aufenthalt hier. Stein erkannte, daß es gelte, die kostbare Zeit zu benutzen, um Alexander von dem Bündniß mit Frankreich abzuziehen. Er hoffte den glücklichen Erfolg durch eine Denkschrift, welche durch die Vermittelung der Königin übergeben wurde, und in welcher er darthat, wie Deutschland insurgirt werden müsse durch Proclamationen, welche dem Geiste der Nation und ihren Erwartungen angemessen wären, — wie es nöthig sei, daß Rußland Maßregeln ergreife, um seine Streitkräfe gebrauchen zu

können zu dem großen Zwecke der Befreiung Europa's; — daß Rußland, Oesterreich und Preußen in ein genaues Einverständniß träten, um Frankreich, während es mit Spanien beschäftigt sei, anzugreifen und Deutschland zu befreien; — daß in Erfurt auf die möglichst vortheilhafteste Art über die Räumung von Preußen und Erfüllung des Tilsiter Friedens abgeschlossen werde. — Alexander hatte schon vorher, ehe ihm die Denkschrift überreicht wurde, vor einer Coalition gegen Frankreich gewarnt, und erklärt, daß er seiner Seits alles aufbieten werde, um einen Bruch zwischen Oesterreich und Frankreich zu verhindern, auch versprochen, Napoleon zu bewegen, die Preußen auferlegte Contribution herabzusetzen, was auch später um 20 Millionen Francs geschah, „als ein Geschenk, wie Alexander es erbeten hatte, für die unglückliche Königin und den Kronprinz." — Die Denkschrift selbst würdigte Alexander keiner Erwägung, dem König suchte er durch Vertröstungen auf die Fügungen des Himmels, und auf seinen Einfluß, den er bei Napoleon geltend machen werde, guten Muth zu machen, rieth jedoch wohlmeinend und entschieden von jedem übereilten Friedensbruche ab, und um in dieser Hinsicht ohne Besorgniß nach Erfurt gehen zu können, sprach er den Wunsch aus, daß Stein ihm dorthin als preußischer Bevollmächtigter folgen möge, was der König bereitwilligst zusagte.

Aber Stein sollte nicht nach Erfurt kommen, sollte nicht den Schmerz haben, zu sehen, wie Alexander, von dem Preußen so eifrig Beistand hoffte, zum Erstaunen der Welt durch Wort und That Napoleon für seinen innigsten Freund und für sein Muster erklärte, — sollte die Lügenphrasen nicht hören von inniger Freundschaft und hoher Achtung, welche der österreichische Kaiser Franz durch seinen Gesandten, den General Vincent, dem französischen Kaiser überbrachte, während doch Alles in Oesterreich an Krieg

dachte, — sollte nicht tief empört deutsche Fürsten als Schleppenträger des französischen Zwingherrn sehen, und wie der Bruder seines Königs mit Napoleon zu einer Hasenjagd auf dem Schlachtfelde von Jena fahren mußte. — Was würde dieser echt deutsche Mann, diese verkörperte Biederkeit, Gradheit und Offenheit bei seinem Franzosenhasse, bei Allem diesen gefühlt und gelitten haben?

Stein hatte dem Willen seines Königs und Alexanders zu folge, sich rasch zur Reise nach Erfurt angeschickt, schon die nöthigen Befehle und Vollmachten in Empfang genommen, schon die Courierpferde bestellt, als ein Adjutant Blücher's, der Hauptmann v. Thile, in sein Zimmer trat und ihm ein Blatt einer damals in Berlin erscheinenden Zeitung, des „Telegraphen" überreichte, welches er von dem Marschall Soult nach einer Conferenz mit demselben mit den heftigen Worten erhalten hatte: Hier sehen Sie! Die Minister bringen den König um sein Land! — Thile hatte sogleich in Berlin Geld aufgenommen, und war mit Courierpferden nach Königsberg geeilt, das Zeitungsblatt dem Premierminister selbst zu überbringen. Beim ersten Blick in dasselbe erschrak Stein, denn er sah einen Brief in demselben abgedruckt, den er zwar längst in französischen Händen wußte, aber unbeachtet geblieben wähnte.

Bei der despotischen Herrschaft der Franzosen, bei dem Spionirsystem ihrer geheimen Polizei, welche selbst das Briefgeheimniß nicht achtete, bediente sich deswegen Stein bei wichtigen Mittheilungen verläßiger Abgesandten, die seine Schreiben persönlich überbrachten. Ein solcher war der Assessor Koppe. Er war (Juli) mit Aufträgen des Fürsten Sayn-Wittgenstein, welcher sich damals in Doberan aufhielt, nach Königsberg gekommen, und sollte die Antwort auf Vorschläge zu Anleihen bei Hamburger Häusern, und bei dem in Prag lebenden vertriebenen Churfürsten

von Hessen, welche die preußische Regierung machen wollte, zurückbringen. Vor seiner Abreise ging er zu Stein und erbat sich die letzten Befehle. Stein, eben von einem Gastmahle zurückgekommen, setzte sich sogleich und schrieb an den Fürsten Wittgenstein (Königsberg, 15. Aug. 1808): „Ew. Durchlaucht werden in dem officiellen Schreiben, welches Herr Koppe Ihnen die Ehre zu überreichen haben wird, Alles finden, was sich auf die Geldgeschäfte selbst bezieht. Ich erlaube mir nur noch einige Bemerkungen über unsere Lage im Allgemeinen."

„Nach dem Rathe des Grafen G.(olz) hat man dem Prinzen W.(ilhelm) wiederholt aufgetragen, eine Alliance, ein Hilfstruppencorps anzubieten, und eine Verminderung oder eine Fristung der Contributionen zu erbitten; sollte aber der K.(aiser) wieder zu neuen Unternehmungen abreisen, auf eine anständige Art sich zu entfernen. Nimmt der K.(aiser) unter den gegenwärtigen Umständen, wo wir ihm nützen können, dieses unser Anerbieten nicht an, so beweist er, daß er entschieden ist, uns zu vernichten; daß wir Alles erwarten müssen!"

„Die Erbitterung nimmt in Deutschland täglich zu und es ist rathsam, sie zu nähren und auf die Menge zu wirken. Ich wünschte sehr, daß die Verbindungen in Hessen und Westphalen erhalten würden, und daß man auf gewisse Fälle sich vorbereite, auch fortdauernden Zusammenhang mit energischen, gutgesinnten Männern erhalte, und diese wieder mit Andern in Berührung setze. Sollten Ew. Durchlaucht mir hierüber Eröffnung thun können, so bitte ich Sie, mir Herrn Koppe, oder sonst einen vertrauten Mann wieder hierher zu schicken."

„Die Spanischen Angelegenheiten machen hier einen sehr lebhaften Eindruck und beweisen handgreiflich, was wir längst hätten

glauben sollen. Es wird sehr nützlich sein, sie auf eine vorsichtige Weise zu verbreiten."

Stein deutet hier auf die mißliche Lage der Franzosen in Spanien hin, auf den Tag von Baylen (24. Juli), wo der französische General Dupont mit 14,000 Mann Mack's und Hohenlohe's Schicksal erfahren hatte, auf die allgemeine Erhebung des Spanischen Volks, welches die Franzosen gezwungen hatte, sich hinter den Ebro zurückzuziehen. —

„Man sieht hier (in Königsberg)" fährt er fort, „den Krieg mit Oesterreich als unausbleibbar an. Dieser Kampf wird das Schicksal Europa's entscheiden, und also auch das unsrige. Welchen Erfolg erwarten Ew. Durchlaucht? Es ließen sich Pläne, die man im Jahre 1807 hatte, jetzt erneuern." Stein spielte mit den letzten Worten auf den Aufruf des russischen Generals Benningsen vor der Schlacht von Friedland an, nach welchem die Deutschen sich in Masse erheben sollten, um mit den Russen vereinigt die Franzosen zurück zu werfen. —

Der übrige Theil des Briefes enthielt größtentheils Privatangelegenheiten des Ministers.

Diesen Brief las er nun in dem „Telegraphen", aus dem „Moniteur" mit einer Einleitung abgedruckt, in welcher die Festnahme Koppe's, „eines Unterhändlers von Ränken" erzählt und dann gesagt war: „Wir glauben diesen Brief veröffentlichen zu müssen als ein Denkmal der Ursachen des Gedeihens und des Sturzes der Reiche. Er enthüllt die Denkungsweise des preußischen Ministerii, vorzüglich des Herrn vom Stein. Man wird den König von Preußen beklagen, eben so ungeschickte, als verkehrte Minister zu haben." —

Stein, der sehr wohl wissen mußte, daß jeder Patriot von der französischen geheimen Polizei beobachtet wurde, dem es nicht

unbekannt sein konnte, daß eine feige antinationale Partei, welche einen Anschluß an Frankreich für das Wünschenswertheste für Preußen hielt, und welche mit Stein's durchgreifenden Organisationen im höchsten Grade unzufrieden war, Alles aufbot, um ihn nicht blos aus dem Vertrauen des Königs und der Gunst der Königin zu verdrängen, sondern die allen seinen politischen Handlungen nachspürte, seine Worte auffing, um ihn bei den Feinden des Vaterlandes als Demagogen und Volksverführer zu denunciren; — Stein empfahl, wie gewöhnlich, auch diesmal Koppe die größte Vorsicht, sowohl mit seinem Briefe, als auch mit den übrigen Papieren, die ihm anvertraut waren. Koppe aber plauderte in Berlin gegen Bekannte von seiner wichtigen Sendung. Die hochgebornen Franzosenfreunde, Stein's Gegner, hatten nichts Eiligeres zu thun, als dies den französischen Behörden zu denunciren. Koppe ward auf seiner Weiterreise bei Spandau auf Befehl des Marschall Soult durch französische Gensd'armen arretirt, ihm sämmtliche Papiere abgenommen, und er selbst als Staatsgefangener nach Frankreich abgeführt.

Als die erste Kunde von der Gefangennehmung Koppe's nach Königsberg kam, gestand der Minister des Auswärtigen, Graf von der Golz, daß er wegen seiner mit weggenommenen Briefe in großer Angst sei, in denen er sich scherzend über Napoleon ausgelassen habe. „Das war sehr dumm von Ihnen", sagte Stein in seiner raschen, derben Weise, und auf die Frage, was er denn selbst geschrieben, meinte er: „O, was ich geschrieben habe, dürfen die Franzosen Alles lesen!" — Vielleicht glaubte er, daß man seinen Brief nicht gefunden habe, weil er dem Assessor Koppe auf das Dringendste anempfohlen hatte, den Brief entweder in ein Wagenpolster, oder in eine hohle Leiste des Wagens, oder sonst unfindbar zu verbergen. Deswegen schrieb er auch später an den

Fürsten Wittgenstein: „Wenn Herr Koppe nur den zehnten Theil der Mittel angewandt hätte, um den Brief zu verwahren, die ihm anzuwenden aufgegeben worden, so wäre er nicht in fremde Hände gefallen.“ Nun aber Stein den erwähnten Zeitungsartikel selbst in der Hand hielt, sah er, in welche unangenehme Lage er kommen mußte, und daß Napoleon Gebrauch von dem Briefe gegen Preußen und gegen ihn machen würde.

Nachdem er den Artikel gelesen, ging er lange Zeit in lebhafter Bewegung in der Stube auf und ab, und trat dann plötzlich vor den Hauptmann Thile hin mit den Worten: „In Berlin sehen Sie mich wohl schon gehängt? — Es ist aber nöthig, daß dies der König zuerst aus meinem Munde erfährt.“ — Mit der sichern Entschlossenheit, welche ihm in der schwierigsten Lage das Rechte zeigte, ging er zum Könige und bat um seine Entlassung, weil seine Beibehaltung dem Könige und dem Lande nur nachtheilig sein könnte.

Der König, sehr unangenehm überrascht, erklärte, daß er ihm seine Entlassung nicht geben könne, und die Rückkunft des Kaisers Alexander erst abwarten müsse. Statt Stein's ging aber Graf Golz nach Erfurt.

Was Stein gefürchtet hatte, geschah. Der verhängnißvolle Brief ward von Napoleon dazu benutzt, Preußen zu dem schon oben erwähnten harten Vertrag vom 7. Septbr. 1808 zu drängen. Die drückenden und schmachvollen geheimen Artikel verpflichteten nicht nur den König, eine sehr geringe Armee zu halten (6000 Mann Garden, 22000 Mann Infanterie, 8000 Mann Cavallerie, 6000 Mann Artillerie und Ingenieure; wir wissen, daß Scharnhorst's umsichtiges Verfahren durch „Krümper“ diese Verpflichtung umging), sondern untersagten ihm auch, Bürgergarden oder Landmilizen zu

errichten, und zwangen ihn zu dem Versprechen, in einem Kriege gegen Oesterreich 16,000 Mann Hilfstruppen zu stellen.

Graf Golz ersuchte den König schleunigst, dieses Tractat zu genehmigen, da Napoleon's Zorn gegen Preußen, — er nannte die Preußen die Jacobiner des Nordens, — groß und von ihm alles zu befürchten sei.

Den König hatten allerlei Besorgnisse, die Erklärung Alexanders, jede Feindseligkeit gegen Frankreich zu vermeiden, und die Einflüsterungen der Stein feindseligen Partei wankend in frühern Ansichten gemacht, sein Vertrauen gegen Stein erschüttert. Ohne diesen zu fragen, sandte er dem Grafen Golz die Vollmacht zur Genehmigung des Vertrags. Zu spät, um es zu hintertreiben, erfuhr dies Stein, dennoch suchte er den König für einen Anschluß an Oesterreich zu gewinnen.

Der Tractat war indessen schon abgeschlossen (8. Oct.), doch erfuhr Stein das eben so wenig, als er von dem Gange der Unterhandlungen in Kenntniß gesetzt war. Der König correspondirte direct mit dem Grafen Golz. Obschon Stein sich hierdurch tief gekränkt fühlen mußte, suchte er doch mit der edelsten Hingebung auch in der Erfurter Fürstenversammlung für sein Vaterland zu sorgen. Er schrieb an den Kaiser Alexander, machte diesen aufmerksam, daß sein widerrechtlich aufgefangener, vertraulicher Brief Frankreich weder neue Rechtsansprüche an Preußen, noch diesem Lande neue Zahlungsmittel gewähre, und beschwor den russischen Kaiser, sich des unglücklichen Preußens anzunehmen, und jede Theilnahme, duldende wie thätige, an Napoleon's Plänen von einer billigen und ausführbaren Verständigung mit Preußen abhängig zu machen, und versicherte auch, daß er, nach der Zurückkunft des Grafen Golz, seine Stelle als Minister des Auswärtigen und des Innern niederlegen wolle, um Napoleon's Erbitterung zu besänftigen.

— Wir wissen, daß Alexander von dem französischen Kaiser, und aus welchem Grunde, die Herabsetzung der Contribution um 20 Millionen erhielt; auch hatte er sich Mühe gegeben, den Eindruck des aufgefangenen Briefes Stein's zu verwischen. — Jedoch herrschte Napoleon in der ersten Audienz den Grafen Golz an: „Wie Stein ungestraft wagen könne, solche Gesinnungen zu äußern? Nur Rücksicht auf den Kaiser Alexander halte ihn von Gewaltmaßregeln ab!“ In großer Angst schrieb Golz nach Königsberg (9. Oct.): Man müsse sich nun gänzlich an Frankreich hingeben, um das Dasein zu fristen; für Stein bleibe nichts anders übrig, als sich freiwillig zurückzuziehen. Er möge seine Güter zum Schein an Frau vom Stein, oder an eine seiner Töchter abtreten, einen zuverlässigen, wo möglich nicht preußischen Geschäftsmann zum Nachfolger wählen, aber in der Nähe des Hofes bleiben, um durch seinen Rath insgeheim auf die Leitung der Finanzen einzuwirken; von seinem Entschlusse werde die Erhaltung seines Vermögens, so wie die Wohlfahrt des Königs abhängen, denn Napoleon habe nur deshalb seine Entlassung nicht selbst gefordert, um an des Königs Benehmen dessen Politik zu erkennen.

Dieser Bericht des Grafen Golz überzeugte Stein, daß er so vielen offenen und geheimen Feinden gegenüber nicht auf seinem Premier-Ministerposten sich werde behaupten können; so groß war aber seine Hingebung an das Vaterland, daß er sich bereit erklärte, eine untergeordnete Stellung einzunehmen, um dem Könige seinen Beirath, dem Staate seine Dienste ferner widmen zu können; doch bat er den König um die Erlaubniß, ihm einen neuen Verwaltungsplan vorlegen, und Personen als Nachfolger in seinen Amtsgeschäften vorschlagen zu dürfen. Der König erklärte, daß er nach genommener Rücksprache mit dem Kaiser von Rußland seine Entschließung fassen werde.

Alexander empfahl bei seiner Rückreise von Erfurt in Königsberg gleichfalls die gänzliche Hingebung an Frankreich, — warnte dringend vor jeder Widersetzlichkeit gegen Napoleon, sprach gegen den Krieg, und rieth Stein, welchen er in einer Privataudienz sehr gnädig empfing, seine Stelle niederzulegen, jedoch in Staatsdiensten zu verbleiben, weil Napoleon nur auf seiner Entfernung aus den auswärtigen Geschäften bestehe, und sich von ihm, den er als einen gewandten Finanzmann kenne, eine leichtere Herbeischaffung der Kriegscontribution verspreche.

Stein erklärte sich, da auch der König den Plan für ausführbar hielt, zu Allem bereit, und wünschte nur der ihm feindseligen Partei den Zugang zu den höchsten Staatsstellen unmöglich zu machen, weil er zu sehr überzeugt war, daß diese seine theils schon getroffenen, theils vorbereiteten Verbesserungspläne vernichten würden; er hoffte auch, die Ereignisse, denen man im folgenden Frühjahr mit Gewißheit entgegen sah (Krieg mit Oesterreich), für die Befreiung Deutschlands benutzen zu können. Dieses große Ziel hatte er bei Allem, was er that, so fest in das Auge gefaßt, daß jedes Privatinteresse in den Hintergrund trat. Als Graf Golz z. B. einmal die Befürchtung aussprach, daß Napoleon ganz gewiß Stein's Güter in Nassau einziehen würde, erwiederte dieser im edlen Zorn: „Glauben Sie, daß an dem Quark etwas gelegen ist, wo es auf das Vaterland ankommt?“

Die Gegenwart mit Geistesklarheit überschauend, war er bedacht, die Zukunft sicher zu stellen. Er legte unmittelbar nach der Abreise des Kaisers Alexander dem Könige einen „Plan zur Organisation der obersten Staatsbehörde der preußischen Monarchie vor“ (28. October). Wir haben das wichtige Publicandum, welches am 26. Decbr., — also nach Stein's Austreten — erschien, schon oben erwähnt.

Der König verschob die Entscheidung, wodurch den Feinden Stein's Gelegenheit wurde, ihn durch Ränke aller Art in der Meinung des Herrschers herabzusetzen. Willkommen war dieser Partei, daß Stein den König und der Königin Schwierigkeiten machte, nach Petersburg zu reisen, wohin sie von Alexander eingeladen waren. — „Das zu dieser Reise nothwendige Geld," hatte Stein, als man ihn um seine Meinung befragte, geäußert, „könne besser für das verheerte Masuren verwendet werden." Wenn auch der König schon beistimmte, so veränderte sich doch seit dieser Zeit sein sonst offenes, so wie der Königin warmes und zuvorkommendes Benehmen gegen ihn. Dies zeigte sich, als er dem Könige (6. November) eine Proclamation: „An mein Volk!" vorlegte, in welcher als Gewähr für eine bessere Zukunft eine kurze Uebersicht alles Dessen gegeben wurde, was für die Neugestaltung des Staates bereits geschehen sei, oder noch geschehen werde. Diese Proclamation ist ein köstliches Actenstück in der preußischen Geschichte, nur Schade, daß es ad acta gelegt wurde.

Der König verweigerte die Unterschrift. „Sie wissen," erwiederte er Stein, „wie sehr mir an Ihrer Beibehaltung im Ministerio gelegen ist, — ich kann mir jedoch den Gedanken nicht erwehren, daß uns noch viele Hindernisse hierüber in den Weg gelegt werden könnten, und daß es auf alle Fälle rathsam sein wird, die Rückkunft des Grafen Golz abzuwarten, ehe und bevor ich meine Endbeschlüsse über diesen und so manchen andern wichtigen Gegenstand zur Kenntniß des Publicums kommen lassen möchte."

Auf die Unterzeichnung dieser Proclamation hatte Stein den größten Werth gelegt; daß er aus dem Staatsdienst recht bald ausscheiden gezwungen sein würde, war ihm Ueberzeugung, denn er kannte das Treiben seiner heimlichen und öffentlichen Feinde. Gern wollte er aber vorher es noch erreichen, daß der König dem Volke

sein Wort für die Einführung der neuen Gesetzgebung und Verfassung verpfände, — denn nicht blos er, sondern alle wahrhafte Vaterlandsfreunde waren überzeugt, daß nur diese die Wiedergeburt Preußens zu Macht und Ansehn bewirken würden. Er suchte deswegen die Ansicht des Königs zu berichtigen, — vorzüglich, meinte er, könne die Ankunft des Grafen Golz, dieses schwachen, gutmüthigen, zur größten Nachgiebigkeit gegen Frankreich rathenden Mannes nichts entscheiden. Da er aber fühle, daß er nicht mehr angenehm, vielen sehr unbequem sei, so bitte er um seine Entlassung. Aber der König nahm Anstand, diese ihm zu bewilligen.

Die Rückkehr des Grafen Golz verzögerte sich bis zum November. Er nahm seinen Weg über Berlin. Die Gegner Stein's bemächtigten sich seiner sofort und jagten ihm einen solchen Schrecken ein, daß er dem Könige berichtete: Napoleon werde gegen das Vermögen, mehr noch gegen die Person Stein's wüthen; er halte des Premier-Ministers Entlassung und eine völlige Unterwerfung unter das französische Protectorat für nothwendig. Selbst nach erfolgter Räumung des Landes durch die französischen Truppen werde die strengste Ueberwachung fortdauern, und auf das geringste Zeichen der Entfesselung der Volkskraft mit dem Wiedereinrücken der französischen Truppen gedroht werden. Selbst die Privataudienz Stein's bei dem Kaiser Alexander sei Napoleon gemeldet worden. Dieser werde ganz gewiß noch die Auslieferung Stein's fordern. Die Marschälle Davoust und Soult hatten ganz Preußen mit Spionen und Gensdarmen überschwemmt, so daß sie von jedem, auch dem unbedeutendsten, Stein betreffenden Ereignisse, welches die Unvorsichtigkeit seiner zahlreichen Verehrer herbeiführte, Gelegenheit zu Aufsehn erregenden, zum Theil lächerlichen Maßregeln nahmen. So, als folgendes Gedicht des Professor Süvern, in welchem er den Premier-Minister aufforderte, seine

für das Vaterland so wichtige Stellung nicht aufzugeben, in der Königsberger Zeitung erschien:

An den, dem es gilt.

Fest, Edler, steh! ein Fels, an dem in grausen Wettern
Des Sturmes Grimm vertobt, der Wogen Drang sich bricht.
Empörtes Element umschlang ihn rings; zerschmettern —
Verrücken mag es ihn, den Ur=Granit=Stein nicht!

Bleib unser Hort! Geführt von Dir, mit Dir verbündet,
Hofft noch der Biedermann, hegt unverzagten Muth!
Und unerschüttert steht, unwandelbar gegründet,
Der Bau, der fest auf Dir, dem starken Grundstein ruht!

Wer Dich besitzt, ist reich, ist sicher in Gefahren,
Ein Schatz von Geist und Kraft, vereint in Dir, ist Sein.
O mög er Dich dem Volk zum Heil bewahren,
Dich, seines Diadem's kostbarsten Edelstein!

Dies Gedicht, so wie ein anderes, mehr im Volkston gehaltenes, brachte die Franzosen, so wie die französische Partei in eine wahre Wuth. — Stein's Entlassung wurde fast eine Nothwendigkeit.

Als die Räumung der westlichen Hälfte der Monarchie durch die Franzosen die Rückkehr des Königs nach Berlin gestattete, hielt Stein sich für verpflichtet, dem König noch vor seinem Abschiede eine offene Darlegung (22. Novbr.) der Verhältnisse und eine rücksichtslose Schilderung der Personen zu übergeben, welche er dort vorfinden würde, um dazu beizutragen, den König gegen die Einwirkungen in= und ausländischer Cabale zu sichern und ihm möglichst seine äußere Unabhängigkeit erhalten zu helfen. Er schildert mit kräftigen Zügen das Treiben der nächsten Umgebungen des königlichen Paares, und räth, andere gesellschaftliche Einrichtungen zu treffen, — manche Personen zu entfernen, durch welche Alles, was man in der königlichen Familie leise spräche, ausgeplaudert würde.

Er rieth auch in derselben Denkschrift dem Könige, Berlin nicht zum immerwährenden Aufenthalt zu nehmen, sondern öffentlich zu erklären, daß er oft und auf längere Zeit Breslau und Königsberg zu seinem Aufenthalte nehmen würde.

Der König erinnerte sich gewiß an diesen letzteren Rath, als er 1813 nach Breslau ging, denn er konnte dies nun thun, ohne bei den Franzosen Mißtrauen zu erregen. —

Aber bei den Hofschranzen, welche Stein gern entfernt wissen wollte, und welche den wohl überlegten Rath Stein's als eine Bevormundung des Hofes auslegten, erregte diese Denkschrift großen Ingrimm, und selbst die Königin nahm ihm diese sehr übel. — Nur der König fühlte sich nicht verletzt, — er war überzeugt, daß niemals die Ansichten der Gegner Stein's, daß nur die durch seine Einrichtungen neugeborne Volkskraft den Staat aus tiefster Erniedrigung zu retten vermöge, darum gab er ihm in einem eigenhändigen Schreiben (24. Novbr. 1808) die Zusicherung zu dem von ihm entworfenen Organisationsplane der obersten Staatsbehörde, und bezeugte ihm die vollste Anerkennung seiner Verdienste. Das königliche Schreiben schloß: „Es ist gewiß ein höchst schmerzliches Gefühl für mich, einem Manne Ihrer Art entsagen zu müssen, der die gerechtesten Ansprüche auf mein Vertrauen hat und der zugleich das Vertrauen der Nation so lebhaft für sich hatte. Auf jeden Fall müssen Ihnen diese Betrachtungen, so wie das Bewußtsein, den ersten Grund, die ersten Impulse zu einer erneuerten, bessern und kräftigern Organisation des in Trümmern liegenden Staatsgebäudes gelegt zu haben, die größte und zugleich edelste Genugthuung und Beruhigung gewähren.“ —

Der König mußte Stein entsagen, denn aus Spanien kamen Nachrichten von dem zunehmenden Zorne Napoleons gegen Preußen, weil dieser noch nicht entlassen sei. Schien es doch, als ob Napoleon,

selbst in dem Kriegsgetümmel, Stein nicht aus den Augen, aus dem Gedächtniß verlöre, und daß dieser ihm in seinen Bestrebungen dieselbe Besorgniß errege, wie eine große, gegen ihn gerüstete feindliche Macht. Nach einem Siege der Franzosen bei Burgos über das spanische Heer, welches größtentheils aus Bewohnern der insurgirten Provinzen bestand, schrieb Napoleon in seinem, diesen Sieg verkündenden Bülletin, und nachdem er die Bestandtheile des spanischen Heeres aufgezählt: „Solche Menschen, wie Herr v. Stein, welche an das erhabene Project denken, die Volksmassen aufzurufen, müßten Zeuge des Unglücks sein, welches sie über die Bevölkerung bringen und des geringen Widerstandes, den ein solches Hilfsmittel unsern geregelten Truppen entgegen zu stellen vermag!" — Napoleon wird wohl nach dem Jahre 1813, als das preußische Volk sich erhob, und Landwehr und freiwillige Jäger die Schlachthaufen seiner kampfgeübten Krieger zersprengten, sein Urtheil geändert haben.

Da Stein durch die Genehmigung des Königs seine Reformen zum Heile des Staats gebilligt, und die Wiederkehr der alten Staatsübel wenigstens in ihrem früheren Umfange unmöglich gemacht sah, legte er seine Stelle nieder. Durch ein Cabinetsschreiben (24. Novbr. 1808) erhielt er die amtliche Ausfertigung seiner Entlassung, in welcher es zu Anfange heißt: „Mein lieber Staatsminister Freiherr vom Stein. Da die Nachsuchung Eurer Dienstentlassung zur Nothwendigkeit geworden ist, so ertheile ich Euch solche in Rücksicht auf letztere. Je größer das Vertrauen war, womit ich Euch die obere Leitung meiner gesammten Staatsverwaltung übertrug und je dankbarer ich Euren Bemühungen, demselben zu entsprechen, Gerechtigkeit widerfahren lasse, desto lebhafter bedaure ich den Verlust eines so eifrigen, treuen und ausgezeichneten Ministers."

Stein erfuhr nach seiner Entlassung das Schicksal jeder ge-

fallenen, oder in Unthätigkeit versetzten Größe. Die hochgeborene reactionäre Sippschaft jubelte, den reformatorischen Herkules fern zu wissen, — ein Theil der höheren Hof- und Regierungsbeamten, der sonst vor ihm gekrochen war, wendete sich von ihm ab, und suchte von seinem Falle Nutzen zu ziehen. Aber Stein war auch die schönste Belohnung beschieden, die allgemeine Trauer des Landes um ihn und die Liebe der Besten. Er spricht sich darüber in einem Briefe gegen die Prinzessin Wilhelm aus (29. November). Nachdem er die edle Frau gebeten hat, sich dem Unwillen über die Ereignisse der letzten Tage nicht so hinzugeben, daß sie nur einsam in sich leben wolle, nachdem er ihre echte weibliche Größe in treffenden Zügen dargestellt hat, fährt er fort: „Verzweifeln Ew. königl. Hoheit an den Menschen nicht, hat gleich Charakterschwäche, Leichtsinn und Flachheit der einen und niedriger Neid und Selbstsucht der andern sehr schlimm in diesen Tagen ihr Wesen getrieben, erregt dieses Gemisch der elendesten Leidenschaften mit dem dienstfertigen Geklatsche den tiefsten Unwillen, so überzeugt mich doch meine neueste Erfahrung von dem Dasein ausgezeichneter vortrefflicher Eigenschaften von wiederauflebender Vaterlandsliebe, von Bereitwilligkeit, alles diesem Gefühl aufzuopfern, und ich habe von Personen, von denen ich es nicht zu erwarten Ursache hatte, die rührendsten Beweise von treuer Anhänglichkeit und Liebe zu der guten Sache und mir erhalten." — —

Stein, welcher sich nicht sowohl für einen Verabschiedeten, als vielmehr für einen Abscheidenden halten durfte, hatte wie ein guter Hausvater dafür gesorgt, sein Haus, — und als solches betrachtete er den preußischen Staat — zu bestellen und ein letztwilliges Vermächtniß zu hinterlassen. — Da der König die Unterzeichnung der schon erwähnten Proclamation „An mein Volk" verweigert hatte, so sollte Stein's im patriotischen Eifer ihm gleichstehen-

der Freund, der Geh. Rath v. Schön in einem „Sendschreiben an die oberste Verwaltungsbehörde Preußens“ (24. Novbr. 1808) gleichsam einen Rechenschaftsbericht über alles, was Stein gethan hatte und thun wollte, wenn seine Thätigkeit nicht durch die politischen Zeitumstände gehemmt worden wäre, zugleich aber auch eine Mahnung und Aufforderung an seine Nachfolger niederlegen, auf dem von ihm mühsam gebahnten Wege weiter vorwärts zu schreiten. Diese Schrift war gleichsam ein Wegweiser durch die damalige Wüste der Staatsverwaltung, ein Compaß, um im politischen Zeitensturme Klippen und Untiefen zu meiden, um das Staatsschiff durch den tobenden Orcan in den Hafen des Friedens und des Volks- und Staatsglücks unversehrt zu leiten.

Während der letzten Stunden seines Aufenthalts, welche Stein dazu verwandte, um seine Freunde und die Theilnehmer seines Wirkens zum treuen, geduldigen und einträchtigen Ausharren bei der großen Sache des Vaterlandes aufzufordern, legte ihn Schön dieses Schreiben zur Unterschrift vor. Es hat dies merkwürdige, Stein's Grundsätze, welche ihn während seines Ministeriums leiteten, enthaltende, unter dem Namen „Stein's politisches Testament“ bekannte Document eine geschichtliche Berühmtheit erlangt. Charakteristisch, kurz und bündig, aber reich an innerem Gehalt und Werth, an Einsicht, Tiefblick und politischer Weisheit ist dieser Scheidebrief aus seinem bisherigen Amtsverhältnisse; Religiosität und Sittlichkeit, Liberalismus im edelsten Sinne des Worts athmen aus jeder Zeile; Rechtlichkeit, Wahrheit, Ehrlichkeit aus jedem Worte, — die Urkunde ist das rühmlichst-ehrenwertheste Zeugniß von dem Geiste, der seinen Verfasser beseelte, von der Liebe zum Volke und König, in denen sein ganzes Wesen aufging. Es lautet aber dieses

Sendschreiben des Ministers von Stein an die oberste Verwaltungsbehörde.

Umstände, deren Darstellung es nicht bedarf, forderten meinen Austritt aus dem Dienst des Staates, für den ich lebte und für den ich leben werde. In den äußern Verhältnissen herrscht die Nothwendigkeit so stark und mächtig, daß die Stimme eines Individuums darin wenig vermag. — In die Verwaltung des Inneren setzte ich mein Ziel.

Es kam darauf an, die Disharmonie, die im Volke stattfindet, aufzuheben, den Kampf der Stände unter sich, der uns unglücklich machte, zu zernichten, gesetzlich die Möglichkeit aufzustellen, daß Jeder im Volke seine Kräfte frei in moralischer Richtung entwickeln könne, und auf solche Weise das Volk zu nöthigen, König und Vaterland dergestalt zu lieben, daß es Gut und Leben ihnen gern zum Opfer bringe.

Mit Ihrem Beistande, meine Herren, ist Vieles bereits geschehen. Der letzte Rest der Sclaverei, die Erbunterthänigkeit, ist zernichtet, und der unerschütterliche Pfeiler jedes Throns, der Wille freier Menschen ist gegründet, das unbeschränkte Recht zum Erwerb des Grundeigenthums ist proclamirt. — Dem Volke ist die Befugniß, seine ersten Lebensbedürfnisse sich selbst zu bereiten, wiedergegeben. — Die Städte sind mündig erklärt und andere minder wichtige Bande, die nur Einzelnen nützten, und dadurch die Vaterlandsliebe lähmten, sind gelöst.

Wird das, was bis jetzt geschah, mit Festigkeit aufrecht erhalten, so sind nur wenige Hauptschritte noch übrig.

Ich nehme mir die Freiheit, sie Ihnen einzeln aufzuzählen, nicht um Ihre Handlungen dadurch zu leiten — denn Ihre Ein-

sicht und Ihr Patriotismus bedürfen keiner Leitung — sondern um Ihnen zur Beurtheilung meiner Handlungen und Ansichten einen Maßstab zu geben. —

I. Regierung kann nur von der höchsten Gewalt ausgehen. Sobald das Recht, die Handlung eines Mitunterthans zu bestimmen und zu leiten, mit einem Grundstück ererbt oder erkauft werden kann, verliert die höchste Gewalt ihre Würde, und im gekränkten Unterthan wird die Anhänglichkeit an den Staat geschwächt.

Nur der König sei Herr, insofern diese Benennung die Polizeigewalt bezeichnet und sein Recht übe nur der aus, dem er es jedesmal überträgt.

Es sind schon Vorschläge zur Ausführung dieses Princips von Seiten des General-Departements gemacht.

II. Derjenige, der Recht sprechen soll, hänge nur von der höchsten Gewalt ab. Wenn diese einen Unterthan nöthigt, da Recht zu suchen, wo der Richter vom Gegner abhängt, dann schwächt sie selbst den Glauben an ein unerschütterliches Recht, zerstört die Meinung von ihrer hohen Würde und den Sinn für ihre unverletzbare Heiligkeit.

Die Aufhebung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit ist bereits eingeleitet.

III. Die Erbunterthänigkeit ist vernichtet. Es bestehen aber noch in einigen Gegenden Gesindeordnungen, welche die Freiheit des Volkes lähmen. Auch hat man Versuche gemacht, wie der letzte Bericht des Civilcommissarius der Provinz Schlesien zeigt, durch neue Gesindeordnungen die Erbunterthänigkeit in einigen Puncten wieder herzustellen.

Von dieser Seite wird der heftigste Angriff auf das erste Fun-

damentalgesetz unseres Staates, unsere Habeas-Corpus-Acte geschehen.

Bisher schienen mir diese Versuche keiner Beachtung werth, theils weil nur einige Gutsbesitzer sie machten, die nicht das Volk, sondern nur der kleinste Theil desselben sind, insbesondere aber, weil niemals die Rede davon sein konnte, diesen Einzelnen auf Kosten der Persönlichkeit zahlreicher Mitunterthanen Gewinn zuzuwenden.

Es bedarf meiner Einsicht nach, keiner neuen Gesindeordnung, sondern nur der Aufhebung der vorhandenen. Das, was das allgemeine Landrecht über das Gesindewesen festsetzt, scheint mir durchaus hinreichend.

In diesen drei Sätzen ist die Freiheit der Unterthanen, ihr Recht und ihre Treue gegen den König gegründet. Alle Bestimmungen, die hiervon ausgehen, können nur Gutes wirken.

Das nächste Beförderungsmittel scheint mir

IV. eine allgemeine Nationalrepräsentation.

Heilig war mir und bleibe uns das Recht und die Gewalt unseres Königs. Aber damit dieses Recht und diese unumschränkte Gewalt das Gute wirken kann, was in ihr liegt, schien es mir nothwendig, der höchsten Gewalt ein Mittel zu geben, wodurch sie die Wünsche des Volkes kennen lernen und ihren Bestimmungen Leben geben kann.

Wenn dem Volke alle Theilnahme an den Operationen des Staats entzogen wird, wenn man ihm sogar die Verwaltung seiner Communalangelegenheiten entzieht, kommt es bald dahin, die Regierung theils gleichgiltig, theils in einzelnen Fällen in Opposition mit sich zu betrachten.

Daher ist Widerstreit oder wenigstens Mangel an gutem Willen bei Aufopferung für die Existenz des Staats.

Wo Repräsentation des Volkes unter uns bisher stattfand, war sie höchst unvollkommen eingerichtet.

Mein Plan war daher: jeder active Staatsbürger, er besitze hundert Hufen oder eine, er betreibe Landwirthschaft oder Fabrikation oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe oder er sei durch geistige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräsentation. Mehrere hierzu eingereichte Pläne sind von mir vorgelegt. Von der Ausführung oder Beseitigung eines solchen Plans hängt Wohl und Wehe unseres Staats ab; denn auf diesem Wege allein kann der Nationalgeist positiv erweckt und belebt werden.

V. Zwischen unsern beiden Hauptständen, dem Adel und dem Bürgerstande, herrscht durchaus keine Verbindung. Wer aus dem einen in den andern übergeht, entsagt seinem vorigen Stande ganz.

Dieses hat nothwendig die Spannung, die stattfindet, erzeugen müssen. Der Adel ist, um den Werth, den man ihm beilegen kann, zu behaupten, zu zahlreich und wird immer zahlreicher.

Bei dem Gewerbe, das er bisher allein trieb und dem Staatsdienste, den er bisher ausschließlich bekleidete, hat, zur Erhaltung des Ganzen, Concurrenz gestattet werden müssen.

Der Adel wird daher zu Geschäften und Gewerben schreiten müssen, die mit der Auszeichnung, auf die er wegen seiner Geburt Ansprüche macht, im Widerspruche stehen. Er wird dadurch ein Gegenstand des Spottes, und verliert, was bald daraus folgt, die Achtung, die ihm schon als Staatsbürger gebührt.

Jeder Stand fordert jetzt abgesondert den Beistand der höchsten Gewalt, und jedes Gute, jedes Recht, das dem Einen widerfährt, betrachtet der Andere als eine Zurücksetzung.

So leidet der Gemeingeist und das Vertrauen zur Regierung.

Diese Ansicht hat mir die Meinung von der Nothwendigkeit

der Reformation des Adels veranlaßt. Die Verhandlungen liegen Ihnen vor.

Durch eine Verbindung des Adels mit den übrigen Ständen wird die Nation zu einem Ganzen verkettet, und dabei kann das Andenken an edle Handlungen, welche der Ewigkeit werth sind, in einem höhern Grade erhalten werden.

Diese Verbindung wird zugleich

VI. die allgemeine Pflicht zur Vertheidigung des Vaterlandes lebhaft begründen, und auch diese Allgemeinheit muß nothwendig gleichen Eifer für die Regierung in jedem Stande erzeugen. Nur der Bauernstand wird deshalb, weil er durch Erbunterthänigkeit so lange zurückgehalten worden, einiger positiven Unterstützung zur Erhöhung seines persönlichen Werthes noch bedürfen.

Hierzu zähle ich

VII. die Aufstellung gesetzlicher Mittel zur Vernichtung der Frohnen.

Bestimmte Dienste, die der Besitzer des einen Grundstücks dem Besitzer des andern leistet, sind an sich zwar keine Uebel, sobald persönliche Freiheit dabei stattfindet. Diese Dienste führen aber eine gewisse Abhängigkeit und willkürliche Behandlung der Dienenden mit sich, die dem Nationalgeiste nachtheilig ist.

Der Staat braucht nur die Möglichkeit der Aufhebung derselben (so wie er auch die Gemeinheitstheilungen befördert) gesetzlich festzustellen, sodaß ein Jeder Ausgleichung unter bestimmten Bedingungen verlangen kann.

Dieses wird hinreichen, um bei dem Fortschritte des Volkes, der aus jenem Fundamentalgesetze nothwendig folgen muß, die Dienstpflichtigen zu veranlassen, von jener Befugniß Gebrauch zu machen.

VIII. Damit aber alle diese Einrichtungen ihren Zweck, die innere Entwickelung des Volkes, vollständig erreichen, und Treue und Glauben, Liebe zum König und Vaterlande in der That gedeihen, so muß der religiöse Sinn des Volks neu belebt werden.

Vorschriften und Anordnungen allein können dieses nicht bewirken. Doch liegt es der Regierung ob, mit Ernst diese wichtige Angelegenheit zu beherzigen, durch Entfernung unwürdiger Geistlichen, Abwehrung leichtsinniger oder unwissender Candidaten und Verbesserung der theologischen Vorbereitungsanstalten, die Würde des geistlichen Standes wieder herzustellen, auch durch eine angemessene Einrichtung der Pfarrabgaben und durch Vorsorge für anständige Feierlichkeit des äußeren Gottesdienstes die Anhänglichkeit an die kirchlichen Anstalten zu befördern.

IX. Am meisten aber hierbei, wie im Ganzen, ist von der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend zu erwarten.

Wird durch eine auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode jede Geisteskraft von Innen heraus entwickelt und jedes edle Lebensprincip angereizt und genährt, alle einseitige Bildung vermieden, und werden die bisher oft mit seichter Gleichgültigkeit vernachlässigten Triebe, Liebe zu Gott, König und Vaterland sorgfältig gepflegt, so können wir hoffen, ein physisch und moralisch-kräftiges Geschlecht aufwachsen und eine bessere Zukunft sich eröffnen zu sehen.

Alle kleinen Mängel unserer Verfassung, namentlich unserer Finanzeinrichtungen, werden gewiß bald sich heben, wenn nur die obigen Ansichten mit Ernst verfolgt werden.

Ich darf Ihnen Glück wünschen, meine Herren, zu diesem Geschäfte berufen zu sein. Und steht Ihnen auch manche Schwierigkeit bevor, so wird doch die Wichtigkeit des Werks und der ent-

schiedene, auch durch die neuen Militair- und Civileinrichtungen bewährte Wille und beharrliche Sinn des Königs Ihren Muth stärken und Ihnen das Gelingen Ihrer Bemühungen zusichern.

Königsberg, am 24. November 1808.

Stein."

Dieses Abschiedsschreiben ward durch Schön den obersten Beamten der Verwaltung zugesandt, und erst mehrere Jahre später von unbekannter Hand in einer Zeit veröffentlicht, wo Preußen, nach dem großen Befreiungskampfe, der Verwirklichung vieler Verheißungen entgegen sah, und machte nicht blos in Preußen, sondern in Deutschland den tiefsten Eindruck.

Am 4. December empfing der König Stein zum letzten Male in Königsberg, und am 5. December begab sich dieser nach Berlin, um einer Einladung seiner Freunde nach Schlesien zu folgen.

Vier Jahre später sollte ihn Königsberg, aber unter ganz veränderten politischen Verhältnissen, wieder in seinen Mauern einziehen sehen.

Sechster Abschnitt.

1809 (Januar) bis 1813 (Februar).

Stein in Berlin. — Napoleon erklärt ihn in die Acht. — Prag und Brünn. — Achtsvollstreckung. — Briefwechsel. — Preußische Zustände. — Stein's Gesinnungsgenossen. — Krieg Oesterreichs gegen Frankreich. — Stein's großartige Entwürfe. — Politische und staatswissenschaftliche Arbeiten. — Stein und Hardenberg. — Spannung zwischen Frankreich und Rußland. — Preußens Lage. — Stein nach Rußland berufen. — 1812. — Stein's Thätigkeit in Petersburg. — Stein in Königsberg. —

Mit welchen schmerzlichen Gefühlen Stein seinen Wirkungskreis verließ, konnte nur derjenige wissen, welcher den patriotischen Feuergeist des großen Staatsmannes kannte, der sich jetzt sagen mußte, daß seine Entfernung auf die weitere Entwickelung des Geistes seiner Staatseinrichtungen nur nachtheilig wirken konnte. Wenn er auch später hörte, daß selbst sein alter Gegner, der zum Großkanzler erhobene Beyme erklärt hatte: „er werde nicht eher Antheil an der Gesammtverwaltung nehmen, als bis Stein's Pläne und Entwürfe ausgeführt sein würden," so wußte doch Stein, daß dies eben nur Worte waren, daß Altenstein, sein Nachfolger, sich von der Reaction einschüchtern werde lassen, und manche seiner Verordnungen nur mit Modificationen zu Stande kommen dürfte. — Er hörte

zwar, daß das Ministerium unter dem 11. December den Entwurf zu einer Bekanntmachung des neuen Organisationsplanes dem Könige vorgelegt habe, daß darin aber weder des Staatsrathes noch der Landstände Erwähnung geschehen sei, und mußte später hören, daß Volksbewaffnung und viele andere die Selbstständigmachung des Volkes bezeichnenden Wörter in dem Ministerrath verpönte Ausdrücke seien.

In Berlin, wohin Stein sich zunächst begab, und wo er auch nach funfzehnmonatlicher Trennung seine Familie wieder sah, fand er noch französisches Regiment und französische Partei. Davoust ließ ihn ängstlich überwachen. Auch Napolon hatte ihn nicht vergessen. Durch seine Kundschafter in Kenntniß gesetzt, daß Stein's Meinung sei, das französische Joch könne allein durch eine Revolutionirung Deutschlands abgeworfen werden, und daß er mit Gewißheit auf eine Erhebung des Volkes bei dem bevorstehenden Kriege mit Oesterreich rechne, ja, für dieselbe aus allen Kräften arbeite, erließ er unter dem Titel „Kaiserlicher Befehl" folgende Achtserklärung:

1) Ein gewisser Stein (le nommé Stein), welcher Unruhen in Deutschland zu erregen sucht, ist zum Feinde Frankreichs und des Rheinbundes erklärt.

2) Die Güter, welche besagter Stein, sei es in Frankreich, oder in dem Gebiete des Rheinbundes, vielleicht besitzt, werden sequestrirt. Besagter Stein wird überall, wo er durch unsre oder unsrer Verbündeten Truppen aufgegriffen wird, festgenommen.

In unserm Kaiserlichen Lager zu Madrid, den 16. Decbr. 1808.

Napoleon.

Sie hat etwas Eigenthümliches, diese Achtserklärung. Der mächtigste Monarch der Erde, der Sieger in hundert Schlachten, dessen zahlreiche Heere fast halb Europa bedeckten, dessen Vasallen Könige und Fürsten waren, vor dessen Blicken Millionen zitterten,

— er sah seinen Hauptgegner in einem einzelnen Manne, — nicht Deutschlands Fürsten fürchtete er, wohl aber einen einzigen deutschen Mann, und um ihn zu vernichten, diesen nicht gewöhnlichen Kämpfer, bediente er sich eines ungewöhnlichen Mittels. Aber diese Maßregel erreichte ihren Zweck nicht, Napoleon's Haß bezeichnete dem deutschen Volke, welches seine Ketten mit Zähnknirrschen trug, seinen einstigen Führer. Stein ward eine politische Macht, mit welcher sich alle patriotischen Herzen verbündeten, — sein Name ward zum Schiboleth für alle Franzosenfeinde, seine Popularität bedeutend vermehrt.

Graf St. Marsan, französischer Gesandter in Berlin, ließ Stein in Kenntniß von der über ihn verhängten Acht setzen und ihm vertraulich mittheilen: „er möge sich sogleich von Berlin entfernen, weil er sonst Befehl habe, alle Beziehungen mit Preußen abzubrechen." Stein traf nun schleunigst Anstalten zur Abreise, und nachdem er den König von der wider ihn verhängten Verfolgung benachrichtigt und um dessen Verwendung bei dem russischen Kaiser gebeten hatte, im Fall er Rußland zu seinem Aufenthalt wählen mußte, reiste er begleitet von dem Segenswunsche der Freunde, die sich in den letzten Stunden um ihn versammelt hatten, in der Nacht (5. Januar) größtentheils zu Schlitten über Sagan, Bunzlau und Löwenberg dem Riesengebirge zu. Drei Tage dauerte die Reise; mehrmals erinnerte er sich während derselben vieler tröstender und erhebender Stellen aus einer Rede Schleiermachers, welche er am Neujahrstage den Seinigen vorgelesen hatte: „über das, was der Mensch zu fürchten habe und was nicht zu fürchten sei;" — und erkräftigte sich an ihnen bei dem unerwarteten Schlage, der ihn getroffen hatte. Am 9. Januar fand er bei seinem Freunde Graf Reder in Buchwald die herzlichste Aufnahme.

In Buchwald konnte Stein jedoch nicht lange bleiben. Hatte doch schon die reactionaire Partei in Preußen die Polizei in Berlin vermocht, die Ergreifung Stein's an den Straßenecken anzuschlagen. — Frau von Stein, deren vortrefflicher, edler, hingebender aber auch entschlossener Charakter sich in dieser Zeit würdig ihres Gatten bewieß, hatte ihm unterdeß einen österreichischen Paß nachgesandt mit der dringenden Bitte, sich schleunigst zu retten, und begleitet von den Wünschen der Freunde nahm er am 12. Januar von seinem zweiten Vaterlande, welches in ihm seinen großen Reformator verehrte, Abschied. Mit den Worten, welche er an die Prinzessin Wilhelm schrieb: „Möchte mein Untergang in dem Sturme der Zeiten meinem unglücklichen Vaterlande nützlich sein" — ging er über die böhmische Gränze.

Nachdem er den österreichischen Minister Graf Stadion mit den Ursachen seiner Verfolgung bekannt gemacht und ihn gebeten hatte, ihm ein Asyl in den kaiserlichen Staaten auszuwirken, wo er in Zurückgezogenheit der Erziehung seiner Kinder sich widmen könne, ging er nach Prag. Diese Stadt war damals ein heiliges Exil für viele politisch Verfolgte. Es lebten hier der Churfürst von Hessen als Vertriebener, einen Umschwung der Dinge erwartend, der geflüchtete Berliner Polizeipräsident Justus Gruner, welcher an dem spätern Befreiungswerk Deutschlands so thätig war, Carl von Nostiz, Pfuel, Rühle von Lilienstern, der geflüchtete Buchhändler Bran, Varnhagen von Ense, Graf Sternberg, einige edle französische Emigranten wie Prinz Rohan, Marquis Farras und viele andere edle Männer, welche unter der französischen Zwingherrschaft nicht sicher leben konnten, oder bei dem nahe bevorstehenden Kriege in österreichische Dienste treten wollten. Es war damals die für Oesterreichs politische Annalen merkwürdige Zeit, wo politische Flüchtlinge in Oesterreich Aufnahme und

Schutz fanden, — wie es denn in Deutschland das einzige Asyl für einen seiner revolutionairen Umtriebe und volksaufwieglerischen Bestrebungen wegen aus Preußen durch Napoleon vertriebenen Minister war. — Auch Genz war in Prag, durch diesen erfuhr er, daß die österreichische Regierung ihm den Aufenthalt in den österreichischen Staaten gern gewähre. Genz schrieb bei dieser Gelegenheit: „Das Verfahren des Hofes wird für alle gutdenkende und edle Menschen, deren Anzahl in diesem Lande wirklich nicht gering ist, ein wahrer Triumph sein. Alle die, welche noch wissen, auf welchem Wege Heil und Rettung zu finden wäre, wenn sie gleich längst daran verzweifeln, daß man es auf diesem Wege suchen werde, verehren in Ew. Excellenz den Patriarchen, das Oberhaupt ihrer Kirche; aus diesem Standpunkte habe ich wenigstens, und haben die, welche mit mir gleich denken, Sie schon seit mehrern Jahren betrachtet; die letzten Begebenheiten haben unserm Glauben das Siegel aufgedrückt. — Und ich meines Theils erkläre hier, daß, wenn es mir heute gelänge, Ew. Excellenz die Dictatur (im eigentlichen altrömischen Sinne des Worts) über Alles, was zur Rettung von Deutschland unternommen werden müßte, zusprechen zu lassen, ich morgen mit meinem Tagewerke zufrieden, über den Ausgang und über die Zukunft beruhigt, die Welt verlassen wollte." —

Stein reis'te nach Brünn, weil, wie Stadion dies schrieb, der Kaiser es wünsche. Dorthin kamen auch seine Gattin und Töchter.

Wie groß seine Achtung gegen die Erstere war, bewieß eine Stelle aus einem Briefe an die Prinzessin Luise. „Der Adel und die Reinheit ihrer Gesinnungen verläugnet sich nicht einen Augenblick; sie erträgt alle diese Veränderungen, welche ihr bei dem Zu-

stande ihrer Gesundheit und ihrer Neigung zu einem ruhigen Leben sehr drückend sind, ohne sich eine Klage zu erlauben." —

Stein richtete sich in Brünn häuslich ein, und genoß nach den Stürmen der letzten Wochen in dem Kreise der Seinigen eine kurze Erholung. Seine Sorge ging zunächst auf die Milderung der Verluste, welche sein Vermögen betroffen hatten. Denn die von Napoleon über ihn verhängte Acht war von deutschen Fürsten vollzogen. Der Herzog von Nassau ließ Stein's Güter im Nassauischen, der König von Sachsen die im Herzogthum Warschau sequestriren, d. h. das in beiden Ländern belegene Stein'sche Vermögen an beweglichen und unbeweglichen Gütern oder Capitalien mit Beschlag belegen, und gaben ihren Verwaltungsbehörden auf, den etwa unbekannten Capitalien nachzuspüren, auch auf deren Eigenthümer zu fahnden. — Ja Napoleon gebrauchte Preußen selbst zum Werkzeuge seiner Rache; der König sollte seinen Minister nicht nur entlassen, er sollte ihn selbst verfolgen, verhaften und ausliefern. Und so unglücklich war der Zustand Deutschlands in dieser schmachvollen Zeit, daß der König eine solche Zumuthung nicht gradezu zurückweisen zu können glaubte; doch wurde erst der Verhaftsbefehl erlassen, als man Stein in Sicherheit wußte.

Aus seiner Verbannung blieb Stein stets mit seinen ihm gleichgesinnten Freunden in häufigem, auf die Geschichte dieser Zeit mit ihren Wirrsalen, Umtrieben, sclavischem Sinn ein helles Licht werfenden Briefwechsel. Zu diesen gehörte der Freiherr von Gagern, der Mann mit hellem Blick und kräftiger Sprache, der für die politische Würde, die Nationalehre und den innern Rechtszustand des deutschen Bundes und für eine freisinnige Verfassung der deutschen Länder eifrig bemühte Staatsmann; auch der hannöversche Graf Münster, Freund Pitt's und Canning's, einer der vollendet-

sten Staatsmänner und erglüht für Deutschlands Wohl und die politische Reorganisation Europa's. Mit ihm stand Stein in dem lebhaftesten brieflichen Verkehr. Gegen ihn schüttete er über die unglückliche Lage Deutschlands sein Herz aus, an ihn schrieb er über seine eigne sehr charakterisch: „Noch immer dauert die von der französischen Regierung ausgesprochene Achtserklärung fort. Sie wurde veranlaßt hauptsächlich durch die Einstreuungen einer aus allen genußliebenden, gemeinen Menschen zusammengesetzten Partei, an ihrer Spitze der Fürst Hatzfeld, der Exminister v. Voß, der die Leitung des Staats erhalten sollte, ein kindisch gewordener Feldmarschall, ein altes Weib vom übelsten Rufe, ein Hofschranze und ein Hofpfaffe, ein durch Stupidität ausgezeichneter General u. s. w. Diese Partei bearbeitete den mißtrauischen heftigen General Davoust, dessen Berichte den Kaiser zu einer Maßregel bestimmten, die er sonst vielleicht nicht ergriffen hätte.“ Dann auf die Lage Deutschlands blickend, fährt er im prophetischen Geiste fort: „der jetzige Zustand der Dinge, wo Alles vom rücksichtslosen Willen eines einzigen Mannes abhängt, kann nicht dauern. Sobald die Hand des Unterdrückers erschlafft oder sinkt, oder wenn das Maaß seiner Verbrechen voll ist, so findet eine Reaction statt, zu der Alles vorbereitet wird durch den tiefen Unwillen, den die Willkür und das Niedertreten der alten auf Besitzstand und Recht begründeten Verhältnisse, die Vernichtung aller Denkfreiheit und die fortschreitende Verachtung verursachen. Mit diesem Unwillen verbindet sich die Ueberzeugung, daß bei der Wandelbarkeit und Ungewißheit jedes Verhältnisses, jeder Sorge für Erhaltung oder Befestigung der subsistirenden Einrichtungen vergeblich ist . . . . Dieser allgemeine Unwille hat aber auch in Deutschland die Bande, die den Unterthan an den Fürsten knüpften, gelöst. Er sieht in ihnen entweder Flüchtlinge (z. B. Churfürst von Hessen) die,

nur für ihre Erhaltung besorgt, sich durch die Flucht retteten, oder betitelte Sclaven und Untervögte (Rheinbundfürsten), die mit dem Gut und Blut ihrer Unterthanen ihre hinfällige Existenz erbetteln. Daher entsteht der allgemeine Wunsch einer Verfassung, auf Einheit, Kraft und Nationalität gegründet. Jeder große Mann, welcher dazu fähig wäre, würde der Nation, die sich von den Mittelmächten abgewendet hat, willkommen sein." . . In seinem Zorn über das Stillsitzen der Deutschen bei dem französischen Drucke schrieb Stein an Münster: „Auf freiwillige, plötzliche, ausgebreitete zugleich ausgehende Insurrection kann man bei dem Phlegma der nördlichen Deutschen, der Weichlichkeit der obern Stände, dem Miethlingsgeist der öffentlichen Beamten nicht rechnen; man wird vielmehr, wenn das unter dem Schutze einer Armee geschehen kann, Volksbewaffnung, Bildung von Landwehrbataillonen, Rekrutenstellung befehlen und den Adel mit Degradation, die Beamten mit Todtschießen, wenn sie Lauigkeit und Schlaffheit beweisen, bestrafen müssen." An denselben schrieb er voll Jammer nach 1812 über den Anschluß Preußens an Frankreich: „Nun kann man in Deutschland von Oben her nichts mehr erwarten." —

Man muß die Briefe der beiden großen Staatsmänner gelesen haben, um dem Verfasser der Biographie Münsters beizustimmen: „Unmöglich können Jahrbücher der großen Wendezeit von 1810 bis 1812 mit mehr altrömischer Einfachheit und mit schärferer Keilschrift geschrieben werden, als der Briefwechsel Stein's und Münsters." Wir haben diese Männer vorzüglich darum angeführt, um auch für Stein das Wort zur Geltung zu bringen: „Nenne mir deine Freunde, und ich will dir sagen, wer du bist," und daran zu erinnern, daß selten eine Nation unter den Großen ihres Landes eine solche durch ihre liberalen Bestrebungen volks-

thümlich gewordene Dreieinigkeit hatte, als Deutschland in Stein, Münster und Gagern. —

Mit den preußischen Vaterlandsfreunden blieb Stein stets in dem lebhaftesten Verkehr, Rath- und Ideentausche. Was er von ihnen hörte, betrübte ihn oft tief, machte ihn aber auch oft im edlen Zorne aufbrausen.

Wir haben schon erwähnt, daß nach Stein's Verbannung das Ministerium Altenstein die Leitung der obersten Staatsgeschäfte erhielt. Durch kleinliche Hofintriguen gebildet zeigte es sich unbefähigt, in so bedenklicher Zeit das Ruder des Staats zu führen. Von den schönen Hoffnungen, welche Stein's und seiner Freunde Thätigkeit bei dem Aufbau des zertrümmerten Staatsgebäudes erweckt hatte, verschwand eine nach der andern zur Trauer der Vaterlandsfreunde, und es schien, als ob die durch jene vorbereitete Wiedergeburt des Staats durch unfähige Nachfolger schon im Keime erstickt werden sollte. „Es ist wahrlich eine Schmerzverdopplung," schrieb ein Freund Stein's an diesen, „durch die Jämmerlichkeit der Gegenwart an die Trefflichkeit der Vergangenheit erinnert zu werden. Wie würde Ew. Excellenz doch zu Muthe werden, wenn Sie anschauen könnten, wie man mit vielen Ihrer Ideen umgeht, weil man nicht verstehen kann oder will, was Sie aus diesen Ideen machen und wie Sie es realisiren wollten. Hätten wir nicht das Edict vom 9. Oct und die Städteordnung, so würde mir noch banger werden." — Scharnhorst nahm an dem Treiben des Ministeriums keinen Theil, das seine Langmuth zu versuchen schien, dessen Anhänger sogar seine Verdienste in Zweifel zogen, — war aber um so thätiger in der ihm übertragenen Verwaltung. Gneisenau und Grolman zogen sich aus dem Dienste zurück, um anderweitig gegen Frankreich zu

wirken. Ein solches Ministerium ohne Einheit, Leben und Kraft ließ Preußen und seinen König empfinden, was sie an Stein verloren hatten. Nie hatte, während Stein noch Premierminister war, der König sich mit solcher Anerkennung über ihn ausgesprochen, wie jetzt in vertrauter Aeußerung gegen seine nächsten Umgebungen, namentlich als er verdrießlich und mißgelaunt von seiner Petersburger Reise, aber mit dem Entschlusse, nicht ohne Rußland zu handeln zurückkehrte. Gneisenau schrieb an Stein (3. März 1809): „Die Reise nach St. Petersburg hat eine furchtbar schwächende Wirkung." Nachdem er das Benehmen Alexanders Napoleon gegenüber bitter getadelt hat, fährt er fort: „Dieser Alexander ist zu Preußens Unglück geboren." — Ich frage, ob er von 1805 bis jetzt, wenn er Preußens bitterster Feind wäre, sich sinnreicher hätte benehmen können um unsern Untergang zu befördern, als er gethan hat, indem er sich unsern Freund nannte? — Der König ist seit seiner Rückkehr sehr übler Laune. Er schilt über die Kleinigkeiten des Dienstes. Dort in Petersburg hat er die für die Parade dressirten Russen gesehn; dagegen stechen die ungeschlachten Ostpreußen freilich ab. Es mag ihm gegen die dortige Politik überhaupt Alles sehr kleinlich vorkommen; seine halbe Monarchie, sein halbes Schloß; der Halbroman seiner jüngsten Lebensjahre; dies Alles steht indessen in Harmonie mit den halben Maßregeln." — „Die Reise war gemacht, um zu blenden," erwiderte ihm Stein (6. März). „Man wird Pomp für Kraft, furchtsame Weichlichkeit für Klugheit nehmen und das Augenblickchen Ruhe noch gern mitnehmen wollen, über die Zukunft, die eine qualvolle demüthigende Existenz verkündigt, sich verblenden."

Während das preußische Cabinet dem einschläfernden Glauben an Rußland sich hingab, und es immer mehr vergaß, daß Deutschland nur durch Deutschland gerettet werden könnte, richtete der

thatkräftige und entschlossene Stein seinen Blick auf Oesterreich, welches sich für die Wiederherstellung eines freien Deutschlands waffnete. Gneisenau wollte nach Prag, um dort eine deutsche Legion zu errichten. Sie sollte der Zufluchtsort für die letzten Reste des preußischen Geistes werden, denn er wollte sie vorzüglich aus Preußen rekrutiren und England sollte sie besolden. Stein, dem er seinen Plan mittheilte, war ganz seiner Ansicht und ermunterte ihn, sich unmittelbar an den Erzherzog Carl zu wenden, welcher im Fall eines Krieges mit Freuden darauf eingehen werde: „Die Idee, womit Sie Ihren Brief schließen, halte ich bei dem Eintritte gewisser Conjuncturen für die Einzige, die einem Mann von Ehre aufzufassen übrig bleibt. Was ich alsdann zur Ausführung beitragen kann, werde ich gewiß mit allen Kräften thun; denn überhaupt ist jetzt nicht mehr die Rede von Erhalten, sondern von ehrenvoll Fallen und von Vermeidung von Schmach, die das System der Knechtschaft und Lüge verbreitet." Allgemeine Erhebung des Volkes hatte Stein als das einzige Mittel erkannt, um die Ketten des französischen Eroberers zu brechen. Darum fordert er auch Gneisenau auf, bei dem Grundsatze der allgemeinen Wehrpflichtigkeit fest zu beharren.

Indessen erklärte Oesterreich an Frankreich den Krieg (27. März 1809). Das gewaltthätige Verfahren Napoleon's gegen Dynastien, welche er durch sein summarisches „hat aufgehört zu regieren" fortjagte, wie gegen die Völker, die offene Erklärung des Moniteur: „daß Alles gerecht und erlaubt sei, was das Interesse des französischen Kaisers verlange," und die Gefahr, welche aus Allem diesem und der Verbindung Frankreichs mit Rußland für Oesterreich erwuchs, konnte von letzterem nicht geduldet werden. Ueber ein gewisses Maaß hinaus ist Geduld eine Schande.

Der Ausgang des Kriegs ist bekannt, — er kann auch dem Zwecke unseres Buches gemäß hier nur erwähnt werden: es folgten die blutigen Tage von Abensberg, Landshut, Eckmühl, Regensburg (19. bis 23. April), Schlachten, welche Napoleon selbst „den Silberblick seines Kriegsgenies" nannte; es erfolgte die Einnahme von Wien (12. Mai).

Mit demselben Eifer wie in Preußen, suchte Stein in Oesterreich das Kriegsfeuer gegen Frankreich zu schüren. Er setzte sich mit den österreichischen Ministern, mit dem Erzherzog Carl und andern commandirenden Generalen in Verbindung, denen er Entwürfe zur Volksbewaffnung mittheilte; und grade die von Stein eingereichten Denkschriften trugen dazu bei, daß der österreichische Hof dem beginnenden Kampfe wenigstens den Anstrich eines Volks- und Befreiungskriegs geben wollte. Die Hoffnung Stein's, daß Preußen mit Oesterreich in diesem Kriege sich vereinigen würde, täuschte ihn, denn wenn auch die kampflustige preußische Nation dies feurig wünschte, die Cabinetspolitik hatte andere Ansichten.

Die Schlacht bei Wagram zerstörte alle weiteren Hoffnungen; Stein sah sich genöthigt, sich von Brünn nach Troppau zu entfernen und bereitete sich zu einer Reise nach Ungarn, nöthigenfalls nach Rußland vor. —

Am 30. Juli 1809 warf eine englische Flotte bei der holländischen Insel Walchern Anker und landete eine Armee von 40,000 Mann in der Absicht, die Niederlande von den Franzosen zu befreien. Stein knüpfte daran neue Hoffnungen für die Befreiung Deutschlands. Das englische Heer sollte, durch einen Aufstand in Norddeutschland verstärkt, eine drohende Diversion im Rücken der französischen Armee ausführen, und Oesterreich zur Aufhebung des geschlossenen Waffenstillstandes bewegen. Der Prinz von Oranien ward von Stein aufgefordert, sich an die Spitze des Aufstandes

zu stellen, und im Fall des Gelingens sich auf den Thron eines durch einen allgemeinen Volksaufstand gegründeten norddeutschen Königreichs erheben lassen. Den nach der Schlacht bei Wagram erst recht zurückhaltenden König von Preußen wollte man, dies war die Meinung Oesterreichs und der patriotischen Partei in Preußen, zum Losschlagen drängen. Würde er sich nicht fügen, so waren Einleitungen getroffen, ihn des Throns verlustig zu erklären und eine Regentschaft einzusetzen. Man wollte sich hierzu zuvor der Einwilligung des Kaisers Franz versichern. Daß Stein hierbei nicht unbetheiligt gewesen sein soll, berichtet der Bischof Eylert. Doch ist es zu bezweifeln, da Stein von seiner treuen Anhänglichkeit an die Person des Königs, so wie an alle Glieder des königlichen Hauses, an welches die Vorsehung Preußens Geschicke geknüpft hat, stets die schlagendsten Beweise gab. —

Der schlechte Ausgang der englischen Unternehmung, so wie der Wiener Friede (14. October) vereitelten die Ausführung von Stein's Entwürfen, welche in dem darüber mit Oranien, Stadion und Gentz geführten Briefwechsel enthalten und in mehr als einer Beziehung höchst merkwürdig sind.

Stein entwarf damals einen bis in das Kleinste gehenden großartigen Plan, Deutschland zu insurgiren. Er kann hier natürlich nur andeutungsweise gegeben werden. Alle wohlgesinnten Männer sollten sich zu einem Bunde vereinigen, um die öffentliche Meinung zu leiten. An der Spitze der ganzen Bewegung sollte der Prinz von Oranien stehen. Durch Druck- und Flugschriften, Reden, Feierlichkeiten jeder Art sollten die Leidenschaften aufgereizt, und durch Aussichten auf Belohnung, durch Furcht vor Strafen die Lauen und Trägen zur Theilnahme bestimmt, das Volk bewaffnet werden. Egoisten, Furchtsame, Verräther müßten unschädlich gemacht oder bestraft werden. „Nur vom Bauernstand und Mit-

telstand," schrieb er damals an einen Freund in Königsberg, „kann man im nördlichen Deutschland etwas erwarten. Der reiche Adel will sein Eigenthum genießen, der arme will Stellen und Auskommen, die öffentlichen Beamten beseelt ein Miethlingsgeist. Bringt man diese Classen nicht durch Reizmittel in Bewegung, so werden sie unthätig bleiben und durch ihr Beispiel schaden." — Die kleinen Fürsten, denen es nur auf die Erhaltung ihres winzigen Daseins ankömmt, die gleichgiltig gegen das Schicksal des Vaterlandes sind, sollten entweder vorläufig entfernt, oder an einen sichern Ort gebracht, überwacht und ihr Land bis zur neuen Ordnung der Dinge verwaltet werden. — Die Verwaltungsbehörden waren in dem Plane genau in drei Sectionen getheilt: 1) allgemeine Polizei, welche den Unterricht, Bildung und Leitung der Insurrection der Communen überwachen sollte. 2) Finanzen. 3) Krieg. — Die erstere zu leiten, war Schleiermacher, Gruner, Schön bestimmt. Für die zweite Vincke, für die dritte Gneisenau. Die Organisation der Civilbehörden war genau vorgezeichnet. Die Armee sollte sich ihre Officiere selbst wählen, — religiöser Sinn sollte in ihr gepflegt werden, freies Spiel der Kraft Statt finden, die Formen möglichst vereinfacht werden.

Während des der Schlacht bei Wagram folgenden Waffenstillstands, schrieb Gentz an Stein (10. Septbr.): „Der Wiederausbruch der Feindseligkeiten scheint unvermeidlich, dann ist aber eine Diversion im nördlichen Deutschland höchst nothwendig. Die beiden einzigen Elemente dieser sind aber eine neue englische Landung und Volksaufstände. Wenn Eines oder das Andere oder Beides gelingen soll, muß ein Mann von erstem Gewichte an der Spitze stehen. Ew. Excellenz sind in Deutschland offenbar der Einzige, in welchem Alles zusammentrifft, was eine so große Bestimmung erfordert. — Die nöthigen Einleitungen dazu sind

getroffen, auch ist dem Kaiser schon darüber ein Vortrag gemacht. . . ."

Der Friede zu Wien zerstörte diese Hoffnungen, — auch die des unglücklichen Tyrols, — denn es wurde, trotzdem daß es durch kaiserliche Agenten aufgewiegelt war, es kaiserliche Versprechungen seiner Zukunft wegen erhalten hatte, in demselben schmachvoll vergessen.

Vergebens suchten nach hergestelltem Frieden die Freunde Stein's diesen zu bewegen, Schritte zu thun, um den französischen Kaiser zu bewegen, mildere Gesinnungen gegen ihn zu hegen und die Sequestration seiner Güter aufzuheben. Stein wies die Zumuthungen seiner Freunde zurück, — er hoffte, selbst jetzt, wo Napoleon allmächtig erschien, — auf dessen Untergang. „Sie kennen," schrieb er (Troppau, 2. Novbr.) „den Abschluß des Friedens; er ist übereilt, erniedrigend, verderblich; es ist betrübt zu sehen, daß so viele Anstrengungen, Opfer und eine so großherzige, so edle Aufopferung aller Stände der Einwohner der Monarchie keinen für die Welt glücklichern Erfolg gehabt haben. Dennoch glaube ich nicht, daß der Geist des Bösen triumphirt; seine Herrschaft gründet sich nur auf Gewalt und Eigennutz. Die öffentliche Meinung steht ihr entgegen; die Uebel, welche diese falschen und zerstörenden Maßregeln herbeiführen, werden gefühlt und sobald die eiserne Hand an Kraft verliert oder zu sein aufhört, wird Alles zur Auflösung und nach einem einigermaßen bessern Zustand der Dinge streben. Alle die unglücklichen Ereignisse, welche uns zermalmen, werden das gerade Gegentheil von dem thun, was er erwartet; sie stählen die Seelen, sie werden die Verbindung der Colonien mit Europa zerstören und dadurch die Ausbreitung der Bildung begünstigen. Man muß sich daher nicht niederschlagen lassen; man muß an den Grundsätzen

einer edeln und großherzigen Politik festhalten, durchaus nicht weichen und die schwachmüthigen, aber übrigens wohldenkenden Seelen ermuthigen. Mit dieser Denkungsart sehen Sie, daß ich weit entfernt bin, Schritte zu thun, die mich vor Napoleon demüthigen könnten, um bei ihm meine Verzeihung nachsuchen. Die Umstände haben mich in eine Lage versetzt, die mich auffordert, das Beispiel eines festen, ausdauernden und unabhängigen Charakters zu geben; ich will einen so ehrenvollen Beruf nicht für erbärmliche Rücksichten auf Vermögen und Geld verlassen."

Stein war eine Macht. Der große Weltbezwinger fürchtete diese Macht, haßte den Namen sogar, denn er ließ Stein's geliebte Schwester Marianne nach Paris schleppen, und wußte das österreichische Cabinet gegen ihn mißtrauisch zu machen; denn als Stein den Kaiser Franz bat, nach Prag gehen zu dürfen, wies ihm dieser seinen Aufenthalt in Brünn an, „weil sein Aufenthalt in Prag, der vielen Flüchtlinge wegen, die sich dort aufhielten, bedenklich sei."

Daß Stein auf einen neuen Kampf gegen den Unterdrücker hoffte, daß dann die Jugend sich an demselben betheilige, daß man dann siegreich sein würde, „vorausgesetzt, daß man den festen und unverrückbaren Willen hatte, zu widerstehen und zu sterben," spricht er in vielen Briefen an seine Freunde aus. „In der Zeit, in welcher wir leben," sagt er einmal, „sind die jungen Leute zu großen Prüfungen, großen Opfern und Muthäußerungen berufen, man muß daher vorzüglich ihren Charakter durch die großen Beispiele der Geschichte und das Beispiel der classischen Schriftsteller stählen."

Während seines Aufenthalts in Oesterreich arbeitete Stein unausgesetzt. Die Zustände dieses Landes nahmen seine geistige

Thätigkeit mehr als einmal in Anspruch. Vorzüglich beschäftigte er sich mit dem Unterrichts- und dem Finanzwesen. In einer vortrefflich ausgearbeiteten Denkschrift (Brünn, März 1810) sprach er sich scharf, ungescheut und einleuchtend darüber aus, daß die öffentliche Erziehung ein freisinnigeres System annehmen, daß man sie den aufgeklärtesten Männern, und keinem der Mönchsorden, anvertrauen müsse, welche den Zustand der Wissenschaften, der Gelehrten, der Erziehungsanstalten und die moralischen und geistigen Bedürfnisse der Nation nicht kannten. Er zeigte, wie es nicht blos hinreichend sei, die Meinungen des jetzigen Geschlechts zu lenken, sondern viel wichtiger, die Kräfte des folgenden Geschlechts zu entwickeln. Er empfahl dazu die Pestalozzi'sche Methode, weil diese die Selbstthätigkeit des Geistes erhöhe, den religiösen Sinn und alle edlern Gefühle des Menschen errege, das Leben in der Idee befördere und den Hang zum Leben im Genuß mindere und ihm entgegenwirke. Die Erziehung müsse dahin wirken, daß der Mensch nicht allein mechanische Fertigkeiten und einen Umfang von Wissen erlange, sondern daß der staatsbürgerliche und kriegerische Geist in der Nation erweckt und die Kenntnisse kriegerischer Fertigkeiten durch Unterricht in den gymnastischen Uebungen allgemein verbreitet werden. Oesterreich solle, damit liberale und edle Grundsätze ihre Herrschaft erhielten und in das Leben träten, durch weise Leitung der Literatur und der Erziehung und dadurch, daß es ausgezeichnete und freisinnige Gelehrte berufe, auf die öffentliche Meinung in Deutschland zu wirken suchen. Dies könne aber nur geschehen, wenn es große Achtung für die Wissenschaften äußere, dem Umlauf der Ideen weniger Hindernisse in den Weg lege, freisinnige literarische Blätter dulde, seine wissenschaftlichen Anstalten verbessere, und dem in Deutschland herrschenden Vorurtheile entgegenwirke, als halte es die Fortschritte des mensch-

lichen Geistes zurück, und lähme dessen Kraft durch die ängstliche Vormundschaft, die es über ihn ausübe. —

Die Denkschrift blieb unbeachtet, — wie denn überhaupt damals keine Bewegung der Ideen und der Geister in Oesterreich begünstigt, an große Maßregeln zur Verbesserung der innern Zustände nicht gedacht wurde. Der engherzige Franz sah in jeder Reform eine Revolution und nichts konnte ihm von dem Wahne der Nothwendigkeit einer strengen Bevormundung der Nation durch den genau vorgezeichneten Gang der Verwaltung heilen. Wie ganz anders handelt der jetzige Kaiser Franz Joseph! —

Während der Zeit seines Aufenthalts in Brünn schrieb Stein Betrachtungen über die Weltbegebenheiten, so wie über staatswissenschaftliche Gegenstände nieder, welche seine Beschäftigung mit den ausgezeichnetsten Werken in dieser Hinsicht darthun und seine zum Theil davon abweichenden Meinungen aussprechen. Sie enthalten für den Historiker, wie für den denkenden Staatsmann eine Fülle reicher Ideen und überraschender Ansichten. Es spricht sich in ihnen allen seine ursprüngliche geistige Anlage aus, die nur auf Ideen gerichtet war, doch nur auf solche, die unmittelbar in das praktische Treiben eingreifen, sowie seine Neigungen für das Ideale, welches auf den Staat unmittelbare Anwendung litt. Die in denselben enthaltenen Gedanken über zweckmäßige Einrichtung der deutschen Verfassung werden auch jetzt noch ernste Aufmerksamkeit erregen. —

Im Juni 1810 kehrte Stein nach erhaltener kaiserlicher Erlaubniß nach Prag zurück, und fand sich nun wieder in dem Kreise jener schon oben erwähnten Männer, wie des lebhaften und geistreichen Bruders des Ministers Stadion, eines glühenden Patrioten, der beiden Grafen Sternberg, von welchen der eine ein geistvoller Forscher der Natur, der andere der Geschichte war, und

anderer Männer und Frauen, von welchen sich jene durch Charakter, Bildung und Stellung, diese durch feine Sitten und Geist auszeichneten. Viel Zeit widmete er hier der Erziehung seiner Töchter Henriette und Therese, welche Frau v. Stein mit großer Treue und Sorgsamkeit zu leiten fortfuhr. Die erstere unterrichtete er in der Geschichte der französischen Revolution, um ihr die richtige Ansicht über ihre Stellung im Leben und einen entschiedenen Abscheu gegen diese wilden Gewaltthaten zu geben. Ueberhaupt beschäftigte ihn jetzt ein ernstes Studium dieser welterschütternden Begebenheit, die noch heute in ihren Wirkungen nachhallt. — Er wollte diesem großen Ereignisse, welches eine Welt bis dahin unbekannter politischer und geschichtlicher Verhältnisse hervorgerufen hatte, bis zu den Quellen nachgehen, und er studirte deswegen alle erreichbaren Hilfsmittel. Sein Haß gegen die Revolution war grenzenlos, wenig Koryphäen derselben fanden, und nur bedingungsweise, vor seinen Augen Gnade. Als Mann der That und des Kampfes war sein kurzer, freilich durch seine Leidenschaftlichkeit und seinen Haß bestimmter Endscheid: „Alles dort drüben sei der Feind, und Alles müsse zu Boden geschlagen werden.“ —

Die Theilnahme der Freundschaft und wissenschaftliche Studien waren Stein auch höchst nöthig, um ihn zu zerstreuen, denn nicht selten hatte er jetzt Stunden, wo sich der Unmuth seiner in einem hohen Grade bemeisterte, wenn er an die Hoffnungslosigkeit der Verhältnisse dachte und an den Mangel eines vaterländischen Berufs, — oder der Zorn, wenn die Pläne, welche er zu kleinen Reisen nach Wien, Ungarn oder Salzburg machte, durch die kleinlichen Bedenklichkeiten des Kaisers, den über jedes derartige Vorhaben Stein's Metternich einen Vortrag machen mußte, vereitelt wurden. Tief fühlte er sich über das Benehmen vieler Menschen gegen ihn aufgebracht. „Zu den wohlthätigen Künsten, welche die

glückliche mit 1789 den 4. Mai begonnene Epoche zu einem hoher Grade der Vollkommenheit gebracht, gehört die Kunst der Verleumdung. Ist man als eines ihrer Opfer bezeichnet, ist es einmal festgesetzt, man müsse verleumdet werden, dann kömmt es nicht auf verflossenes Leben, behaupteten Charakter, Unwahrscheinlichkeit der Beschuldigungen an, sondern nur, ob die angestellte Anklage dem vorgesetzten Zweck entspricht; dann läßt man die Maschine spielen; es bedarf nur dreister Versicherungen, unverschämter Behauptungen, in kurzer Zeit ist die Meinung allgemein verbreitet, herrschend; die Feinde sind thätig, der große Haufe boshaft leichtgläubig, die Freunde sind unter dem Scheine der Unparteilichkeit niederträchtig; — sie schweigen, wo sie fest auftreten sollten, zuletzt geht einer nach dem andern zu der Gegenpartei über, natürlich nur, wenn man seinen Worten Glauben schenken wollte, aus lauter reinem Eifer für das Gute, Pflicht und Zartgefühl. — Alle Leidenschaften, die man in seinem ganzen langen Leben beleidigt, alle Anmaßungen, die man gekränkt, leben nun auf, alle wollen den Tag der Rache feiern und vom Fette des Opfers schmausen."

Der große Staatsmann hätte über diese Niederträchtigkeit nicht ergrimmen, er hätte Trost finden sollen in dem, dem seinen ähnlichen Schicksale des Aristides, Perikles, Morus, Stafford, Herzberg und vieler anderer Staatsmänner, deren wohlthätige Wirksamkeit mit dem schnödesten Undank belohnt wurde. Wie viel Stoff zu gleichen Klagen liefert nicht die Geschichte der jüngsten Jahre Frankreichs, Deutschlands, Spaniens u. s. w.

Oft ergoß er seinen Unmuth über die Gegenwart, seine Zweifel an der Zukunft und seine Sehnsucht nach dem Uebergange in ein besseres Leben in Briefen, wenn er auch seine nächste Umgebung mit deren unmittelbarem Ausdruck nicht betrübte. An seine geliebte Schwester Marianne schrieb er (2. Oct.): „Ich lebe in der Er-

innerung der Vorzeit, in der Hoffnung eines baldigen Uebergangs zu einem bessern Leben; denn dieses ekelt mich in einem hohen Grade an. Die Gründe zu dieser Gesinnung liegen in der Gegenwart und in der Zukunft; jene ist unbefriedigend, diese hoffnungslos; also bleibt nichts wünschenswerth, als allen diesen Verhältnissen entrückt zu werden und dorthin zu kommen, wo ewiger Friede den ermüdeten Wanderer erwartet. In wenig Wochen habe ich das 54ste Jahr erreicht; hohes Alter hat keines meiner Geschwister erreicht, also wird es mir wahrscheinlich auch nicht werden, — es mag einem wohl recht gut zu Muthe sein, wenn man den Hafen vor Augen hat..... Wir wollen übrigens nicht klagen, die Vorsehung hat uns bisher geholfen, sie wird uns ferner beistehen und am Ende findet man Ruhe jenseits des Grabes. Denn, mag man seine Augen hinwenden, wohin man will, so findet man Druck, rohe Gewalt oder Erbärmlichkeit und allmähliges Auflösen."

In einer solchen Stunde sprach er einmal den Gedanken aus, der trostlosen Zeit nach dem freien Amerika zu entfliehen, um Ruhe und Unabhängigkeit zu genießen, ein Gedanke, welchen seine Freunde mit der Hinweisung auf die Pflicht, dem Vaterlande sich zu erhalten und die Hoffnung auf bessere Zeit bekämpften.

Ganz unerwartet sah er sich während seines Aufenthalts in Prag zufolge einer Aufforderung veranlaßt, sich noch einmal mit den preußischen Angelegenheiten ernstlich zu beschäftigen.

Wir haben schon oben erwähnt, daß das Ministerium Altenstein es durchaus nicht verstand, oder es auch nicht wollte, den von Stein eingeschlagenen Weg, das verkleinerte Preußen wieder mächtig und stark zu machen, zu verfolgen. Ueberall zeigte es Schwäche, Planlosigkeit, Mangel an Consequenz. „Man hat in der That keinen Begriff davon," schrieb Sack, ein Gesinnungsgenosse Stein's, an diesen (17. April 1810) „wie unzusammenhängend, kleinlich, thö-

richt und erbärmlich Alles behandelt wird und daher auch so schlecht geht..... Nirgends geschehen Fortschritte, schon fängt man an, nicht mehr zu verhehlen, daß Rückschritte geschehen sollen. Unter geht man in niederdrückendem Detailkram; Alles was im Großen geschehen müßte, um dem Staate Verfassung, Haltung zu geben, unterbleibt. Alles lenkt in's alte Gleis. Für den rechtschaffenen Mann giebt es gar keine Aussicht; der Patriot trauert." Scharnhorst hatte unter solchen Umständen seine Entlassung begehrt, Gneisenau war nach England gegangen.

Als nach Beendigung des österreichischen Krieges Napoleon dringend die Bezahlung der rückständigen Contribution verlangte, und der König mit Altenstein über die Beschaffung der Mittel dazu sprach, zeigte es sich, daß dieser gar keinen Finanzplan hatte, auch behauptete, die gesammten Hilfsmittel Preußens reichten nicht hin, die französischen Rückstände abzuzahlen, — zugleich aber auch warnte, diese Erfahrung dem Volke offen darzulegen, weil dies den Muth desselben ganz niederschlagen, unnütze Kritiken erregen und dadurch dem Ansehn der Regierung, welches durch eine mystische Verehrung besser erhalten werde, großen Nachtheil bringen könne. — Er schlug als einziges Rettungsmittel aus dieser Noth vor, Schlesien an Napoleon abzutreten und einen geschickten Unterhändler nach Paris zu senden, um den französischen Kaiser deshalb zu sondiren. — Dies war ein Lieblingsausdruck der damaligen Verwaltung .... „Nirgends Kraft und Leben," schrieb ein Verehrer Stein's, „überall sondirt man, man sucht die Schäden auf; aber der Arzt fehlt."

Der König, über die verzweifelte Lage der Dinge äußerst beunruhigt, wandte sich an Hardenberg, welcher sich damals bei seinem Bruder aufhielt, und ersuchte ihn, Vorschläge zu machen, um Preußen aus der ihm von Altenstein vorgespiegelten Calamität

zu erretten. Nachdem er auf der Pfaueninsel bei Potsdam mit dem Könige und der Königin eine geheime Unterredung gehabt hatte, tadelte er in einer Denkschrift es scharf, daß Preußen nicht auf dem von Stein vorgezeichneten Wege fortgeschritten sei.

Er sah dabei wohl ein, daß er über die Lebensprincipien, durch welche er den preußischen Staat aus ohnmächtiger Lähmung zu erneuter Gesundheit kräftigen wollte, mit demjenigen sich im Einverständniß zu setzen habe, als dessen Testamentsvollstrecker er eigentlich vom Könige berufen war. Der zum Staatskanzler ernannte Hardenberg sandte heimlich den Staatsrath Kunth zu Stein und ließ ihm seinen Finanzplan vorlegen, um darüber sein Urtheil zu vernehmen.

Stein unterwarf diesen einer genauen Prüfung, bei welcher er sich, wie immer, als ein erleuchteter, den Forderungen der Zeit Rechnung tragender Staatsmann zeigt.

Der Staatskanzler nahm alle von Stein gemachten Veränderungen seines Finanzplanes gern an, indem er diesen für seinen Meister im Finanzfache erklärte, — aber das ihm übersandte Gutachten desselben erregte in ihm den Wunsch, sich offner, voller und ausführlicher mit Stein auszusprechen. Er schlug ihm deswegen eine persönliche Zusammenkunft an der schlesischen Gränze vor. Diese mußte natürlich ganz im Geheimen Statt finden, die kleinste Unvorsichtigkeit konnte sie der französischen Polizei verrathen und dann Napoleons Zorn auf Stein, Hardenberg, ja den preußischen Staat herabrufen. Ort und Stunde dieser Zusammenkunft sind nicht mit Zuversicht ermittelt. Wahrscheinlich trafen sie sich am 16. September in einer einsamen Baude jenseits des Gebirgskammes in Böhmen. Was sie dort verhandelten, welche Grundsätze und Ueberzeugungen, welche Pläne und Ansichten dort ausgetauscht, welche Maßregeln dort beschlossen wurden, läßt sich aus dem Vor-

hergehenden zum Theil errathen, zum Theil aus den nächsten Regierungsmaßregeln folgern.

Stein schrieb damals u. A. an die Prinzessin Luise: „Es giebt in diesem Augenblick nur eine Pflicht, sich dem öffentlichen Wohl zu weihn: die Pflicht einer völligen Selbstentäußerung, völligen Vergessens aller persönlichen Rücksichten. Man muß sich um einen achtungswerthen Mann, wie Hardenberg ist, sammeln, seine Arbeit theilen, erleichtern, ihm Anhänglichkeit zeigen und aufrichtiges Verlangen, ihm beizustehn.“ — Darum tadelte er damals streng das Benehmen Schöns und Niebuhrs, welche die ihnen von Hardenberg angebotenen Stellen im Ministerio nicht annahmen, und fuhr vorzüglich gegen Niebuhr los, welcher gegen den Staatskanzler eine heimliche Eingabe bei dem König gemacht hatte, und als ihm dies mißglückt war, als Märtyrer gelten wollte: „Ihre Handlungsweise,“ schloß er, „ist nichts als ein versteinerter Egoismus und die an der Spree so sehr überhandnehmende Manier, über eine ganz gewöhnliche Handlungsweise eine Sauce hochtönender precieuser Phrasen zu gießen.“ —

Die Pflicht, für die Zukunft seiner Kinder zu sorgen, ließ ihn es erlauben, daß seine Gattin von Napoleon Gerechtigkeit, — die Rückgabe der sequestrirten Güter fordere. Mehr schien ihm mit seiner Männerwürde nicht vereinbar. Schon früher hatte er einen ihm gemachten Antrag, seine Tochter mit dem Sohne eines deutschen Schützlings des französischen Kaisers zu verloben, als unsittlich zurückgewiesen. Gentz hatte versprochen, Fürst Schwarzenberg, damaligen Gesandten in Paris, zu vermögen, die Sache wegen der Stein'schen Güter zu betreiben. Stein schrieb an ihn: „Ist diese Sache beendigt, habe ich die Pflicht des Bluts und der Redlichkeit erfüllt, so finde ich mich mir selbst und meiner Unabhängigkeit zurückgegeben und ich gestehe Ihnen, daß ich auf alle

Ereignisse gefaßt bin, welche die verzweifelnde Zukunft, die vor uns liegt, herbeiführen kann. Wir leben nicht in einer Zeit, wo das Leben eine leichte Arbeit ist; es erheischt Opfer und Vergessen seiner selbst, wenn wir es vermeiden könnten, das künftige Geschlecht in den Abgrund hinabzuziehn, der sich öffnet, um das gegenwärtige zu verschlingen."

Die Bitte der Frau von Stein blieb unberücksichtigt, obgleich die Kaiserin, Marie Luise, selbst für sie, die Schwester Graf Wallmodens, eines der ausgezeichnetsten österreichischen Generale, ein Fürwort einlegten. Napoleon kannte keine Großmuth gegen Unbesiegte. Zwei Jahre später verwaltete Stein einen nicht unbedeutenden Theil des ehemaligen Reichs des entthronten französischen Kaisers; — das war eine eigenthümliche Genugthuung des Geschicks. —

Der Kaiser Napoleon hatte in dieser Zeit den Punkt in seiner Laufbahn erreicht, wo Befestigung des Erworbenen wünschenswerther ward, als rastloses Streben nach neuem Besitz. Spanien war durch seine Heere überschwemmt, Neapel, die Schweiz, die Länder des Rheinbundes, seine Vasallenstaaten, Preußen erschöpft, Oesterreich durch Familienbande an ihn gefesselt. Nur England und Rußland standen unerschüttert neben seiner colossalen Macht. Zwischen Napoleon und Alexander war seit 1810 eine Spannung eingetreten. Die Freundschafts-Komödie, welche Beide in Tilsit und Erfurt aufgeführt, war zu Ende. Napoleon fühlte sich von Alexander überlistet, wurde mißtrauisch und dachte an die Möglichkeit eines russischen Kriegs. Nach scharfem Notenwechsel zwischen den Cabinetten von Petersburg und Paris wurde dieser auch erklärt (12. Juni 1812). Ein russisches Heer bewegte sich gegen den Niemen, ein Heer von 600,000 Mann, zu-

sammengesetzt aus allen Völkern des Westens von Europa, setzte sich auf Befehl Napoleon's gegen die Weichsel in Bewegung.

Durch die ungeheuren Anstalten zu diesem Kriege, durch die Größe und Wichtigkeit des Kampfes, welcher sich ankündigte, war Stein's Gemüth in heftige Bewegung gesetzt. Seine Stimmung war stets auf gleicher Höhe gereizt und leidenschaftlich. An ein ruhiges Gespräch war nicht mehr zu denken. Unverrückt richtete er den Blick auf Preußen. Er wußte, daß Scharnhorst nach Petersburg gegangen sei, um mit Rußland ein Bündniß abzuschließen, daß Hardenberg zu dem französischen Gesandten St. Marsan, als dieser Namens seines Kaisers das preußische Cabinet zur Rede stellte, gesagt hatte: „Wir rüsten, weil es besser ist zu sterben den Degen in der Hand, als mit Schande unterzugehn"; daß Scharnhorst fortwährend „den spanischen Winkelzugskrieg gegen die Franzosen," und eine „preußische Vesper" im Munde führte, daß Gneisenau vor Begierde brannte, loszuschlagen, um dem Krieg einen insurrectionellen Charakter zu geben, — daß das ganze preußische Volk die Gesinnung seiner patriotischen Führer im Militair, wie im Civilstande theile, daß die von ihm im Jahre 1808 entworfenen Ideen über Volkskrieg, Bildung von Landwehr und Landsturm sich allgemein verbreitet hatte. Er selbst hatte dem Staatskanzler in zwei Schreiben seine Ansichten über den bevorstehenden Krieg, Preußens Lage und die Maßregeln, welche Preußen im Verein mit Rußland und Oesterreich ergreifen sollte, um die Franzosen zuerst von der Elbe hinwegzudrängen und dann Deutschland zu befreien, auseinandergesetzt. Seine Hoffnung auf Preußen wurde jedoch sehr verringert, als er hörte, daß das preußische Cabinet, während es mit Petersburg unterhandelte, mit Paris in freundschaftlichem Vernehmen bleiben wollte, sie verschwand gänzlich, als Preußen (24. Febr. 1812) und Oesterreich (14. März) mit Frank-

reich sich verbündeten und zur Stellung eines Hilfsheeres verpflichteten. — In etwas gereichte es ihm zum Troste, daß viele der edelsten Patrioten, weil sie nun jeder Hoffnung baar waren, welche sie noch auf die Fahne Friedrich's des Großen gesetzt hatten, Preußen verließen, oder sich zurückzogen; unter ihnen Gneisenau, Klausewitz, Boyen, Gruner, und gegen dreihundert Officiere. — Scharnhorst wurde aus dem Kriegsministerium entfernt. — Die Gründe, warum diese Verbindung mit Frankreich eingegangen wurde, erzählt die preußische Geschichte.

Seinen Schmerz, Unwillen, seine Hoffnungslosigkeit, sprach Stein gegen Münster aus (19. April 1812): „Die Hoffnungen aller Redlichen und Gutgesinnten sind also zum zweiten Male von Preußen getäuscht. Es hat sich wehrlos und gebunden den Händen seines, auf mannigfaltige Weise gereizten und erbitterten Feindes überliefert, bereitet mit eigenen Händen sein Grab. — Nun kann man in Deutschland von einer Impulsion von oben her nichts mehr erwarten, denn hier sitzt überall........ Unterdessen verschwinden Zeit und Kräfte, die Bessern zehren sich in schnödem unerträglichen Müssiggang auf, als Zuschauer des allgemeinen Elends und des Treibens der Schlechten, deren Zahl täglich wächst, und deren Gesinnungen krebsartig um sich fressen. Seit 1809 lebe ich in der Erwartung glücklicher Ereignisse, die nun zuletzt noch durch die Ereignisse in Berlin grausam getäuscht worden sind. Es ist unerträglich, sich in diesem Müssiggange aufzuzehren, und die kurze Lebenszeit, in der man noch einigen Vorrath von Kräften besitzt, unbenutzt vergehen zu sehen, während das Rad des Schicksals sich unaufhaltsam über die Zeitgenossen dahinwälzt. Ein Gefühl des tiefsten Unmuths über diesen Zustand lege ich Ew. Excellenz meinen Wunsch vor, auf irgend eine Art wieder in Thätigkeit gesetzt zu werden... Vielleicht könnte ich durch Rath und guten Einfluß die gute Sache

befördern, wenn ich mich unter dem Schutze der bei dem Ausbruch des Krieges abgesandt werdenden englischen Gesandtschaft aufhielte. Der Kaiser Alexander bewies mir sein Zutrauen, indem er mir 1807 seine Dienste anbot; ich stehe mit vielen Personen in Verbindung, ich verlange nichts als Reisekosten, Pässe und die nöthigen Diäten; ist der Krieg zu Ende, so kehre ich wieder hierher zurück. Möge er einen glücklichen Erfolg haben, oder ich mein Ende darin finden.“ —

Noch ehe dieser Brief nach London, dem Aufenthalte Münsters, gelangte, und gerade, wo Stein, während der Zusammenkunft des Kaisers von Oesterreich, des Königs von Preußen und anderer Fürsten mit Napoleon in Dresden, befürchtete, die Franzosen möchten seine Auslieferung fordern, lud Alexander, welcher bei seinem früheren Zusammentreffen mit ihm seinen Charakter und seine Fähigkeiten schätzen gelernt hatte, und das Bedürfniß eines großen und starken Charakters in seiner Nähe fühlte, ihn nach Wilna ein, um dort eine bedeutende, auch für die deutschen Verhältnisse wichtige Wirksamkeit zu übernehmen. — Alexander schrieb:

„Die Achtung, welche ich immer für Sie hegte, hat keine Aenderung durch die Ereignisse erlitten, welche Sie von dem Steuer der Geschäfte entfernten. Es ist die Energie Ihres Charakters und Ihre ausnehmenden Talente, die sie Ihnen erworben haben. Die entscheidenden Umstände des Augenblicks müssen alle wohldenkende Wesen, Freunde der Menschlichkeit und der freisinnigen Ideen, wieder verbinden. Es handelt sich darum, sie vor der Barbarei und der Knechtschaft zu retten, die sich bereiten, um sie zu verschlingen. Napoleon will die Knechtung Europa's vollenden, und um dieses zu erreichen, muß er Rußland niederwerfen. Schon lange bereitet man sich hier für den Widerstand, und die kräftigsten Mittel sind hier seit langer Zeit versammelt.

Die Freunde der Tugend und alle von dem Gefühl der Unabhängigkeit und Liebe zur Menschheit belebte Wesen werden von dem Erfolge dieses Kampfes betroffen. Sie, Herr Baron, der sich auf eine so glänzende Art unter ihnen ausgezeichnet hat, Sie können kein anderes Gefühl hegen als das, zu dem Erfolge der Anstrengungen beizutragen, welche man im Norden machen wird, um über Napoleon's eindringenden Despotismus zu triumphiren.

Ich lade Sie auf die inständigste Weise ein, mir Ihre Gedanken mitzutheilen, sei es schriftlich auf eine sichere Weise, sei es mündlich, indem Sie zu mir nach Wilna kommen. Der Graf von Lieven wird Ihnen zu diesem Zwecke einen Eintrittspaß mittheilen. Ihre Anwesenheit in Böhmen könnte freilich von großem Nutzen sein, da Sie sich so zu sagen am Rücken der französischen Heere befinden. Aber Oesterreichs Schwäche wird dieses so gut als gewiß unter die Fahnen Frankreichs stellen, und könnte Ihre Sicherheit oder wenigstens die Ihres Briefwechsels gefährden.

Ich fordere Sie daher auf, das Gewicht aller dieser Umstände reiflich zu überlegen, und diejenige Wahl zu treffen, welche Ihnen die geeignetste scheint, für den Nutzen der großen Sache, der wir beide angehören.

Ich habe nicht nöthig, Ihnen zu versichern, daß Sie in Rußland mit offenen Armen empfangen werden. Die aufrichtigen Gesinnungen, die ich gegen Sie hege, sind Ihnen dafür eine sichere Gewähr.

St. Petersburg, den 27. März 1812.

Alexander."

Stein war ohne viel Besinnen sogleich entschlossen; seine Familie sollte in Prag bleiben; er selbst machte sich reisefertig. Er verhehlte sich nicht, welchem zweifelhaften Schicksale er entgegen-

ging. Wurden die Russen besiegt, so war er für immer auch der letzten Zufluchtsstätte in Deutschland beraubt, — und selbst Rußland gewährte ihm dann vielleicht keine Freistätte mehr. Aber er wankte nicht einen Augenblick. „Wundern Sie sich nicht", sagte er zu einem Bekannten, „daß ich auf gut Glück wie ein junger Mensch eine neue ungewisse Bahn antrete. Wer sein Vaterland verloren hat, der ist nothwendig ein Abenteurer. Ich habe keine Wahl, ich muß Freiheit und Vaterland am Ende der Welt suchen!"

Am 27. Mai, zwei Tage eher, als Napoleon zur großen Armee abging, um „den zweiten polnischen Krieg" zu eröffnen, verließ Stein Prag und ging über Lemberg und Brody nach Rußland. Am 12. Juni kam er in Wilna an. Nach dem freundlichsten Empfang von Seiten des Kaisers durch Nesselrode gefragt: welche Anstellung er wünsche, erwiderte er: „es sei seine Absicht, nicht in russische Dienste zu treten, sondern nur an den deutschen Angelegenheiten, die im Laufe der kriegerischen Ereignisse sich entwickeln würden, auf eine seinem Vaterlande nützliche Art Theil zu nehmen." Durch diese Erklärung behielt er die Freiheit, nach seiner Ueberzeugung zu handeln, und entfernte bei den Russen jede Mißgunst und jeden Verdacht, als trachte er nach Stellen und Einfluß, was ihm bei den russischen Staatsbeamten und Großen ein großes Ansehen verschaffte. Er wurde des Kaisers erster Rathgeber, und von dieser Zeit an bis zu dem Einzuge in Paris (1812 bis 1814) steht Stein's Wirken hoch über dem aller andern gleichzeitigen Staatsmänner.

Schon am 18. Juni übergab er dem Kaiser eine Denkschrift: „Ueber die Mittel, die Theilnahme Deutschlands an dem Kriege gegen Frankreich anzuregen und zu erhalten." Er schildert zuerst die Unzufriedenheit der deutschen Bevölkerung, welche ihre Unabhängigkeit, ihr Blut, ihr Vermögen dem Vortheile der Fürsten ge-

opfert sieht, welche sie verrathen haben, um ein augenblickliches Dasein zu fristen. „Man kann," fährt er fort, „diese Stimmung der Gemüther in Deutschland verstärken und erhöhen, wenn man dort Schriften verbreitet, die ein treffendes Gemälde über die unheilvolle und herabwürdigende Lage dieses Landes darbieten. Der zweite Theil des „Geist der Zeit" von Arndt ist mit einer großen Kraft und einer erschreckenden Wahrheit geschrieben. In Schweden gedruckt, hat es in Deutschland nicht eindringen können. Man müßte einen neuen Abdruck veranstalten und ihn auf dem Wege des Schleichhandels auf der Gallizischen Grenze Herrn Gruner (dem schon genannten, jetzt flüchtigen Polizeipräsident von Berlin) in Prag zuschicken, damit er das Buch in Deutschland in Umlauf setze und Herrn Arndt hierherziehen, um ihn bei Abfassung der Flugschriften zu gebrauchen, welche man in Deutschland verbreiten ließe.... Bei einer so leselustigen Nation bilden die Schriftsteller eine Art Macht durch ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung; es wird nützlich sein, sie sich durch Auszeichnungen irgend einer Art, akademische Ehren, Orden und dergl. zu verbinden. Die Herren Schleiermacher in Berlin, Steffens und Bredow in Breslau, Heeren in Göttingen Luden in Jena sind unter den Gelehrten ausgezeichnet." — Dann schlug er verschiedene Mittel vor, die Unternehmungen der Feinde zu hemmen: Errichtung bewaffneter kleiner Haufen, um die Couriere aufzufangen, Verführung, besonders der Rheinbundtruppen durch Unterhändler, und Vereinigung der Ueberläufer dann in Legionen mit Männern an der Spitze, die in Deutschland geachtet sind, z. B. die Herzöge von Oldenburg, von Braunschweig, welche sich mit tüchtigen Officieren, wie Gneisenau, Klausewitz, Grolmann rc. umgeben sollten; Erhebung der Einwohner in den Seestädten, durch Landungen der Engländer unterstützt, Gewinnung französischer, mit Napoleon unzufriedener Generale durch den Kronprinzen von Schwe-

den, Errichtung eines eigenen Comité's, um die Leitung der geheimen Feindseligkeiten gegen Frankreich in Deutschland zu leiten. In einer zweiten Denkschrift vom 20. Juni entwickelte Stein diese seine Ansichten ausführlicher. Alexander schrieb ihm: „Ich habe Ihre Denkschrift mit der größten Aufmerksamkeit gelesen; ich habe darin das Genie erkannt, welches Sie stets auszeichnete. Die gute Sache hat unendlich gewonnen, da sie Sie zum Mitarbeiter besitzt." — Dann fordert er Stein auf, sogleich zur Ausführung alles Dessen zu schreiten, was die Denkschrift enthält. Es wurde nun in dem russischen Lager ein „deutsches Comité" gebildet, welches unmittelbar unter dem Kaiser die Einwirkung auf Deutschland und die deutschen Truppen besorgen sollte und dessen Mitglieder der Prinz von Oldenburg, der General Lieven, der Geheimerath Kotschubei, welche beide mit Stein gegenseitige aufrichtige Achtung und Zuneigung verbanden, und Stein waren. Die Seele des Ganzen war dieser. Er gab den Anstoß und die Richtung, schlug die durchgreifenden Maßregeln vor und unterhielt eigenhändig den Briefwechsel mit Prag (Gruner) und London (Münster), bei dem die wichtigsten Gegenstände auf dem Spiele standen. Der Kaiser genehmigte einen Aufruf an die deutschen Truppen, welcher durch Kosaken, Unterhändler, Schmuggler, Juden 2c. zur Kenntniß der dem französischen Heere einverleibten deutschen Truppen gebracht wurde. Stein hatte diesen „Aufruf an die Deutschen sich unter den Fahnen des Vaterlandes und der Ehre zu sammeln" entworfen. Es heißt in diesem u. A.: „Deutsche! unglückliche, schmachvolle Werkzeuge des Ehrgeizes eines Fremdlings, ermannt und erhebt Euch! Erinnert Euch, daß ihr seit Jahrhunderten in der Geschichte die Stelle eines großen in den Künsten des Krieges und des Friedens sich auszeichnenden Volks einnehmt, lernt aus den neuesten Beispielen der Spanier und Portugiesen,

was der kräftige Wille eines Volkes gegen den eingedrungenen, übermüthigen, räuberischen Fremdling vermag. Ihr seid unterdrückt, aber noch nicht entartet, „verriethen gleich viele Eurer Fürsten die Sache des Vaterlandes, statt für sie zu bluten und zu fallen, ließen sich gleich viele Eures Adels und Eurer Staatsbeamten zu Werkzeugen seines Untergangs gebrauchen, statt dem ehrenvollen Berufe zu gehorchen, seine Vertheidiger zu werden," (diese Stelle fand Alexander zu kräftig) — so ist doch die Mehrzahl Eures Volkes bieder, tapfer, des Drucks der Fremdlinge unmuthig, Gott und dem Vaterlande getreu. Ihr, die der Eroberer auf Rußlands Grenzen getrieben hat, verlaßt die Fahnen des Verderbens, der Schande, der Knechtschaft, sammelt Euch unter denen des Vaterlandes, der Freiheit, der Nationalehre, die unter meinem Schutze errichtet werden. Deutsche! wählt, folgt dem Rufe des Vaterlandes und der Ehre, oder geht unter in Schande, Elend und Erniedrigung." — Dieser Aufruf war auf Allerhöchsten Befehl Sr. Kaiserlichen Majestät, des Kaisers von Rußland, von dem Oberfeldherrn des russischen Heeres Barclay de Tolly unterzeichnet. — So sehr hatte sich damals die Welt verkehrt, daß aus der Heimath des Despotismus, des Fanatismus, der Ruf der Freiheit und Nationalehre an die Deutschen gerichtet wurde, um gegen das den weltbewegenden Grundsätzen seiner Revolution ungetreu gewordene Frankreich geführt zu werden.

Zu gleicher Zeit schrieb Stein auf des Kaisers Befehl an Münster, um das Bündniß Rußlands mit England zu beschleunigen, außerdem an eine Menge der gleichgesinnten Männer, wie Gneisenau, damals in Stockholm, später in London, Walmoden in Spanien, Pfuel und Humboldt in Wien, Vincke, Grolmann in Jena, Scharnhorst, Boyen, Schön u. A., welche

mit ihm eines Sinnes darin waren, daß, wenn der Tyrannenherrschaft Napoleon's ein Ende gemacht werden sollte, man sich in nächster Zeit nicht mehr an die Regierungen, sondern an das Volk zu wenden habe. Der Staatsrath Gruner in Prag ward von der Errichtung des deutschen Comité's in Kenntniß gesetzt, erhielt bedeutende Geldsummen und den Auftrag, über Alles was im Rükken der französischen Armee sich ereigne, genaue Nachricht einzuziehen, das Volk aufzuregen, einzelne Aufstände zu unterstützen, kleine bewegliche Trupps zu bilden, welche Couriere auffingen 2c. Der thätige Mann hatte bald über ganz Deutschland, vom Bodensee bis zur Ostsee, ein Netz von fest angestellten Beobachtern gebildet, mit dem er durch vertraute Reisende eine stete Verbindung unterhielt. Stein schrieb den zu befolgenden Plan einer Insurrection genau vor, wenn Engländer und Schweden in Deutschland landen würden. Die französische Partei in Preußen verrieth Gruner an die Franzosen, und Oesterreich mußte ihn festnehmen lassen. Aus seinen Papieren erkannte Metternich den Umfang der Verbindungen und warnte den französischen Gesandten in Wien vor Preußen: „Der böse Geist, welcher in diesem Lande herrsche, könne leicht eine Erschütterung oder einen Aufstand bewirken, welcher hunderttausend Menschen zum Vortheil Rußlands in die Wagschale werfen würde. Man müsse nicht die Kraft des Volks mit dem Willen des Königs verwechseln."

Auch Ernst Moritz Arndt, der kerndeutsche Mann, folgte dem Rufe Stein's und ging nach Rußland, um durch alle Mittel einer volksthümlichen Beredtsamkeit und seine Schriften, welche unter den Deutschen bei dem Vorrücken der russischen Armee verbreitet werden sollten, Begeisterung einzuflößen. Auch manche andere „Schwerenothsarbeit" fiel für diesen wackern Kämpfer ab.

Indessen hatte sich die russische Armee unter Barclay de

Tolly nach dem befestigten Lager bei Drissa zurückgezogen, Litthauen fiel in französische Hände. Während in dem Hauptquartier unter den Generalen Unschlüssigkeit, Eifersucht und Verwirrung herrschten, ob man weiter sich zurückziehen oder den Feind angreifen sollte, Einige sogar Friedensunterhandlungen verlangten, blieb Stein ruhig, nur ein Ziel, die Befreiung Deutschlands durch Erhebung des Volks im Auge haltend. Heftig erklärte er sich gegen eine Denkschrift des Prinzen von Oldenburg, in welcher dieser als Grundsatz aufstellt, daß man bei einer etwaigen Landung der Engländer und Schweden in Deutschland nicht die Völker aufreizen, die geheimen Verbindungen nicht benutzen, vielmehr ausschließlich die vertriebenen Fürsten unterstützen müsse, und die Grundsätze Stein's für revolutionair erklärte. „Er wollte in diesem Falle," schrieb er an den Kaiser, „sich von der Behandlung aller Geschäfte, welche sich auf die Leitung des öffentlichen Geistes im Innern Deutschlands bezögen, zurückziehen." Der Kaiser aber entband den Oldenburger Fürsten von dem Vorsitz des deutschen Comité's. Stein hatte sich damals ungescheut über die Vielherrschaft in Deutschland, über die egoistischen Ansichten der Fürsten, welche von Gottes Gnaden die Völker nur benutzen wollten, um ihre alte Cabinets-, Minister-, Kammerdiener- und Maitressenwirthschaft wieder herzustellen, über die Unfähigkeit des größten Theils der Fürsten warm und derb ausgesprochen, so wie dafür, daß Alles für die Freiheit der deutschen Nation aufgeboten werden müsse, welcher die Fürsten, so gut als die letzten ihrer Unterthanen, das Opfer ihres Vortheils zu bringen verpflichtet seien, — das war freilich eine Sprache, welche in den Ohren der Fürsten nicht angenehm, ja frech klang. —

Der Kaiser verließ seine sich zurückziehende Armee, und ging über Moskau nach Petersburg. Stein begleitete ihn. Wir besitzen in seinen Tagebüchern interessante Notizen über beide Städte,

welche den aufmerksamen Beobachter bekunden. Er war der Löwe der Petersburger Gesellschaft, aber in ganz anderm Sinne, als man dies Wort gewöhnlich nimmt. Ueberall zollte man ihm die höchste Achtung. Sein Muth, seine Kühnheit, noch mehr sein Witz und seine Liebenswürdigkeit gewannen ihm selbst die stolzen altrussischen Großen, sowie die Frauen die sittliche Schönheit und Klarheit seines Wesens. Er war der unerschütterliche Fürst und Feldherr des Muthes. Als Kutusow nach der gräßlichen Schlacht bei Borodino (7. Septbr.), das Capitol der Russen Moskau aufgegeben und Rostopschin's Befehl es in Flammen gesetzt hatte, verbreitete diese Nachricht in Petersburg allgemeine Bestürzung, und Großfürst Constantin rief Frieden! Frieden! Die Kaiserin Mutter und der Verehrer Napoleons, der allmächtige Minister Romanzoff flüsterten Frieden! — Nur Stein trug sein Haupt um desto heitrer und stolzer. „Ich habe ihn gesehn, diesen heitern Muth," erzählt Arndt. „Es kann sein," sprach Stein, „daß wir nach Orel oder gar nach Orenburg die Fahrt werden antreten müssen. Ich habe mein Gepäck im Leben schon drei, vier mal verloren. Was thuts? Sterben müssen wir ja doch einmal, darum sollen wir tapfer sein. Es ist ein erbärmlich Volk, die meisten Menschen. Und er befahl frischer einzuschenken und wir tranken auf eine fröhliche Zukunft." — Wie sein Muth heller und blitzender hervortrat, je dunkler das Gewölk der Gefahr sich zu thürmen schien, so zeigte er auch den Muth des Mannes ungescheut vor den höchsten Personen, sobald es darauf ankam, eine Unbilligkeit oder Ungerechtigkeit gegen Andere zurückzuweisen. — Nach den ersten Nachrichten von der Räumung Moskaus und dem begonnenen Rückzug der Franzosen sprach sich die Freude darüber auch an der kaiserlichen Tafel aus, zu welcher Stein eingeladen war, und die früher so entmuthigte Kaiserin Mutter sprach im verächtlichen Tone die Worte: „Ich würde mich

schämen eine Deutsche zu sein, wenn auch nur ein Franzose über den Rhein zurückkäme." — Bei diesen Worten entfärbte sich Stein und plötzlich sich erhebend, sprach er ernst: „Ew. Majestät haben Unrecht dies zu sagen. Sie sollten nicht sagen, Sie werden sich der Deutschen schämen, sondern sollten Ihre Vettern nennen, — die deutschen Fürsten." Die Kaiserin Mutter, anfangs bestürzt über die kräftige Rede, erwiederte würdig: „Sie haben Recht, Herr Baron, und ich danke Ihnen für die Lection!"

Stein's Thätigkeit in Rußland war eine ungeheure zu nennen. Sein Ansehn und Einfluß wirkte auf die Ansichten und Beschlüsse des Kaisers, auf die Stimmung der höchsten Kreise, und überhaupt auf die Maßregeln und Anstalten des Kriegs mit unwiderstehlicher Gewalt. Und bei Allem, was er that, hatte er nur die einstige Größe und Macht Deutschlands im Auge. Am 18. September 1812 übergab er dem Kaiser eine „Denkschrift über Deutschlands künftige Verfassung." — „Um Deutschland groß und mächtig zu machen," heißt es darin, „muß es entweder zu einer Monarchie vereinigt, oder dem Laufe des Mains nach zwischen Oesterreich und Preußen, oder so getheilt werden, daß man vielleicht einige deutsche Länder unter einem Bündnisse mit Preußen und Oesterreich bestehen läßt." Der Theilung Deutschlands zwischen Preußen und Oesterreich giebt er indessen den Vorzug, „Deutschlands Gränzen müßten aber nothwendig die Maas, das Luxemburgische, die Mosel, die Vogesen und die Schweiz sein."

Indessen erfolgte der Rückzug der französischen Armee mit seinen Schrecken, entsetzlicher als die lebendigste Phantasie sie zu erfinden vermag. — Eine Partei in Rußland wollte den Kaiser bestimmen, den Krieg nur bis zum Niemen, höchstens bis zur Weichsel fortzusetzen, die Partei, an deren Spitze der bei Alexander viel-

geltende Romanzoff stand. Nie hat es wohl einen Moment von größerer Einwirkung auf die Weltbegebenheiten gegeben, als den, wo Stein und nur er allein, dieser mächtigen Partei gegenüber trat, und den schon auf ihren Plan eingehenden Kaiser bestimmte, in das Innere Deutschlands vorzudringen, dies Land, so wie Oesterreich und Preußen in Bewegung zu setzen und das Schwert nicht eher in die Scheide zu stecken, bis Napoleon gänzlich besiegt und Frankreich auf die Gränzen vor der Revolution zurückgewiesen sein würde. — Und Alexander beugte sich vor den Ansichten des großen Staatsmannes, welche dieser in einer Denkschrift (Petersburg 17. Novbr. 1812) niedergelegt hatte. — Romanzoff wurde entfernt, die Armeeführer erhielten neue Befehle, Alexander entfernte alle blinde Bewunderer Napoleons aus seiner Umgebung, und ging über den Niemen in der Absicht, Deutschland zu befreien, — und war, wie es nach einem Gespräch mit Stein schien, mit der Theilung Deutschlands zwischen Oesterreich und Preußen einverstanden. —

Zu gleicher Zeit theilte Stein dem Prinzregenten von England und dem englischen Ministerium seinen Verfassungsplan für Deutschland mit, und da er weit davon entfernt war, das Heil Deutschlands einzig und allein von dem russischen Zaren zu erwarten, oder es ihm ausschließlich anheim zu geben, so suchte er durch Münster dahin zu wirken, daß England in erster Stelle die Führung der deutschen Angelegenheiten übernähme, denn schon traten die Gelüste Rußlands auf Polen bis zur Weichsel hervor. Aber Stein's unbestechliches Herz und seine klare Einsicht ließ sich durch die Gunst des Zaren weder blenden, noch von dem Einen Ziele, welches er verfolgte, ablenken. Er erklärte das Gelüste Rußlands als von der größten Gefahr für Preußen und für Deutschland. Mit einer seltenen politischen Prophetengabe, wie diese nur Machia-

velli besaß, ausgerüstet, enthüllte sich ihm schon damals das Schicksal, welches sich für Polen vorbereitete, und welches er nicht ohne Gefahr für Preußen kommen sah. —

Am weitesten in seinen Ansichten geht Stein in den Enthüllungen seines politischen Glaubensbekenntnisses an Münster (1. Decbr. 1812), welcher ihm den Vorwurf gemacht hatte, von allzustrenger preußischer Gesinnung zu sein. „Ich habe nur Ein Vaterland," schreibt er, „und das heißt Deutschland. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblicke großer Entwickelungen vollkommen gleichgültig, sie sind blos Werkzeuge. Mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Unabhängigkeit, Selbstständigkeit und Nationalität wieder zu erlangen und gegen Frankreich und Rußland zu behaupten. Das ist das Interesse der Nation und ganz Europas; es kann auf dem Wege alter, verfaulter Formen nicht erhalten werden. Mein Glaubensbekenntniß ist Einheit. Ich hoffe auf Preußen, — machen Sie meinetwegen Oesterreich zum Herrn von Deutschland, — ich wünsche es, wenn es ausführbar ist. Soll sich der blutige Kampf, den Deutschland zwanzig Jahre unglücklich bestanden, und zu dem es jetzt wieder aufgefordert wird, mit einem Possenspiele endigen, so mag ich wenigstens nicht Theil daran nehmen, sondern ich kehre in das Privatleben eilig und freudig zurück." —

Stein's Ahnung ging in Erfüllung, aber er hielt auch Wort. —

Eine Einladung des Kaisers bestimmte ihn Petersburg zu verlassen und dem Hauptquartier zu folgen (5. Januar 1813). Acht Tage später erreichte er im Fluge russischer Schlittenfahrt mit Arndt die preußische Gränze. —

Siebenter Abschnitt.

1813 bis 1831 (21. Juni).

Stein in Königsberg. — Die Kriege von 1813, 1814, 1815. — Die Centralverwaltung. — Der Wiener Congreß. — Getäuschte Hoffnung. — Stein in Kappenberg. — Monumenta historica Germaniae. — Sein Tod. — Schilderung seiner Persönlichkeit.

Stein kehrte mit der alten Zuneigung für Preußen zurück, weil er in ihm den Halt und Kern Deutschlands, die Hoffnung und die Sicherheit, Erhaltung und Fortbildung des gesammten Vaterlandes erblickte. Zunächst war ihm darum alles daran gelegen, Preußen davor zu bewahren, daß es nicht von den russischen Generalen als ein erobertes Land behandelt würde, wodurch die, den Russen günstige Stimmung der Bevölkerung, der Landstände, des Heeres unter Yorks Befehl und sämmtlicher Beamten sich in eine feindselige verwandelt haben würde; und nur zu wohl erkannte er, daß in dem gegenwärtigen Augenblicke die Erhebung und Befreiung Deutschlands einzig und allein von dem Anstoße, welcher von der Provinz Ostpreußen ausgehen werde, zu hoffen sei. Die Lage der Provinz Preußen war dadurch bedenklich und unsicher, daß sie von dem Könige noch fortwährend Befehle empfing, welchen die Aufrechthaltung des

Bündnisses mit Frankreich zum Grunde lagen; mit einem Worte: Preußen wußte selbst nicht, wem es angehörte.

Diesem peinlichen Zustande ein Ende zu machen, ließ Stein sich von dem Kaiser Alexander eine Vollmacht ausstellen, welche ihm die Aufsicht und Leitung sämmtlicher Provinzialbehörden übertrug, so wie die Hilfsquellen des Landes zu Gunsten der guten Sache nutzbar zu machen gestattete. — Stein hatte anfangs nicht die Absicht, von dieser unbeschränkten Vollmacht den Militair- und Staatsbehörden gegenüber Gebrauch zu machen, er hoffte, seine Verdienste um Preußen, sowie die Achtserklärung Napoleon's würden ihm überall Vertrauen erwecken, aber er fand sich bitter getäuscht. Der General York, welcher durch eine Uebereinkunft mit den Russen (30. Dcbr.) mit dem früher unter Macdonald stehenden preußischen Hilfscorps eine neutrale Stellung in Ostpreußen eingenommen hatte, sah von jeher schon in Stein nur einen Revolutionär; Schön, jetzt Regierungspräsident, schien auch kälter; überall stieß der durch und durch deutsche Mann auf beengtes, einseitiges Patriotenthum, auf büreaukratische Officianten, auf allerlei Arglist und Umtriebe, obgleich er die unzweideutigsten Beweise gab, die Interessen Preußens gegen die Uebergriffe der russischen Generale zu wahren. Man sprengte aus, Stein sollte Preußen im Namen Rußlands in Besitz nehmen, man warnte von Berlin aus vor russischen Umtrieben, das preußische Cabinet liebäugelte mit Napoleon und unterhandelte insgeheim mit Alexander. Stein, dem die ungeheure Aufgabe geworden war, den schwerfälligen russischen Coloß hinter sich her auf den Kampfplatz zu schleppen und Preußen vorwärts zur Entscheidung zu drängen, griff überall durch, in so ernste Conflicte er auch mit York und Andern gerieth, — er öffnete die preußischen Häfen, machte dadurch den Anfang der Zerstörung des Napoleon'schen Continental-Systems, setzte die Be-

rufung der Landstände gegen alle Opposition, daß diese der König berufen müsse, durch, und dieser Landtag hieß, gegen die Ansichten des Cabinets, den Abfall York's gut und gab Verordnungen zur allgemeinen Volksbewaffnung. „Dieser Landtag", sagt Schön, „ist wichtiger als der Brand von Moskau und 26 Grad Kälte; er gab der York'schen That erst Fundament und Kraft, weil das Volk auf ihm so sprach, wie es sprach." — Am 7. Februar 1813 verließ Stein Königsberg, um sich in das Hauptquartier des Kaisers zu begeben, nachdem er während seiner funfzehntägigen Anwesenheit in Ostpreußen dem Kriege gegen Frankreich einen festen Standpunkt, der Volksbewegung eine Physiognomie gegeben hatte.

Auf seinen Vorschlag sendete ihn Alexander nach Breslau, wohin sich Friedrich Wilhelm III. von Berlin begeben hatte, um den König zur Entscheidung und zum Anschluß an die große Sache der Befreiung Deutschlands zu drängen. Noch war der französische Gesandte Marsan am preußischen Hofe. Der General Kalkreuth, ein Mitglied der französischen Partei, verrieth diesem Stein's Aufenthalt; aber der Gesandte konnte ihn blos beobachten lassen, die französische Partei hatte ihre Macht verloren. Der Vertrag zwischen Preußen und Rußland kam zu Kalisch (28. Febr. 1813) zu Stande. — Darauf kamen die großen Tage der Erhebung Preußens, jenes in der Geschichte Preußens und Deutschlands unvergeßliche Frühjahr und Sommer 1813, das Jugendalter einer neu beginnenden Zeit, in welcher Preußen es darthat, daß ein Volk, welches frei leben und frei sterben will, durch keine Macht der Erde bezwungen werden kann, und in welcher es durch sein Beispiel dem ganzen deutschen Vaterlande voranleuchtete. Wir brauchen diese Zeit hier um so mehr nur zu erwähnen, da sie im zweiten Theile unseres Gesammtwerks schon geschildert ist.

Die vielfältigen Arbeiten, die ungeheuersten geistigen Anstrengungen und Reisen bei bösem Wetter zogen Stein ein Nervenfieber zu, welches ihn an den Rand des Grabes brachte. Kaum genesen, eilte er wieder in das Hauptquartier der Verbündeten, dem er von jetzt an bis Paris folgte. Stein war ein Mann von Wort. Nach der Schlacht von Leipzig hatten er und Gneisenau sich gelobt: „Der Krieg dürfe nur mit der Entthronung Napoleon's enden". — Gneisenau gedachte dieses Gelöbnisses stets bei dem schlesischen Heere unter dem unerschütterlichen Blücher, — Stein im Hauptquartier.

Stein's Plan, alle deutsche Rheinbundsfürsten entweder von Land und Leuten ihres undeutschen Wesens wegen zu vertreiben, oder sie zu Vasallenstaaten Oesterreichs und Preußens zu machen, Deutschland einiger, groß, weltgebietend zu sehen, sollte nicht in Erfüllung gehen.

Unter den vielbesprochenen großen Maßregeln, welche Stein vorschlug, um die Kraft der Völker und Länder für den Zweck des Kriegs, der in seinen Augen Zweck der deutschen Nation überhaupt war, auf die wirksamste Art zu verwenden, war die Centralverwaltung der im Jahr 1813 befreiten Länder eine der wichtigsten. Eine Verwaltungsbehörde ward nach einer Convention der verbündeten Mächte (21. Octbr. 1813) eingerichtet, welche im Namen dieser alle von ihren Truppen besetzten Länder einstweilen regieren sollte, um in denselben für die gemeinschaftliche Sache Beiträge zu den Kriegskosten, insbesondere zur Unterhaltung der fremden Truppen in den besetzten Provinzen zu erheben, die Landesbewaffnung zweckmäßig zu leiten und über die innere Verwaltung die Aufsicht zu führen. Später umfaßte die Centralverwaltung auch die jenseits des Rheins in Besitz genommenen Länder: sie regierte die einzelnen Länder durch Generalgouverneure; ein solcher war

z. B. der russische Fürst Repnin für das Königreich Sachsen. In Deutschland waren drei solche General-Gouvernements, in Frankreich zwölf. — Stein, schon Mitglied der unter dem Vorsitze des Feldmarschalls Fürst Schwarzenberg zur Organisation des Vertheidigungssystems von Deutschland ernannten Commission, ward an die Spitze jener Centralverwaltung gestellt, — welche er überhaupt vorgeschlagen hatte. Aber sie wurde weder so eingerichtet, wie er sie sich dachte, noch weniger so fortgeführt, wie er es wollte. Durch tausend Conflicte sich begegnender und durchkreuzender Ideen wurde er dabei gestört, besonders als im Frieden zu Ried mit Baiern (8. Octbr. 1813) Grundsätze aufgestellt und bald auch in den spätern Verträgen mit den andern Rheinbundfürsten Norm wurden, die seinem Institute nur eine geringfügige Wirksamkeit übrig ließen.

Die Grundsätze, welche bei dem ersten Pariser Frieden (30. Mai 1814) befolgt wurden, waren mit Stein's Ansichten im Widerspruch. Dann kam die Zeit des Wiener Congresses (1. Novbr. bis März 1815), die Zeit, wo die Schreibfedern größtentheils zerstören sollten, was die Schwerter gewonnen hatten, wo zum Ingrim Stein's Preußen, der Staat, von welchem die heiligste Begeisterung und die großartigsten Ideen ausgegangen waren, am Geringsten belohnt wurde, während England, Oesterreich und Rußland genug für sich sorgten, wo viel getanzt, dinirt, geschlittenfahrtet, viel jüdisches Mäkeln und Schachern mit Ländern und Besitzthum getrieben, aber an die Rechte des Volkes, dessen Vertrauen und Kraft eben erst die Fürsten gerettet hatte, nicht gedacht wurde. — Dafür bereicherte sich die Sprache der Diplomaten durch das Talleyrandsche Wort „Legitimität", d. i. göttliches Recht der Fürsten. —

An den Verhandlungen dieses Congresses nahm Stein keinen Antheil. Zwar war er in Wien, aber er konnte mit den dort gel-

tend gemachten Grundsätzen und Ansichten nicht harmoniren, bei denen man dem feinen Franzosen Talleyrand zu viel Spielraum ließ, und wo Hardenberg, von noch feinern Diplomaten überlistet, (so meinte Stein), es zugab, daß Preußen mit schlechter Grenze im Westen, durchbrochen in der Mitte, mit großen Opfern an Hannover (Ostfriesland u. s. w.) nicht einmal zu seiner eignen vollen Entschädigung gekommen ist. Stein verlangte schon vor dem Congresse Lothringen mit Metz, den Elsaß und Straßburg für Deutschland, als unerläßliche Bedingung des Friedens. Aber er predigte tauben Ohren.

Man hat ihm den Vorwurf gemacht, seit der Einnahme von Paris und auf dem Congresse zu Wien für die Einrichtung und Gestaltung des wiedergewonnenen Vaterlandes nicht rüstig und thätig genug gewesen zu sein, aber man hat nicht bedacht, daß bei den ihm widerwärtigen Grundsätzen, welche seit dem ersten Pariser Frieden befolgt wurden, dem kräftigen deutschen Manne, dessen Charakter mit Allem, was zu Accommodationen gehört, unverträglich war, dessen Weg stets ein grader, offener war, der sich in seinen patriotischen Hoffnungen und Erwartungen getäuscht fühlte, wie Tausende mit ihm, nichts übrig blieb, als sich von den Staatsverhandlungen zurückzuziehen. Er schrieb an Gagern: „Zu Wien haben sie finalement nur halbe Arbeit gemacht und die Nation über Bund und Bundessystem gar nicht begriffen. Und nachdem wir so sehnlich Eintracht zwischen Oesterreich und Preußen im Großen gewünscht, so wollten wir doch keineswegs ein solches Schmiegen und Assimiliren in Dingen, die sich wenig ähnlich sind, wie Lage und Verhältniß bei den Regierungen gegen ihre Völker. Der Fürst Metternich, gewohnt zu verführen, verführte darin das preußische Cabinet und beschädigte dadurch Beide, — ja — uns Alle.“ Dies vorahnend, zog sich Stein, der letzte der alten reichsunmittelbaren

Reichsfreiherren, in die Stille seiner wiedergewonnenen Burgen und Herrschaften in Nassau zurück, zufrieden, an der Erweckung der alten Volkskraft Deutschlands tüchtig mitgearbeitet zu haben, doch auch nicht ohne Trauer über das, was mehr noch hätte gewonnen werden können und sollen. „Ja, lieber Freund," sagte er zu Arndt (1816), „wir haben viel gewonnen, aber vieles konnte auch anders sein. Gott regiert die Welt und verläßt keinen Deutschen, und wenn wir treu und deutsch bleiben, so werden wir's mit allen Feinden auch künftig wohl aufnehmen. Ich sehne mich heraus, diese Welt ist einmal so, daß man auf der großen Straße meist nicht vorwärts kann, und doch auf der krummen nicht fahren soll. Es bleibt dabei, die Umstände und Verhältnisse stoßen und treiben die Menschen; sie handeln und meinen: sie thun es. Gott entscheidet." — Alle Anträge zu erneuerter öffentlicher Wirksamkeit lehnte er ab. Doch wandte er deshalb seinen Blick nie vom Allgemeinen ab; er fuhr fort, von seinem kleinen Kreise aus seine tüchtige Gesinnung in Schrift und Wort zu bethätigen. Von Preußen und Rußland wurde er oft um Rath gefragt. Auch auf andere Weise lebte er im Gegenwärtigen und Nächstvergangenen. Auf seinem Schlosse zum Stein in Nassau erbaute er in alter deutscher Weise einen Ritterthurm, den er mit Bildern, Büsten der Herrscher, Helden und großen Männer und andern Denkmälern seiner Zeit füllte, und in welchem er künftig wohnen, denken, schreiben, studiren und beten wollte. Er bekleidete ihn von Außen mit den Bildern der christlichen Cardinaltugenden und mit der Inschrift: „Nicht mir, nicht mir sondern deinem Namen gebührt die Ehre." In ihm stand er oft sinnend lange vor dem Bildnisse seines zu früh heimgegangenen Scharnhorst, — die durch Beide geschaffene große Zeit Preußens mit der Gegenwart vergleichend. Was war von ihren Hoffnungen in Erfüllung gegangen? Den Schmerz über die

verlorene Gattin (1819), deren Leben mit den schönsten Tugenden geziert nur eine Reihe von Anstrengungen, Entbehrungen und Aufopferungen gewesen war, zu zerstreuen, durchreiste er mit seinen Töchtern Süddeutschland, die Schweiz und Italien. —

Auf dieser Reise sammelte er auch Hilfsmittel und Materialien zu einem großen Unternehmen, zu einer zeitgemäßen kritischen Quellensammlung der Geschichte des Mittelalters, und warb dazu gleichgesinnte Freunde, tüchtige Gelehrte, großmüthige Gönner. Dies literarische deutsche Nationalunternehmen ist das große Werk: Monumenta historica Germaniae ab anno Christi 500 usque ad annum 1500. Hannover 1826. ff. Unter den gewonnenen Freunden trat der Freiherr von Gagern, der sich Stein's Melanchthon nannte, obenan; Beide führten einen für die Geschichte der Zeit und für die Politik höchst bedeutenden Briefwechsel.

Wie in seinem ganzen Leben, so blieb Stein auch ferner Preußen zugethan, denn er erkannte, wie wir schon gesagt haben, mit Recht in ihm den Kern und Halt Deutschlands, und die Hoffnung der Sicherheit, Erhaltung und Fortbildung des gesammten Vaterlandes. Darum wohnte er auch am liebsten auf dem, gegen seine Posener Besitzung Birnbaum umgetauschten, in der reizendsten Gegend Westphalens gelegenen Schlosse Kappenberg. Nach seinen Anordnungen wurde die Besitzung durch die reizendsten Anlagen verschönert. Hier genoß der edle Greis seine Erquickungsstunden, hier liebte er die Verhältnisse und die Menschen am Meisten, — er fühlte sich noch von seinem ersten Aufenthalt in Westphalen her hier am heimischsten, hier wollte er das Ende seiner irdischen Laufbahn erwarten.

Preußens König, Friedrich Wilhelm III., beschenkte ihn fortwährend mit Beweisen seiner Dankbarkeit, wohin der schwarze Adlerorden und die Erhebung in die erste Adelsklasse der Monarchie gehörte. Die höchsten Orden Rußlands, Oesterreichs, so wie die

anderer Länder, schmückten schon lange seine Brust. Auch wurde er zum Landtagsmarschall des Provinziallandtags von Westphalen gewählt und bestätigt (1826), obwohl er die Nationalrepräsentation der ganzen Monarchie, welche er gehofft und angebahnt, welche Preußen auf dem Wiener Congresse versprochen, nicht erlebte. Auch Mitglied des preußischen Staatsraths wurde er (1827). „Dieser Mann konnte nicht schlafen, noch träumen, so lange es Tag war," sagt Arndt. „Als großer Grundbesitzer, als Rathgeber, Freund und Nachbar des Bauers und Edelmanns, als Staatsrath, als Vorsitzer der westphälischen Synode, — kurz als Mensch, Mitbürger, Staatsmann war er Förderer, Rather, Helfer, Ermunterer und Warner bis an's Ende." —

Oft freilich ward ihm seine Muse unbehaglich und seine Stimmung unzufriedener und erbitterter, als billig. Der alte Reichsritter und Erzaristokrat kam ihm oft in den Mund und in die Feder. Daher auch manche sehr scharfe und widerliche Urtheile in seinen Briefen an Gagern. Dazu kommen Verleumdungen und Verdächtigungen, welche den durchaus ehrenhaften Mann auf das Bitterste verletzten, z. B. die eines Herrn v. Sala dem Fürst Metternich gegenüber, der von Stein zur Vergiftung des baierschen Ministers Montgelas aufgefordert zu sein vorgab, wie Bourienne (Memoiren 8. Th.), doch nur als Gerücht erzählt. Natürlich konnte und mußte Stein sich rechtfertigen. Er trat dabei mit aufgehobenem Visir, ein echter Ritter, auf. Auch die Stürme, welche die Julirevolution 1830 wieder in Belgien und Deutschland hervorrief, erweckten in ihm manche Sorge, wenn auch nicht Furcht, die er nicht kannte. — Wäre wirkliche Gefahr genaht, er würde ihr kühn entgegen getreten sein.

Aber das Ende dieses gewaltigen Lebens war nahe, — nach einer Unpäßlichkeit weniger Tage war Stein nicht mehr unter den Leben-

den. Schon seit längerer Zeit litt er an Brustbeklemmungen, schlagartige Zufälle stellten sich ein. Er selbst ahnte von da an seinen baldigen Tod. Im Juni 1831 steigerte sich sein Uebelbefinden durch Erkältung; katarrhalische Beschwerde wurde ein heftiges Fieber, — ohnehin schlug sein Puls auch im ruhigsten Zustande immer hundert Schläge. Den 21. Juni 1831, — er hatte gerade für diesen Sommer eine Menge kleiner Reisen und Wanderungen sich entworfen, „aber Gott wollte," sagt Arndt, „er sollte die glücklichste Reise machen," — starb er mit voller Besonnenheit, nachdem er noch von allen Anwesenden einen ernst ermahnenden und doch liebreichen Abschied genommen, auch den Pflichten eines Christen Genüge gethan hatte, — wie er stets der häuslichen Andacht täglich eine Stunde widmete, — mit der Ruhe eines Weisen, wie auch das heitere Gesicht des Entschlafenen bezeugte, im fünf und siebenzigsten Jahre seines Alters. Die Leiche wurde, auf ihrem Zuge überall mit der innigsten Rührung und Verehrung empfangen, zur Familiengruft in Frücht gebracht, und, da er nur zwei Töchter, die Gräfinnen Giech und Kielmannsegge hinterließ, mit Schild und Helm begraben. —

Klein, gedrungen, breit, mit einer prächtigen breiten Stirn, mit geistreichen freundlichen, aber in Aufregung scharfen, funkelnden Augen, so war Stein's Aeußere. Sprach er, so waren seine Worte derb, klar, fest, mit kurzer Geschwindigkeit, gleich Pfeilen von dem Bogen grade in das Ziel geschnellt. Aus allen Zügen leuchteten Redlichkeit, Festigkeit und Muth. — Andere, besonders Gegner, deren er viele hatte, nennen ihn jähzornig, oft bis zur Uebereilung rasch, herrisch, sich selten unterrichten lassend, von rücksichtsloser, verletzender Derbheit. Aber Keiner hat an seiner Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit für große Organisationen gezweifelt. Stolz auf seinen uralten Adel, war er aber auch ein Edelmann im größten Styl und

ein „Nummer-Eins-Mann," sagt Arndt, „im innersten Wesen, doch demüthig und bescheiden, sehr wohlthätig, streng sittlich als Mensch, ein Mann des Muthes und des Glaubens, grade gehend durch das Leben," „denn," sagte er oft, „es darf nichts gethan werden, was nicht grade und offen gethan werden kann." Darum hat man ihn wohl genannt: „Alles Rechtes Grundstein, Alles Unrechts Eckstein, Deutscher Ehre Schlußstein." —

Gagern schlug für das Denkmal Stein's, — noch ist dem großen Manne keins errichtet, — die Inschrift vor:

Karl vom Stein —
Steh' Wandrer,
Du erblickst einen Mann.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Inhalt.

Ewald, Armin

Preußens Ruhm und Preußens Ehre Geschichte des preußischen Staats bis zur Krönung des ersten Königs im Allgemeinen, von diesem Zeitraum bis auf die Gegenwart im Besonderen, in historisch-biographischen Darstellungen seiner Regenten, Heerführer, Staatsmänner, Gelehrten u. s. w
Bd.: 4

Cassel 1855